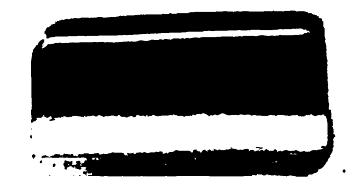
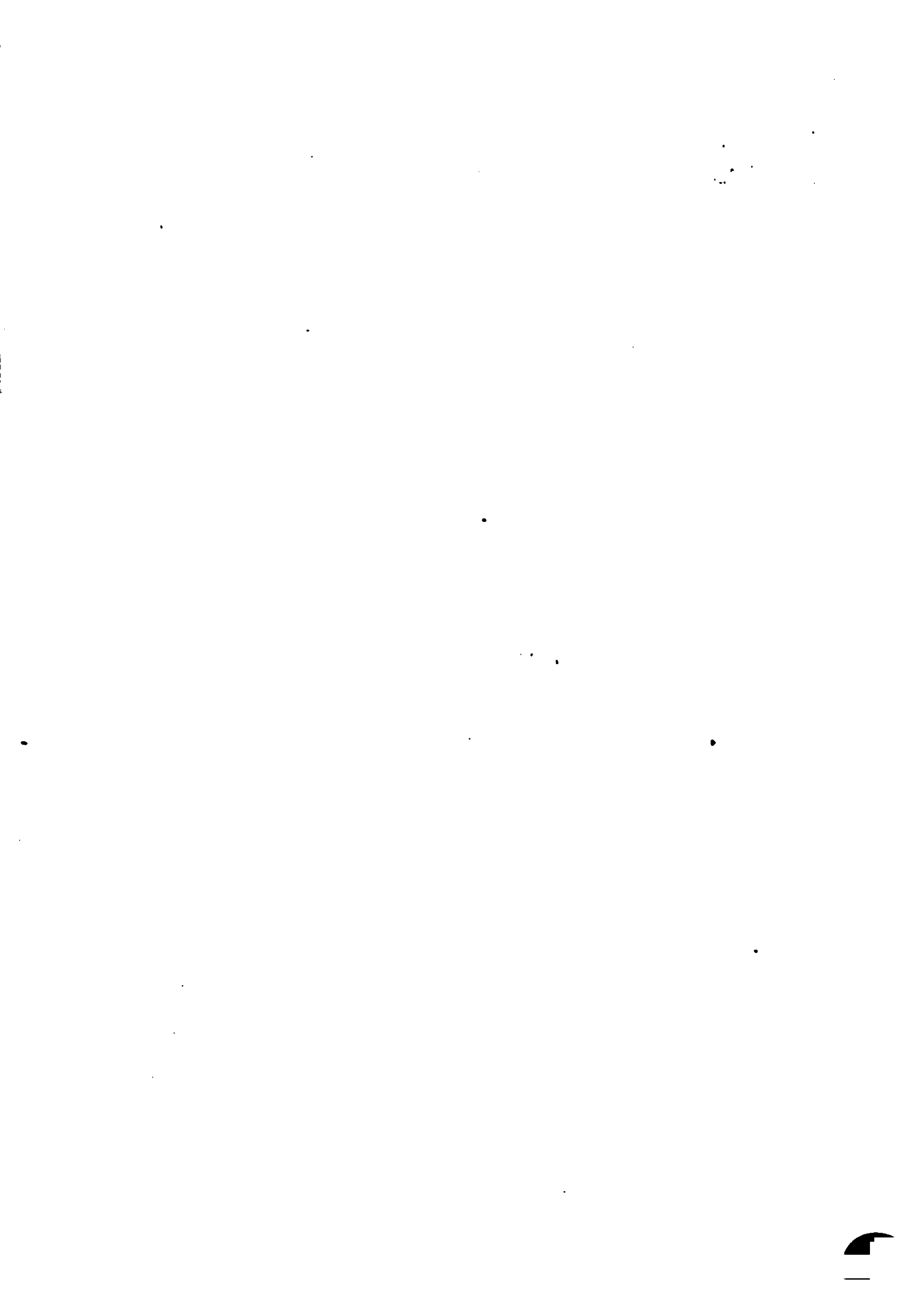
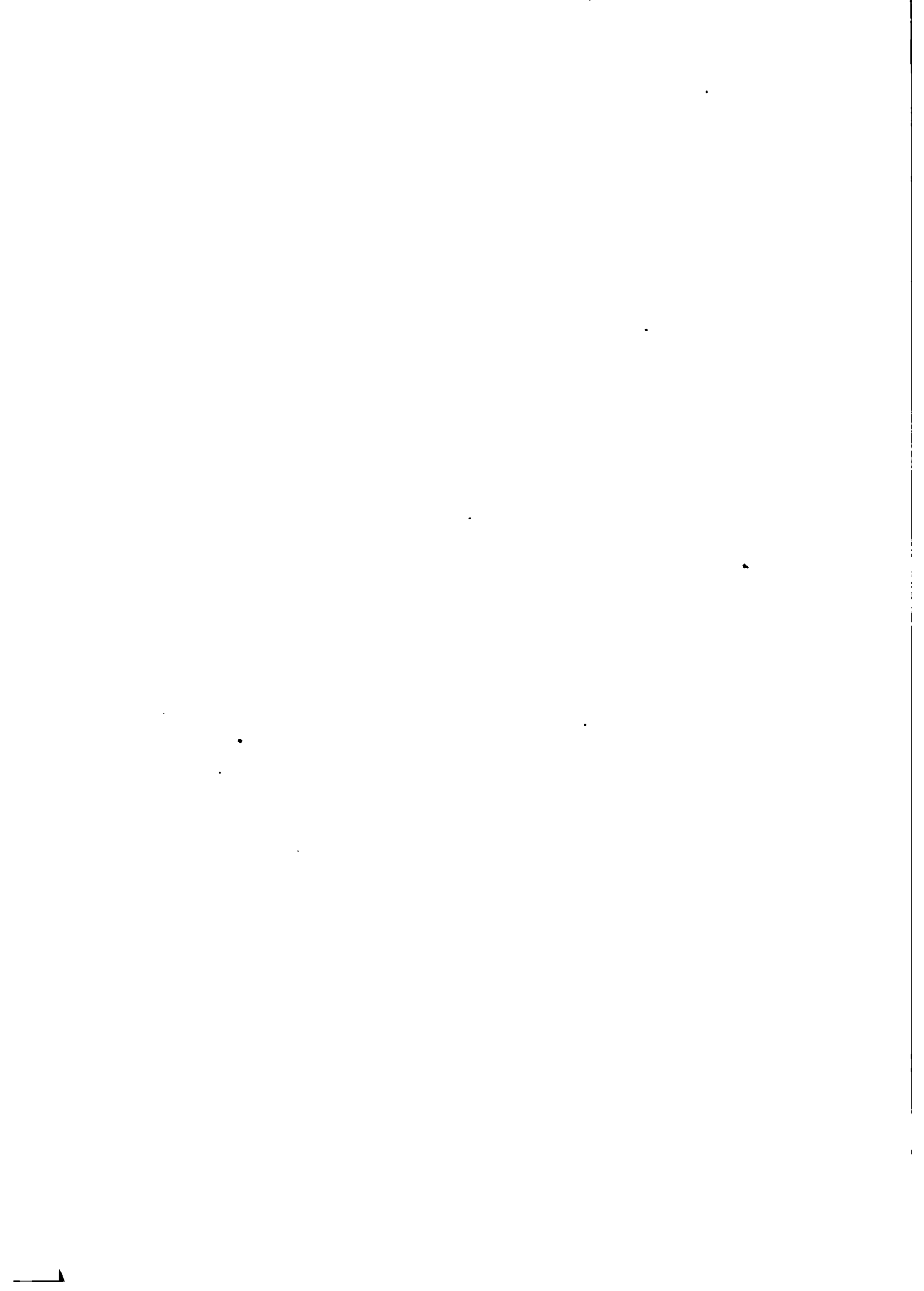

Das Buch
Pubbenivasa



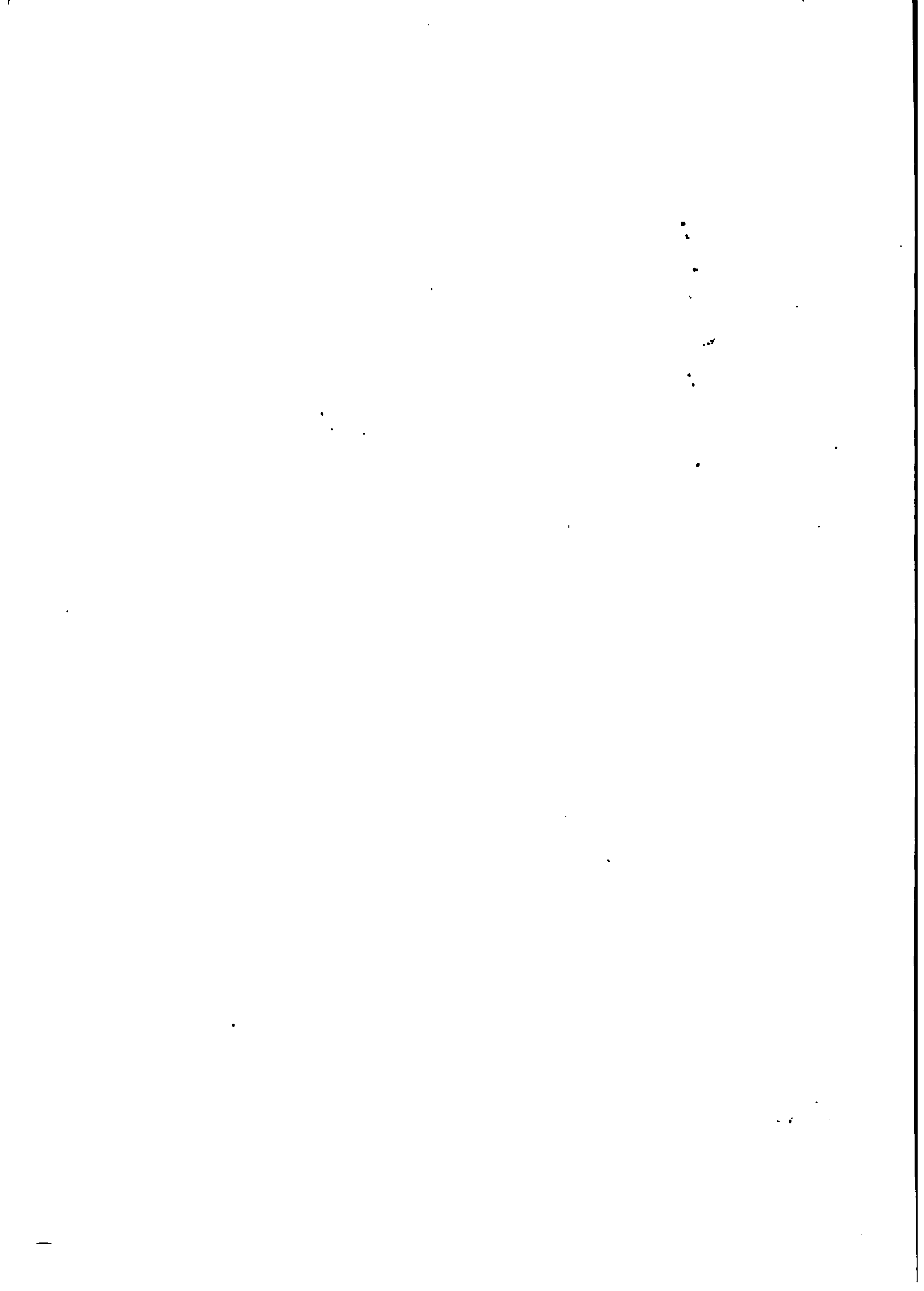

SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868







DAS BUCH PUBBENIVASA



DAS BUCH PUBBENIVASA

Vier buddhistische Wiedergeburtsgeschichten

1921

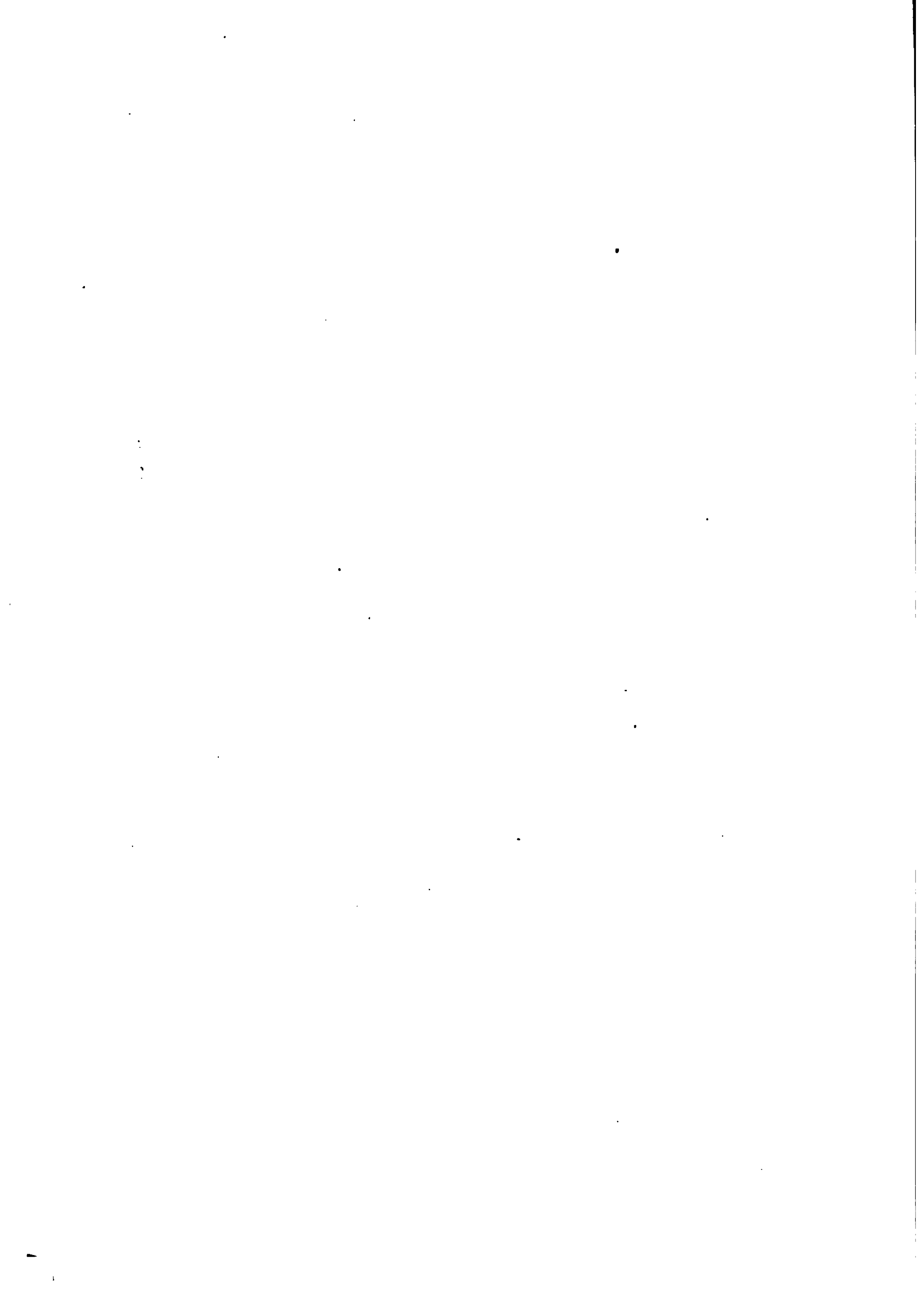
Herausgegeben vom

Neu-Buddhistischen Verlag (Dr. Paul Dahlke)
Zehlendorf-West bei Berlin, Linden-Allee 17–19

INHALT

I.

DIE LOSLÖSUNG



Das Wesen, von dem wir hier sprechen, taucht zuerst auf vor, von jetzt ab gerechnet, etwa viertausend Jahren. Nicht als ob es damals überhaupt erst begonnen hätte, da zu sein — so etwas gibt es nicht. Aber es tauchte damals zuerst vor uns auf, etwa wie das Schiff am Horizont auftaucht.

Das Wesen hieß damals Ma Hinom und war Börsenmakler in Babylon-Altstadt. Seine Wohnung aber war in Babylon-Neustadt gelegen, da, wo das Gelände sich hügelig erhebt und im Sommer die Lüfte ein wenig kühler wehen als in der Sonne-durchglühten Altstadt. Alle Morgen, wenn er gefrühstückt hatte, fuhr er hinaus zur Börse, wobei er immer über die Große Brücke, auch genannt „Baal's-Steeg", hinweg mußte. Ma-Hinom war ein frommer Mann, der, wie manch anderer Fromme auch, der Ansicht war, wenn man nur Gott aufrichtig diene, so brauche man es mit der Aufrichtigkeit den Menschen gegenüber nicht so genau zu nehmen. So hatte er sich durch eine gewisse Anpassungsfähigkeit des Gewissens ein hübsches Vermögen erworben, das ihm erlaubte, die tägliche Fahrt nach der Börse in seinem eigenen Fuhrwerk zu machen.

Da Ma Hinom gut lebte und ein ruhiges Gemüt hatte, so zeigte sich bei ihm bald eine Anlage zu einer ihm unliebsamen Körperfülle, der er durch körperliche Betätigung entgegen zu arbeiten suchte. Deshalb lenkte er sein kleines Fuhrwerk

selber und ließ den Diener, der stets schneeweiß gekleidet war und einen braunen, gold-durchstickten Turban um den Kopf gewickelt hatte, hinten aufsitzen.

Zu der Zeit, wo wir ihn hier ins Auge gefaßt haben, fuhr Ma Hinom ein armenisches Gebirgs-Pferdchen, das ihm durch sein Feuer immer wieder tüchtig zu schaffen machte. Wenn er früh aus dem Hause trat, so stand sein Wagen bereit und der Diener mußte alle Kraft aufbieten, um das Tier ruhig zu halten. War dann Ma Hinom aufgesprungen und hatte die Zügel ergriffen, so war die ständige Antwort des Tieres ein mächtiges Hochbäumen, dessen kaum die vereinten Kräfte der beiden Herr werden konnten. Dann sprang der Diener blitzschnell auf den Wagen und los ging es, so daß unserem Ma Hinom die pechschwarzen, wohlgesalbten Locken flogen.

Aber immer wenn man sich dem Baals-Steeg näherte, schien alles Feuer des Tieres verflogen. Es fiel wie mutlos in sich zusammen und weigerte sich immer wieder, die Brücke zu betreten. Dann nahm der wütende Ma Hinom seinen Stachelstock und stieß ihn dem Tier in die Seiten, so daß oft genug Blut floß. Es waren Bilder aus früherem Leben, die das Tier beim Betreten der Brücke ängstigten und die zu sehen, ihm die Fähigkeit gegeben war. Vor vielen Jahrtausenden war das Wesen, was eben jetzt vor Ma Hinoms Wagen lief, Reichsverweser gewesen, und an eben dieser

Stelle war es, wegen der Mißwirtschaft, die es hatte einreißen lassen, von einer wütenden Rotte überfallen, in den Fluß geworfen und langsam zu Tode gequält worden. Ma Hinom aber war ein aufgeklärter Mann, der sich über das zitternde Tier kein Kopfzerbrechen machte, sondern fleißig den spitzen Treibstock gebrauchte. Seine Aufgeklärtheit hinderte ihn freilich nicht, alle Monat zweimal, um Voll- und Neumond, zu den Priestern Marduk's zu gehen, um sich dort die Zukunft weissagen zu lassen, die für ihn aufging in zwei Hauptstücken: langes Leben und viel Geld.

Eines Morgens saß Ma Hinom vor seinem reich gedeckten Frühstückstisch und las eifrig an einem mit Keilschrift-Zeichen bedeckten Thon-Cylinder, der Morgenausgabe des Börsenblattes. Er lächelte befriedigt; er hatte offenbar ein gutes Geschäft in Sicht oder gar schon abgewickelt. Ein Diener stand hinter ihm und wehrte die Fliegen ab, indem er ständig einen Straußen-Wedel über ihm schwenkte.

Als Ma Hinom seinen Thon-Cylinder umlesen hatte, widmete er sich mit der gleichen Gründlichkeit dem Inhalt seines Frühstücks-Tisches. Dabei bemerkte er, daß eine Fliege mit besonderer Hartnäckigkeit immer wieder das Stück baktrischen Käse aufsuchte, das dicht vor ihm stand. Wohl ein dutzendmal verjagte er sie mit der Hand, und immer kam sie wieder. Eben schickte der Diener sich an, sie abzufangen und zu töten, als Ma Hi-

nom plötzlich eine wundersame Regung hatte. Er sagte zum Diener: „Laß sie! Es wird ihre Lieblingsspeise sein." Der sah seinen Herrn erstaunt an; denn er war an solche Gefühlsausbrüche nicht gewöhnt, aber da er wußte, daß er zu gehorchen hatte, so gehorchte er.

Ma Hinom ahnte freilich nicht, daß er mit dieser Regung und diesem Befehl wichtigeres für seine Zukunft getan hatte, als damit, daß er zweimal im Monat von den Marduk-Priestern über die Zukunft sich weissagen ließ. Er ahnte auch nicht, daß er mit diesem Wesen, das ihn jetzt eben als Fliege umschwirrte, später oft und lange im Samsara wandern sollte.

Erst vor drei Tagen, am Feiertag, hatte er den großen Tempelgang gemacht. Die Straße zu Marduk's Tempel, tausend Meter lang, war ganz mit großen Steinplatten bedeckt, auf deren jeder in großen Buchstaben stand: „O Herr Marduk, gib' langes Leben!" Auf jeder dieser vielen Platten (fünfhundert waren es, jede zwei Meter im Quadrat) war er niedergekniet und hatte bei jedem Niederknien mit lauter Stimme gerufen: „O Herr Marduk, gib' langes Leben!" Und da Tausende vor, neben, hinter ihm die gleichen Worte herbeteten, so stieg dieser Satz wie eine Welle nach oben, und wohnte Herr Marduk nicht allzu hoch und schlief er nicht gerade oder hatte verstopfte Ohren, so mußte er dieses Schallen hören.

Ma Hinom hatte den ganzen Tag zu seinem frommen Akt gebraucht, den zu begehen er seit Jahren sich vorgenommen hatte, den er aber immer hinausgeschoben hatte, weil er sich vor der Anstrengung fürchtete. Denn nichts war schlimmer, als, nachdem man einmal angefangen hatte, auf halbem Wege zu unterbrechen oder zusammenzubrechen. Verachtung der Menschen und Ungnade des beleidigten Gottes waren die unausbleibliche Folge.

Ma Hinom kam in völlig erschöpftem Zustand nach Hause, froh, die Sache hinter sich zu haben, aber doch nicht ganz und gar befriedigt; denn am liebsten hätte er ebenso laut wie um langes Leben auch um gute Börsen-Konjunktur gebeten, aber das wagte er nicht. Zwar hatte er bei jedem Satz im geheimen hinzugefügt: „und mehre meinen Wohlstand", aber er war sich nicht sicher, ob Gott Marduk das auch gehört habe. Anderseits tröstete er sich mit dem Gedanken, daß, wenn er ein langes Leben erhalte, er selber daraus schon das nötige machen wolle. Er wußte wohl, daß ihm an Geriebenheit so leicht keiner über käme. Tatsache war, daß ihn heute, am dritten Tage nach seinem Tempelgang, die Knie noch gewaltig schmerzten und ihm so steif waren, daß er wie auf Hölzern ging. Aber das war ihm nicht unangenehm; bei jeder seiner steifen Bewegungen hatte er die wohlige Empfindung: „Ich habe Gott gegenüber meine Pflicht getan".

Dieses schmerzhaft-wohlige Gefühl hatte ihn vielleicht auch zu seinem Liebes-Werk gegenüber der hungrigen Fliege bestimmt. Jedenfalls stand er bald danach vom Tisch auf, reckte sich, stöhnte, gähnte, alles in einer sehr umständlichen Weise, und befahl den Wagen.

Ma Hinom war die beiden Tage nach dem Fest nicht zur Börse in die Altstadt gefahren. Das mochte der Grund sein, daß sein Pferd heute besonders unruhig war. Es bäumte sich anhaltend, und Ma Hinom's erster Versuch, aufzuspringen, mißglückte, teils wegen der Unruhe des Wagens, teils wegen seiner steifen Beine. Er glitt aus, taumelte hinten über und war nahe daran, mit dem Kopf auf die Steinkante zu schlagen. „Marduk schützt," murmelte er; dann herrschte er den Diener an, das Pferd fester zu halten. Der zweite Versuch gelang besser; er ergriff die Zügel mit einer Art Grausamkeit fast überstraff, der Diener sprang blitzschnell hinten auf, und fort ging es wie der Wind. Aber an der großen Brücke wieder die alte Schwierigkeit. Das Tier scheute, zitterte und weigerte sich, vorwärts zu gehen. Der Brückenwärter, der Ma Hinom und sein wunderliches Wagenpferd schon kannte, stand in der Tür seines Häuschens, lachte aus vollem Halse und schlug sich vor Vergnügen auf die Schenkel.

Ma Hinom warf ihm seinen wütendsten Blick zu. Da er aber seine Wut nicht an ihm auslassen konnte, so ließ er sie an dem Tier aus. „Satan,

verstockter!" schrie er. „Willst du mich vor der ganzen Stadt lächerlich machen?" Damit holte er aus voller Kraft mit seinem Treibstock aus, um ihn dem Tier in die Weiche zu rennen. Das mochte durch das Geschrei erschreckt sein, vielleicht auch den Stoß ahnen — es machte einen schnellen Seitensprung, Ma Hinoms Treibstock fuhr ins Leere, und er selber, sich überschlagend, hinterdrein. Sein schwerer und heute durch die Steifigkeit noch schwerer gewordener Körper schlug so unglücklich auf den harten Basaltplatten der Straße auf, daß er auf der Stelle tot liegen blieb, ohne auch nur sein „Marduk schützt" gesagt zu haben.

Nun geschah es, daß in diesem Augenblick im Kamma dieses Wesens, für ein Weilchen Ma Hinom geheißen, die hebende Wirkung des Liebesaktes gegenüber der hungrigen Fliege sich vor allem geltend machte. Dieses Wesen, für ein Weilchen Ma Hinom geheißen, faßte in günstigem Mutterschoß und hatte gute Wiedergeburt in hohem Stande. Er hatte hier den Namen Sundakari. Sein Vater war erster Minister am Hofe eines indischen Königs.

Schon in der Jugend erregte er die Aufmerksamkeit des Königs durch Geist und Klugheit, so daß er oft im Scherz sagte: „Der hier soll der Minister meines Sohnes werden." Und so geschah es. Der König und sein Minister starben fast zu gleicher Zeit, und mit dem Nachfolger wurde Sundakari

Reichskanzler. Vom Vater her hatte er ungeheure Güter geerbt, und als nun gar der junge König ihm eine seiner Schwestern zur Frau gab, da war alles für ihn erreicht, was in diesem Leben erreicht werden konnte, und Sundakari begann, sein Auge über dieses Leben hinaus zu richten.

Schon lange ging das heimliche Gerede unter den Leuten: „Kanzler Sundakari besitzt die höheren Kräfte. Er steht in unmittelbarem Verkehr mit der Brahma-Welt". Dem war dieses Gerede des öfteren zu Ohren gekommen, und es stachelte ihn an, in Wahrheit das zu erreichen, was die Menschen irrigerweise ihm zusprachen. Aber er wußte es von den alten Rishi's: um das zu erreichen, dazu gehörten Einsamkeit und Entsagen. Denn, so heißt es ja: „Wer die vier Monate der Regenzeit einsam verbringt, im Gedanken des Mitleids glüht, der schaut Brahma, hat Umgang mit Brahma, führt Rede mit ihm, hält Rat mit ihm."

So faßte er den Entschluß, im Osten der Stadt ein neues Gebäude sich herrichten zu lassen und dort in vollkommener Einsamkeit zu leben, niemanden zu sich zu lassen als allein den Mann, der ihm täglich die Speise bringt. Aber die vier Monate vergehen, und von dem heißersehnten Brahma keine Spur. Verzweifelnd gibt er sein hochfahrendes Vorhaben auf, aber mit dem Gedanken: „Ich muß es dulden! Ich muß entsagen!" ist Brahma gebannt. Dem Entsagenden gewährt er, was er dem Heischenden verweigert hatte. Als Brah-

ma Immerjung vor ihm erscheinend, stellte er es ihm frei, eine Frage zu tun entweder über dieses oder über das zukünftige Leben.

Da dachte Sundakari bei sich selber: „Was soll mir dieses Leben! Ist nicht alles in ihm erfüllt, was ich wünsche? Auf das künftige Leben geht mein Sehnen. Wahrlich, zur Einheit mit Brahma will ich kommen, und wie man zu dieser Einheit kommt, das will ich jetzt fragen."

Und Sundakari sprach zu dem vor ihm erschienenen Gotte:

„Ich frage Brahma, ihn, den Immerjungen,
Ich Sucher, ihn am ewig sichern Ziele:
Wo muß er fußen, wie muß er sich üben,
Der Mensch, daß er zur ewigen Brahma-Welt
mag kommen?"

Darauf antwortete ihm Brahma Immerjung:

„Der Menschen Selbstsucht, niedere, lassend, Priester,
In innrer Einheit, immer Mitleid-willig,
Der rohen Düfte ledig, frei von Unkeuschheit:
Da muß er fußen, da muß er sich üben,
Der Mensch, will er zur ewigen Brahma-Welt
je kommen."

Als Sundakari diese Antwort hörte, dachte er bei sich: „Wie soll ich je dahin kommen, so lange ich das üppige Leben des Haushabers führe! Ist es, um solches zu erreichen, nicht nötig, aus dem Haus in die Hauslosigkeit zu ziehen? Wahrlich,

ich will dieses alles lassen, mein Amt und Würden, mein Hab und Gut, meine Weiber und meine Söhne, und will aus dem Haus in die Hauslosigkeit hinausziehen!"

Da nun trat Kanzler Sundakari vor seinen König und sprach zu dem: „Herr, mich gelüstet nach der Vereinigung mit Brahma. Anders aber ist dieses Ziel nicht zu gewinnen, außer man läßt dieses alles und zieht aus dem Haus in die Hauslosigkeit hinaus. So will ich denn, o Herr, dieses alles lassen und aus dem Haus in die Hauslosigkeit hinausziehen."

Da sprach der König: „Freund und Bruder, mich gelüstet nicht nach der Königswürde. Auch mir scheint wohl die Vereinigung mit Brahma besser. So möchte ich gern mit dir ziehen. Aber eben jetzt kann ich nicht. Schwer lastet auf mir die Pflicht des Königsamtes. Warte sieben Jahre, und wir ziehen zusammen."

„Herr," antwortete Sundakari, „bin ich denn Herr meines Lebens?! Weiß ich, wie lange ich noch lebe? Kann nicht morgen schon mich der Tod erhaschen? Wahrlich, heute noch ziehe ich aus dem Haus in die Hauslosigkeit hinaus!"

Da schwieg der König schmerzlich-betrübt und ließ ihn ziehen.

Und Kanzler Sundakari begab sich vom König zu seinen Frauen und sprach zu denen:

„Ihr Lieben meines Herzens! Gar viele Jahre habt ihr mich mit aller schuldigen Ehrfurcht und

Liebe bedient. Jetzt nun ist mein Wille, heute noch aus dem Haus in die Hauslosigkeit hinauszuziehen. So geht denn, ihr Lieben, zu euren Familien zurück und sucht euch dort andere Männer. Denn meine Sache, wahrlich, ist jetzt, aus dem Haus in die Hauslosigkeit hinauszuziehen."

Da weinten jene Frauen gar herzinnig und verschwuren sich hoch und teuer, daß sie nie mehr neue Männer nehmen würden. Sundakari aber lächelte leise und sagte: „Wie es euch nun belieben mag, meine Lieben!"

Eines dieser Weiber aber, Maitreyi mit Namen, sprach in plötzlichem, geheimnisvollem Drängen: „Herr, habe ich mit dir zusammen das Hausleben geführt, so will ich auch mit dir zusammen das Büßerleben führen. Auch mich verlangt es danach, das hohe Ziel zu erreichen, dem du zustrebst. Wolle, o Herr, die Güte haben, mich zu belehren".

Da sprach Sundakari ihr vom Atman, von der Seele, die beim Sehen der Seher, beim Hören der Hörer, beim Denken der Denker sei; die das Ewige sei im Vergänglichen, das Beständige im Wechselnden. Er sprach von dem erhabenen Geheimnis, daß dieser Atman gleichwesig sei mit Brahman, der Weltseele, getrennt von ihm nur durch Nichtwissen. „Wahrlich, Maitreyi, das sage ich dir: Brahman wissend wird man Brahman, wird eins mit ihm, wie der Lichtstrahl eins ist mit der Sonne, wie der Funke eins ist mit dem Feuer. Aber nur durch Buße geht es zu diesem Wissen.

Nur dem rechten Büßer wird das Brahman sich ergeben".

So entzückten diese beiden verblendeten Geister sich an diesen Erhabenheiten, die den Menschen so süß erscheinen. Und allsogleich zogen sie zusammen aus dem Haus in die Hauslosigkeit und bargen sich in den Tiefen des Waldes; lebten von abgefallenen Früchten, lebten von ausgegrabenen Knollen und Wurzeln und jeder von den beiden lebte abgesondert in einer Hütte aus Baumrinde, so weit voneinander entfernt, wie der Ruf reicht und streng führten sie das Reinheitsleben.

So geschah es denn, daß es ihnen in innigem Streben, in strenger Buße, in tiefem Sinnen gelang, das zu erreichen, wonach sie strebten: eben jene geistige Sammlung, die zur Einheit mit Brahman führt. Und als nun Sundakari, der viel älter war als sein Weib, merkte, daß die Form gar bald zerfallen würde, da sprach er zu dem Weibe: „Maitreyi, Geliebte meines Herzens, ich gehe nun zur Einheit mit Brahman (der Tor hielt die Himmel, die er sich selber in der Vertiefung geschaffen, für Ewigkeiten). Es ist mir bitter, daß ich mich nun von dir trennen muß".

Da sprach das Weib: „Herr, bin ich so lange mit dir gegangen, um jetzt vor dem Ziel dich allein zu lassen? Laß mich mit dir gehen".

Da schwieg Sundakari. Maitreyi aber nahm von Stunde an keine Speise mehr und starb zusammen mit ihrem Eheherrn. Und wie es geschehen mußte

durch die Buße, die sie geübt hatten: beide wurden beim Zerfall des Körpers, nach dem Tode im Brahma-Himmel wieder geboren. Da sie aber zu sehr aneinander gehangen hatten, so war beider Verdienst gar bald erschöpft. Schon nach wenig Brahma-Stunden, was die Menschen wenige tausend Jahre nennen, entschwanden sie aus dem Brahma-Himmel und wurden irdisch wiedergeboren und taten einen tiefen Fall.

In Ceylon, in einem Dorfe in der Nähe von Colombo, Ratmalana mit Namen, ein Dorf wie alle andern dort auch, halb vergraben im Schatten der Mango's, der Yak-Bäume und Areka-Palmen, umrahmt von einem leuchtenden Meer, das sich weißschäumend am Ufer bricht — ich sage: in diesem Dorf lebte einst ein Ochs, ein ganz gewöhnlicher indischer Buckelochs, ein stämmiger kleiner Kerl, der sich in nichts von anderen seiner Art unterschied, außer durch die Besonderheit, daß er beim Laufen oft plötzlich wie im Schreck mit den Vorderbeinen einknickte. Jedermann sah das, jedermann wußte das, aber selbst die Witzigsten konnten eine Erklärung dafür nicht finden. So sagte man: „Es ist Kamma. Es ist die Schuld früherer Leben".

Der Besitzer dieses Buckelochsen, zwar ein Singhalese und Buddhist, aber trotzdem ein roher Kerl, strafte das Tier weidlich für seinen Fehler,

den er für eine Unart hielt, weil er an den Glie-dern nichts Krankhaftes entdecken konnte. Er-barmungslos stieß er ihm den Treibstock in die Seiten, so daß oft genug das Fell des Tieres sich blutig färbte. Dieses Menschen Tochter aber, ein liebliches Kind, bat dann ihren Vater weinend, von diesen Peinigungen abzustehen, schlang auch wohl die Arme um den Hals des gequälten Tieres, wie um es zu schützen und nachher ging sie heim-lich hinzu und wusch ihm die blutende Wunde und sprach sanfte Kose-Worte, wie sie es im früheren Leben, als dieses Wesen noch ihr Herr und Ge-bieter gewesen war, auch getan hatte. Da sie aber ein sehr zartes Kind war, so starb sie bald danach und das Tier war nun schutzlos seinem Peiniger überlassen.

Einstmal fuhr der auf dieser wunderschönen Straße, die entlang der See führt, und über die meist der Monsun-Wind weht, nach Kalutara hin-aus, Geschäfte halber. Nun liegt dieser Ort jen-seits einer Lagune, über die eine lange Brücke führt, auf der immer viele Leute verkehren. Als er nun mit seinem Bukelochsen gemächlich heran-getrabt kam, stockte dieser plötzlich vor der Brücke und knickte so stark ein, daß er vornüber auf die Knie stürzte. Alles ringsum blieb stehen und der Besitzer des Tieres geriet in eine maßlose Wut. Mit dem Treibstock und den Füßen fiel er über das Tier her und hätte es vielleicht mit seinem Dschungel-Messer gar getötet, wenn an-

dere ihrerseits nicht über ihn hergefallen wären und ihn gewaltig verprügelt hätten.

In stummem Grimm stieg er wieder auf, aber sein Entschluß stand fest: Noch heute mußte dieser vermaledeite Ochs zum Schlächter. So fuhr er denn bei einem Muhamedaner, der in diesem Ort das Schlächterhandwerk ausübte, vor und wurde mit diesem bald handelseinig.

Zufällig aber waren auch einige Mönche aus Ratmalana in Kalutara anwesend, um andre Mönche im dortigen Vihara zu besuchen. Als die von dieser Sache hörten, jammerte sie der Bukelochs, den sie wohl kannten. Da sie selber sich nun ekelten, in das Haus des Schlächters zu gehen, so sandten sie einen Anhänger hin und ließen dem Muhamedaner sagen: „Du schlachte den Ochs nicht! Wir werden ihn loskaufen". Der antwortete: „Gut, ich werde warten". Denn er hoffte, ein Geschäft dabei zu machen.

Am selben Tage noch kehrten jene Mönche nach Ratmalana zurück und berichteten im Kloster und im Dorf, was sie über die Sache mit dem Buckelochsen gehört hatten. Da wurden die Leute in Ratmalana empört über die Rohheit dieses Menschen und taten sich zusammen und brachten Geld auf, um den Ochsen vom Schlächter zurückzukaufen und trafen dabei gleichzeitig die Bestimmung, daß das losgekaufte Tier für Lebzeiten dem „Kloster zum allervorzüglichsten Ge-

setz“, so hieß das Kloster in Ratmalana, zum frommen Geschenk gemacht werden sollte.

So zog nun am nächsten Tage der kleine Buckelochs wie in einem Triumphzug in Ratmalana ein, ein Dörfler gab dem Tier Unterkunft und immer wenn die frommen Mönche zur Ausfahrt einen Ochsen benötigten, spannten sie ihn vor, so daß es durchaus naturgemäß war, daß er von jetzt ab „der Klosterochse“ hieß. Das Erstaunlichste an der Sache war aber dieses, daß das Tier von dem Tage ab, wo die frommen Mönche es fuhren, nie mehr dieses Einknicken zeigte. Es war, als ob das Grausen des Schlachthauses ihm so in die Glieder gefahren sei, daß es eine Umwandlung von Grund auf bewirkt hatte. Und die frommen Mönche pflegten das Tier und gingen gar liebreich mit ihm um und auch das Tier wurde durch diesen Umgang gar fromm und liebreich und wenn die frommen Mönche zu Mönchsversammlungen hinausfuhren oder zu Predigten, wo das Wort des Buddha verkündet wurde, dann ging das Tier, nicht wie andere, seinem Futter nach, sondern blieb am Eingang der Halle stehen, gleich als ob es lausche und alle die vorübergingen, streichelten ihm die Stirn und nannten ihn „Bruder“. Und als er schließlich vor Altersschwäche sanft entschlief, da geschah es, daß dieses Wesen, gemäß dem Kamma, in der Menschenwelt wieder auftauchte, als Mensch wiedergeboren wurde.

In der Provence lebte ein Mensch, der beschloß nach Afrika auszuwandern, weil er hoffte, dort schneller sein Glück zu machen. Er hatte ein Weib, die war gar sanfter Natur, mit einem Gesicht wie eine Madonna auf den alten Kirchenbildern. Als er der sagte, daß sie nach Afrika auswandern wollten, widersetzte sie sich nicht. Ueberdies wußte sie, daß ihr Mann sie über alles in der Welt liebte und daß sie an seiner Seite nirgends Not leiden würde.

Als sie nun nach Algier gekommen waren, da bereute der Mann es sehr, daß er sein Heimatland verlassen habe; denn die Lebensverhältnisse waren ungünstiger wie bei sich zu Hause. Da er aber nun einmal „a“ gesagt hatte, so sagte er, wie es so im Leben geschieht, auch „b“ und dachte: „Ich muß eben noch weiter gehen“.

Da geschah es ihm sehr gelegen, daß er gerade jetzt von einem Bekannten ein Angebot erhielt, nach der Oase Wargla zu kommen und dort gemeinsam mit ihm etwas zu unternehmen, was in nicht zu langer Zeit sicheren Wohlstand verspreche.

So ging er mit seinem Weibe weiter nach Süden. In Biskra hatte die Bahn ein Ende. Von dort ging es noch ein Weilchen im Wagen; von Tuggurt ab aber mußte die Reise auf Kamelen fortgesetzt werden.

Als er nun soweit war, daß sein Weib das Kamel besteigen sollte, da ergab sich, daß es ein

bösartiges Tier war und die Frau war durch kein Zureden zu bewegen, aufzusteigen. Der Mann geriet in die höchste Erregung; aber er ließ seine Wut an dem Kamel aus und sprach seinem Weib dazwischen gütlich zu. Die weinte still, weigerte sich aber hartnäckig, das Tier zu besteigen.

Als der Mann nun verzweifelt dastand, kam ein anderer hinzu und sagte: „Ich höre, ihr wollt nach Wargla. Ich will auch nach dort und dann weiter nach Timbuktu. Ich habe ein Kamel, das ist fromm wie ein Lamm, das will ich euch für euer Weib bis Wargla leihen". Und so geschah es. Als der andere mit seinem Kamel kam, stieg das Weib, die noch nie auf einem Kamel gesessen hatte, ohne Zaudern auf und so ritten sie zusammen durch die Wüste, von Tuggurt bis Wargla, wohl eine Woche lang.

Die beiden Männer wurden bald gut Freund miteinander. Das Weib aber blieb still für sich und sah meist in die Ferne, wo die Luftspiegelungen tanzten und die Farben kamen und gingen wie ein Traum.

Am dritten Tage kam der heiße Wind, so daß dem Manne, als es ringsum am lichten Tage dunkelte, angst und bange wurde, um sich und um sein Weib. Der andere aber lächelte und sagte: „Ihr kennt die Wüste nicht. Das hier ist nichts. Die Gefahren fangen erst jenseits Wargla an."

Wenn sie abends sich gelagert hatten und die Frau sich in das Zelt zurückgezogen hatte, dann

sprach der Mann oft lange von seinem Weib. Der andere hörte schweigend zu; nur einmal meinte er: „Sie sieht aus wie eine Madonna".

„Findet ihr auch! rief der Mann erfreut. Schon als ich sie das erste Mal sah, sagte ich: Madonna, die muß mein werden!"

„Und hat sie euch ohne weiteres das Ja-Wort gegeben?"

„Ohne weiteres! Ich glaube, die hat keinen Willen als meinen".

Der andere schwieg.

Als sie nun glücklich in Wargla angekommen waren, zogen der Mann und sein Weib zu der kümmerlichen Behausung, die der Geschäftsfreund hergerichtet hatte; der andere aber ging ins Karawanserei, um in einigen Tagen zusammen mit einer Karawane über In-salah nach Timbuktu zu ziehen.

Am Abend, als der Mann und sein Weib gegessen hatten, faßte das Weib plötzlich den klobigen Tisch, an dem sie saßen, mit beiden Händen und sagt ruhig: „Mann, ich bin dir fünf Jahre lang ein gutes Weib gewesen; bin nie, auch nur in Gedanken, dir untreu gewesen und auch heute will ich keine Untreue an dir begehen. Darum sage ich dir offen, daß ich zu dem andern, mit dem wir von Tuggurt zusammen gereist sind, gehöre für immer. So will ich denn mit ihm weiter ziehen. Und nimmt er mich nicht mit, so muß ich sterben".

Der Mann dachte zuerst, sein Weib spreche im Fieber oder scherze. Als er aber sah, daß es ihr Ernst war mit dem, was sie sagte, da verlor er so völlig den Kopf, daß er mit dem törichtsten Einwand anfing, den er nur machen konnte, und durch den er von vornherein das Spiel verloren hatte. Er sagte: „Frau, weißt du nicht, daß der über In-Salah nach Timbuktu geht und daß dich alle Gefahren der Wüste bedrohen?"

„Und wenn die Gefahren der Hölle mich bedrohten, ich ginge doch mit ihm".

Erst jetzt sagte der Mann, was er gleich hätte sagen müssen: „Frau weißt du nicht, daß du mein angetrautes Weib bist?"

„Das weiß ich wohl; aber ich weiß auch, daß das ein Mißgriff war. Gehören tue ich zu diesem da."

Da sah der Mann, daß er sein über alles geliebtes Weib verloren habe und da er sanften Charakters war, so dachte er: „Was soll ich ihrem Glück im Wege stehen", erhob sich schweigend, ging ins Karawanserei zu dem anderen und sagte ihm geradezu: „Mein Weib will mich verlassen und mit euch ziehen?"

Der andere war wenig erstaunt. Er sah nur nachdenklich zu Boden, dann dem Manne in die Augen und sprach:

„Freund, auch ich weiß, euer Weib gehört zu mir. So laß sie! Ihr habt sie fünf Jahre besessen; soll unsere Freundschaft aufhören, weil jetzt ich

sie besitzen soll?" Damit hielt er ihm die offene Hand hin. Der schlug matt ein und ging fort, ohne weiter ein Wort zu sagen. Auch zu Hause sprach er nichts mehr zu seinem Weib. Als aber der Tag der Abreise für jene Karawane nach Timbuktu kam, da half er mit, die Reisevorbereitungen treffen und das Weib zog an der Seite des andern hinaus in die endlose öde Wüste, wie sie vor Jahrtausenden mit ihm als ihrem Ehegemahl hinaus in die Schrecken des indischen Urwalds gezogen war.

Nun geschah es aber, daß in jenem Teil der Wüste, den sie „die Glühende" nennen, die Reisenden vom Samum überfallen wurden und daß in seinem Gluthauch die ganze Karawane zu Grunde ging. Der Andere hatte das Weib, um ihm Schutz zu geben, durch seinen Körper gedeckt und sie mit seinem Arme umschlungen. So waren sie, eng aneinander geschmiegt, beide erstickt. Aber die sinnliche Befriedigung, die sie beide in dieser ersten Umarmung fühlten, hatte sich bei beiden in eine Art Gottergebenheit umgesetzt und so geschah es, daß der Andere in einer frommen, christlichen Familie wiedergeboren wurde, die den Knaben schon früh für den geistlichen Stand bestimmte. Und das hier nun aufgetauchte Wesen folgte willig dieser Bestimmung; denn schon früh fühlte es sich als Gottsucher. Und wie es dann meist geschieht: Aus dem Gottsucher wurde bald ein Gott-Künder und aus dem Gott-Künder ein Gott-Eiferer. Und wenn die Eltern öfter voll Stolz

über ihren Sohn sprachen, so meinten sie: „Unser Sohn wird dereinst Missionar werden und zu den Heiden, die in der Finsternis wandeln, das Licht des Evangeliums tragen."

Eigentümlich war auch bei dem Knaben, daß er durchaus jede tierische Nahrung verschmähte und eine erstaunliche Liebe zur Tierwelt zeigte. Fleisch erregte ihm Ekel und ein Schlachthaus solch Entsetzen, daß es gar merkwürdig von seinem sonstigen Mut abstach. Seine Eltern waren fromme Leute, aber beide machten sich durchaus kein Bedenken daraus Fleisch zu essen. Mit dem frommen Dr. Martinus Luther hielten sie Wald und Wiese, Luft und Wasser mit allem Guten was darin und darauf lebt, für des Menschen, ihm von Gott bestimmte Speisekammer, von der es heißt: „Komm und iß! Siehe, alles dieses habe ich für dich bereitet." So fragten sie einander manchmal etwas verwundert: „Woher mag das Kind das nur haben?!" Der aber wuchs zu einem starken, stattlichen Manne hoch und ging als Missionar nach Indien.

In dem wunderschönen Ort Badulla, im Süden von Ceylon, hatte er sich niedergelassen und versuchte, die buddhistische Bevölkerung zu seinem Glauben zu bekehren. Meist stellte er sich gegen Sonnenuntergang bei einem dieser prächtigen alten Bäume auf, an denen Badulla so reich ist; bei einem dieser Baumriesen, deren jeder einzelne aussieht wie eine machtvolle Persönlichkeit, die ein

Stück Weltgeschichte selber darstellt. Unter solchem natürlichen Dach stehend, fing er dann an zu predigen, was christliche Missionare eben predigen: vom Reiche Gottes, von der Erlösung durch Jesum Christum, von der Religion der Liebe usw.

Da er ein rechtschaffener Mann war, der ehrlich an das glaubte, was er selber lehrte, und da innere Ehrlichkeit auch nach außen durchleuchtet, so machte er bei seinem Predigen und Eifern selbst in dieser sanftesten aller Naturen keinen ungünstigen Eindruck. Meist blieben auch Leute stehen, um ihm zuzuhören; bisweilen bildete sich sogar ein Kranz um ihn, aber wenn er dann, glühend vor Glaubenseifer, beseelt von Hoffnung, wartete, daß am Schluß seiner Rede der eine oder der andere in plötzlicher Bekehrung ihm zufallen würde, so löste sich der Kranz auf und die Hörer gingen ebenso still und gesetzt auseinander wie sie sich versammelt hatten.

Das brachte den Missionar schließlich fast zur Verzweiflung. Einmal glaubte er, alles gewonnen zu haben; ein andermal wieder schien ihm, als ob er nichts erreicht hätte, auch nie etwas erreichen würde. Das trieb ihn zu einer kühnen Tat:

An einem Uposatha-Tag, dem buddhistischen Sonn- und Feiertag, wo alles im Vihara versammelt war, um die Lehre zu hören, begab er sich gradenwegs in die Predigthalle und stellte sich neben dem Thera, dem Mönch-Lehrer, der gerade mit seiner Predigt beginnen wollte, auf.

Die Ueberraschung war groß und einige Jüngere schienen nicht übel Lust zu haben, den Störer mit Gewalt zu entfernen. Da aber der Thera ruhig und geduldig blieb, so mäßigten sie ihre eigene Ungeduld und blieben auch ruhig.

Sofort begann der Missionar seine Predigt vom Reich Gottes, von der Liebe Jesu Christi zu der Menschheit; wie er sein eigenes Blut dahin gegeben habe, um durch seinen Opfertod die Sünden der Menschen auf sich zu nehmen und wie man Vergebung der Sünden haben könne, allein durch den Glauben an ihn.

Er redete voll heiligen Eifers so lange, bis er erschöpft inne hielt.

Da fing den Thera, der schweigend, wie die Versammlung auch, zugehört hatte, der Mann zu jammern an. Wie er also schwieg, fragte er ruhig, fast leise, aber doch so, daß die ganze Versammlung ihn hören konnte: Weshalb er denn dieses alles hier vortrüge?

„Weil ich es gut mit euch meine, rief der Missionar eifrig. Weil ich weiß, daß meine Religion der Gotteslehre besser ist als eure Lehre vom Leiden und die kühlen Verstandesklügeleien eures Buddha."

Woher er denn das wisse? Ob denn die Menschen in seiner Heimat so viel besser seien wie hier zu Lande?

„Das wohl gerade nicht. Gute und Schlechte gibt es überall und bei mir zu Lande vielleicht sogar mehr Schlechte als hier."

Wonach man denn die Güte einer Lehre beurteilen könne, wenn nicht nach den Menschen, auf die sie wirke? Ob denn der Spruch „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“ nicht auch für die Religionen selber gelte?

„Das schon! Aber die Lebensverhältnisse bei uns zu Lande, der Kreis der Bedürfnisse ist etwas so unendlich viel komplizierteres als bei euch und eurer Einfachheit, daß beides sich gar nicht miteinander vergleichen läßt. Vergleicht man aber Unvergleichbares, so kommt man immer zu falschen Ergebnissen.“

Ob die Kompliziertheit seiner Lebensverhältnisse nicht gerade darin ihren Grund habe, weil die christliche Religion nicht stark genug gewesen sei, diese Verhältnisse richtig und bei Zeiten zu beeinflussen? Ein wirklich religiöses Leben sei immer einfach. Und gerade die Kompliziertheit der westlichen Verhältnisse sei der Beweis für die Mangelhaftigkeit der westlichen Religion. Man schelte den Buddhisten passiv, rückständig und bedenke nicht, daß er beides sei, weil er nach seiner Religion lebe, dieselbe verwirkliche, sich von ihr leiten und beeinflussen lasse und dabei auf manchen weltlichen Vorteil und sogenannten Fortschritt verzichte. Hier im Osten beherrsche die Religion die Bedürfnisse; im Christentum aber beherrschen die Bedürfnisse die Religion und machen aus ihr ein Ding, wie es gerade den Bedürfnissen entspreche.

Da der Missionar eine begründete Erwiderung nicht bei der Hand hatte, so half er sich kurzweg damit, daß er die Bahn des Gesprächs mit einem Seitensprung verließ und in etwas unangebrachter, aber umso ehrlicherer Begeisterung ausrief:

„Elend ist, wen Gott nicht kennt!"

„Weißt du denn, daß Gott dich kennt?"

„Ja, Gott kennt mich!"

„Woher weißt du das?"

„Weil ich ihn kenne."

„Und woher weißt du, daß du ihn kennst?"

„Weil ich kein Bedürfnis mehr habe, ihn kennen zu lernen, antwortete der Missionar. Früher habe ich ihn gesucht; heute weiß ich, daß ich ihn gefunden habe."

Der Thera sah einen Augenblick schweigend zu Boden. Dann sagte er langsam:

„Bist du sicher, daß dir nie das Bedürfnis kommen wird, ihn doch kennen zu lernen?"

„Nie und nimmer!" rief der Missionar voll Inbrunst. „Ich glaube!"

Wieder schwieg der Thera ein Weilchen, dann sagte er:

„Wer, meinst du wohl, steht sicherer? Derjenige, der auf der flachen Erde steht, oder der, welcher auf einem Thronsessel steht?"

Etwas unwillig erwiderte der Missionar:

„Ich dächte, derjenige, der auf der flachen Erde steht."

„So ist es! Derjenige, der auf der flachen Erde steht, kann nicht mehr fallen. Derjenige aber, der auf dem Thronsessel steht, unter dem könnte dieser Thronsessel einmal nachgeben, wenn es am wenigsten erwartet wird, und dieser Mensch wird dann einen tiefen Fall tun."

Immer noch unwillig erwiderte der Missionar: „Was hat das alles mit unserer Frage zu tun?"

„Mann," sagte der Thera ernst, „das hat es damit zu tun, daß die auf der ebenen Erde Stehenden wir Buddhisten sind, daß die auf dem Thronsessel Stehenden ihr Christen seid."

„Weshalb das?"

„Weil euer Höchstes auf Gefühlen sich aufbaut. Du hast kein Bedürfnis, deinen Gott kennen zu lernen, weil du ihn in dir fühlst. Aber Gefühle können täuschen, können schwinden, und so kann dein Glaube schwinden."

„Kann der Verstand nicht täuschen?"

„Freilich kann auch der Verstand täuschen. Aber den, der weiß, daß er am Ende ist; der nichts mehr verlangt, den kann der Verstand nicht mehr täuschen. Freilich hat unsere Religion nicht so herrliche Sachen zu versprechen wie die eurige. Wir wollen damit nichts gegen eure Religion sagen. Wem sie zusagt, wen sie befriedigt, der soll ihr anhängen. Wir werden keinem zureden, keinem abreden. Denn schließlich kann der Mensch nicht höher kommen, als zur Zufriedenheit mit sich selber, und Religion ist immer nur ein Mittel dazu.

Aber ihr, eurerseits, tätet auch gut, das gleiche zu beherzigen. Wie könnt ihr erwarten, daß ihr Leute, die da wissen, daß sie auf dem festen Boden der Wirklichkeit angelangt sind, überreden könnt, wieder mit euch auf euren Thronsessel zu steigen. Unser Standpunkt ist nüchtern, kahl, erlaubt keine Entzückungen, aber auch keine Enttäuschungen, und was ihm an Erhabenheit des Gefühls abgeht, das gewinnt er an Wirklichkeit. Alle Leute, die du hier siehst, sind imstande, deinen Standpunkt zu fassen; sie haben sich ja erst aus deinem Standpunkt zu ihrem jetzigen Standpunkt durchgearbeitet. Du aber bist so wenig imstande, ihren Standpunkt zu fassen, wie ein Thronsessel, und wäre er noch so mächtig, den Erdboden umfassen kann. Ihr habt Hoffnungen, ihr habt Wünsche, ihr habt Sonderheiten. Wir haben keine Hoffnungen, keine Wünsche, keine Sonderheiten."

„Also ein elendes Leben."

„Wir haben keine Hoffnungen und sind doch nicht hoffnungslos. Wir haben keine Wünsche und sind doch nicht gleichgültig. Wir haben keine Sonderheiten und sind doch nicht verschwommen."

„Was seid ihr denn?"

„Wir sind gleichmütig, eben weil wir begriffen haben, daß wir auf dem festen Erdboden der Wirklichkeit angelangt sind. Wenn wir daher Leute wie dich und Ansichten wie deine hören, so hören wir sie geduldig, mit der schuldigen Rücksicht und mit schuldigem Mitleid. Denn wir wissen: Es sind

Ansichten. Darum, Freund, laßt eure gutgemeinten Bekehrungsversuche. Haltet euch an Menschen, die noch in den Banden der Unwissenheit und Roheit liegen. Sie werden dankbar sein. Wir hier stehen jenseits dessen, was ihr bringt und zu geben habt."

Sprachs und begann in aller Ruhe seine Predigt, so daß der Missionar, verwirrt und beschämt, sich entfernen mußte. Nicht lange darauf verließ er das schöne Badulla und Ceylon überhaupt und ging nach Afrika; wo er sich verheiratete und bald eine große und treue Gemeinde schuf, erstens, weil er ein ehrlicher Eiferer war, und zweitens, weil das, was er lehrte, den Neigungen dieser einfachen Menschen, die nie gedacht hatten, angemessen war. Wenn er aber von den Buddhisten Ceylons sprach, so nannte er sie „sich selbst überhebende Heiden, die Gott zur Strafe mit Blindheit und mit Hochmut geschlagen habe".

Auch seiner Familie gegenüber sprach er des öfteren von seinen Erfahrungen in Ceylon. Anfänglich wußte er selber nicht recht warum, aber schließlich kam ihm der Verdacht, daß diese Erinnerungen ihm deshalb so lebendig blieben, weil die Worte des Thera vielleicht doch einen Stachel in ihm hinterlassen hatten. Das fing an, ihn zu ängstigen. Er verlor seine Selbstsicherheit, und um so mehr, je mehr er zu merken glaubte, daß seine

Familie, d. h. seine Frau und seine ihm in der Ehe bald geborene Tochter, diese wankende Selbstsicherheit mitfühlten und mit darunter litten. Er nahm sich vor, über die ganze Episode nie mehr zu sprechen, ja überhaupt nicht mehr daran zu denken. Aber er merkte mit ausgesprochenem inneren Unbehagen, daß er nicht fähig war, seinen Entschluß zu halten.

Eines Tages war er mit seiner Familie und einem anderen, unverheirateten Missionar zusammen — den er selber sowohl wie seine Frau im geheimen sich als ihren künftigen Schwiegersohn wünschten — zu einem Missionsfest gefahren, das an einem mehrere Stunden Bahnfahrt entfernten Ort gefeiert wurde.

Bei der Rückfahrt stieg der junge Missionar für einige Zeit in einen Wagen mit Eingeborenen, um die Fahrzeit für Belehrung auszunützen, während unser Missionar bei seiner Familie in einem Abteil erster Klasse sitzen blieb. Er benutzte diese Wagenklasse nicht aus Hochmut, sondern weil es hierzulande so der Brauch und beim Europäer fast Pflicht war.

Die Bahn fuhr durch gebirgiges Gelände in Windungen. Bei einer etwas scharfen Kurve sprang der Wagen, in welchen der junge Missionar gestiegen war, aus den Schienen und stürzte den hier unglücklicherweise sehr steilen Abhang hinunter. Das Geschrei der unglücklichen Insassen war herzzerreißend. Unter Führung unseres Missionars

machte man sich sofort an die Rettungsarbeiten. Außer verschiedenen leicht und schwer Verwundeten hatte man zwei Tote: einen alten, grauhaarigen Neger und den jungen Missionar.

Als die beiden so verschiedenen Leichen auf dem dürren Sandboden lagen, kniete der Missionar tränenden Auges im Gebet vor ihnen nieder. Seine Frau weinte laut. Die Tochter aber sah mit trockener, fast kalter Neugierde den beiden Toten in die Gesichter und sagte plötzlich halblaut: „Merkwürdig!"

Auf dem Rest der Fahrt, die nach einigen Stunden fortgesetzt werden konnte, sprach niemand ein Wort. Zur Schlafenszeit langte man zu Hause an und trennte sich sogleich, weil jeder der Ruhe bedurfte. Aber als die Tochter dem Vater Gutenacht sagte, da fühlte er, daß in ihren Augen eine wache Frage schlummerte, die schon jetzt etwas wie einen dunklen Schatten über sein Herz warf. Er ahnte, was seine Tochter fragen würde, und er fühlte mit wahrhaftigem Entsetzen, daß er nicht mit jener überzeugungskräftigen Selbstsicherheit würde antworten können, wie sie nötig sein würde, um den keimenden Zweifel zu zertreten.

Am Morgen nach dem Frühstück, als die Mutter von den Pflichten des Haushaltes abgerufen wurde und Vater und Tochter, wie gewöhnlich, noch ein Weilchen beisammensaßen, redete die Tochter plötzlich ihren Vater an. Ihre Stimme klang etwas rauh, wie es bei einem, der die ganze Nacht durch-

wacht hat, des öfteren vorkommt. Im übrigen sah man es auch ihrem Gesicht an, daß sie nicht geschlafen hatte.

Sie sagte:

„Vater, ich muß dich über eine Sache sprechen."

„Du willst etwas fragen," antwortete der mit gekünsteltem Gleichmut.

„Ja, Vater, ich will etwas fragen, das heißt: ich m u ß etwas fragen. Trotzdem ich vorher weiß, daß du mir meine Frage nicht wirst beantworten können."

Mit einer gewissen Bereitwilligkeit griff der Missionar den Fehdehandschuh auf, den seine Tochter ihm damit hinwarf, weil er instinktiv fühlte, daß er so, in absichtlich gereizter Stimmung, sich besser gegen den ihn erwartenden Ansturm würde halten können. Der Gedanke, die Frage seiner Tochter, von der er wußte, daß sie ein Zweifel war, ernsthaft zu prüfen, lag ihm fern. Sein Lebelang hatte er seinen Daseinszweck nicht in der Wahrheitssuche, sondern im Glauben gesehen und ein Wechsel in der Auffassung erschien ihm unfaßbar.

Er versetzte sich daher innerlich in Kampfstellung und erwartete den Anprall.

Die Tochter wurde noch um einen Schatten blässer als sie ohnehin heute war. Man sah, wie es in ihr rang. Einen Augenblick schien es, als ob sie irgend etwas wohl Vorbereitetes sagen wollte; dann kam es plötzlich:

„Vater, ich glaube nicht mehr!"

„Um Gotteswillen, Kind, dann hast du nie geglaubt!"

„Das mag sein, Vater. Aber wer weiß denn überhaupt, ob er glaubt oder nicht?"

Hastig, fast heftig erwiderte der Missionar:

„Ruth, versündige dich nicht!"

Mit der gleichen Lebhaftigkeit erwiderte die Tochter:

„Vater, ich bin es müde, mich durch solche Worte schrecken zu lassen. Die Hauptpflichten des Lebens habe ich doch gegen mich selber zu erfüllen. Was hat es für Wert, an Gott zu glauben und sich selber dabei zu übergehen!"

Dem Missionar war plötzlich, als ob seine Tochter etwas in Worte fasse, was in ihm selber seit Jahren wortlos, ja gedankenlos geschlummert habe — eben seit jener Episode in Badulla. Eine entsetzliche Angst überkam ihn — er wußte nicht, ob um sein Kind oder um sich selber.

In seiner Not rief er:

„Aber du wolltest eine Frage tun?"

„Ja. Ich wollte fragen, ob das, was wir gestern erlebt haben, mit göttlicher Lenkung vereinbar ist?"

„Wenn man glaubt, ist alles mit ihr vereinbar. Wenn man nicht glaubt, ist nichts mit ihr vereinbar."

„Diese Antwort hätte mich gestern vielleicht noch befriedigt. Aber heute sage ich mir: Einen wie unendlich künstlichen Apparat von Vorstellungen verlangt es, um das gestrige Unglück mit

einer göttlichen Lenkung in Einklang zu bringen. Und wie unendlich einfach wird alles, wenn man diese Vorstellung fallen läßt und die Wirklichkeit einfach, menschlich, aus der Wirklichkeit heraus zu begreifen sucht. Sandau (so hieß der junge Missionar) steigt in den Wagen dritter Klasse, um dort das Wort Gottes zu lehren und erleidet dabei einen schrecklichen Tod. Wir bleiben ruhig im Abteil erster Klasse sitzen, und bleiben wohlbehalten."

„Kind, hast du nie gehört: Wen Gott lieb hat, den züchtigt er?"

„Vater," rief die Tochter fast verächtlich, „was hat es dann überhaupt noch für Zweck, von Lohn und Strafe zu reden. Dann könnte ja schließlich die ewige Verdammnis in der Hölle auch ein Zeichen sein, daß Gott mich lieb hat. Er züchtigt mich ja!"

„Ruth," sagte der Missionar streng, „hör' auf, so zu reden. Du versündigst dich!"

„Vater, seit gestern fürchte ich nur e i n e Sünde: die Lüge gegen mich selber."

Der Missionar schwieg. Die Tochter fuhr lebhaft fort:

„Wie viel gedankliche Künsteleien und Unnatürlichkeiten wären nötig, um das, was gestern geschehen ist, mit einer göttlichen Lenkung in Einklang zu bringen. Man müßte ja die ganze Welt nach seinem eigenen Denken zurechtrücken. Das kommt mir vor, als ob ein Schiffskapitän, der die

beiden Leuchtfeuer des Hafens, in den er einlaufen will, nicht in der richtigen Linie hat, die Leuchttürme versetzen wollte, anstatt mit seinem Schiff die nötige Schwenkung zu machen. Das Ergebnis seiner Arbeit würde sein, daß er auf den Grund läuft. Alles, was gestern geschehen ist, wird einfach, wenn man mit dem Gedanken umschwenkt und die Vorstellung einer göttlichen Leitung fallen läßt. Wenn dann bei einer Kurve ein Wagen aus den Schienen springt; wenn von den Insassen dieses Wagens einige getötet werden; wenn einer von diesen gerade ein Missionar ist, der das Wort Gottes predigt — nun, so ist bei dem Ganzen nichts wunderbares. Dieser inneren Gesetzlichkeit des Weltgeschehens gegenüber ist eben ein lehrender Missionar durchaus nichts anderes als ein am Boden kauernder oder schlafender Heide. Bleibt man aber bei dem Gedanken der göttlichen Leitung — Vater, ein Mensch, der das tut, kommt mir unerträglich anmaßend vor. Er müßte sozusagen die moralischen Leuchttürme der ganzen Welt versetzen, um in seinen gedanklichen Hafen einlaufen zu können, und am Ende —"

Sie zögerte etwas. Der Missionar fiel bitter ein:

„Und am Ende würde er doch auf den Grund laufen."

„Ich glaube, ja, Vater," sagte die Tochter leise.

„Kind, wer sich Gott und seinen Ratschlüssen mit Kritisieren naht, für den ist er nicht da. Durch dein Denken hast du ihn dir selber verscherzt."

Der Tochter stieg die Röte ins Gesicht. „Und das sagst du mir!“ rief sie fast heftig. „Habe ich mir denn selber mein Denken gegeben? Ihr sagt: Der Mensch ist Geschöpf Gottes. Gott leitet alles. Kein Haar von meinem Haupt fällt zur Erde, das er nicht gezählt hat. Was leitet er denn aber, wenn er mein Denken nicht leitet? Das andere braucht ja gar keine Leitung. Der Stein fällt auch ohne ihn zur Erde. Was heißt das: Sich losdenken von Gott? Wenn ein Gott ist, wenn ich sein Geschöpf bin, so ist ein Sich-Losdenken von ihm so unmöglich, als wenn das Blatt sich eigenmächtig vom Baum loslösen wollte. Gerade die Tatsache, daß ich mich losdenken kann, beweist mir —“

Sie stutzte und schwieg beklommen. Der Missionar sah sie traurig an und sagte leise:

„Ich sehe, du hast doch immer noch soviel Gottesfurcht, daß du nicht laut die letzte Folgerung zu ziehen wagst.“ Dann fuhr er lauter und bitterer fort: „Mir scheint, du würdest gut nach Ceylon in die Lehre der buddhistischen Theras passen“.

Da hob die Tochter schnell den Kopf und sagte:

„Das war meine eigentliche Bitte. Ich wollte dich bitten, mich nach Ceylon gehen zu lassen. Ich muß andere geistige Luft atmen, wenn ich nicht ersticken soll.“

„Um Gotteswillen! Wie kommst du gerade auf den Gedanken?!“

„Durch dich selber, Vater. Du hast ja immer wieder von diesen Leuten gesprochen".

Der Missionar wurde blaß vor innerer Erregung. „Gott, Gott! Kannst du denn so hart strafen! Eine so harte Strafe für ein so leises Schwanken im Glauben?! Es rauschten ja nur die Aeste im Wind. Die Wurzel stand fest in deinem Erdreich. Nicht einmal die Aeste! Die Blätter spielten im Windhauch! Das war alles. Und jetzt tritt hier eine Strafe vor mich, als ob ich dir innerlich fremd geworden wäre."

In der Heftigkeit der Rede war er aufgestanden. Jetzt ließ er sich erschüttert auf den Stuhl zurücksinken, schlug die Hände vor das Gesicht und blieb regungslos.

Schnell stürzte die Tochter vor ihm nieder, umschlang seine Knie und sagte innig:

„Vater ich bleibe! Deine Liebe steht mir höher als alles andere."

Heftig fuhr der haltlos Gewordene das Mädchen an:

„Sag nur das nicht! Bin ich derjenige, der dich dereinst richten wird? Ich sage dir, mit dem nächsten Dampfer fährst du nach Colombo!"

Er schrie es fast, so daß die Mutter es draußen hörte und erschrocken die Tür öffnete. Erstaunt blieb sie stehen.

„Was geht denn hier vor?"

„Frau, sagte der Missionar, unsere Tochter hat soeben ein neues Glaubensbekenntnis abgelegt.

Das heißt, verbesserte er sich, kein Glaubensbekenntnis, sondern ein Unglaubensbekenntnis. Ich will sie zu ihrer weiteren Ausbildung nach Ceylon schicken, damit sie bei den buddhistischen Mönchen auslernt."

„Nein, Vater, das will ich nicht! Ich will hier bleiben!"

„Und ich sage dir, du gehst!" rief der Mann in höchster Heftigkeit.

„Um Gotteswillen, beruhige dich! Breien, (das war der Name des Missionars; er war Norweger von Geburt), Mann! beruhige dich! um Gotteswillen!"

„Um Gotteswillen?! Um Gotteswillen geschieht überhaupt nichts auf der Welt. Frag' deine Tochter."

Die saß weinend da. Auch die Mutter begann zu weinen und der Mann starrte dumpf brütend vor sich hin.

Die Mutter, die manchmal eine kluge Frau war und das hitzige Temperament ihres Mannes und ihrer Tochter kannte, fühlte, daß es das beste sei, den ganzen Gegenstand vorläufig fallen zu lassen. Leise trat sie zu dem Mann und küßte ihn. Leise trat sie dann zur Tochter, legte ihren Arm um deren Hüfte und sagte ruhig:

„Komm Ruth!"

Im Hause des Missionars folgten eine Reihe langer, dumpfer Tage; die Stimmung beklommen, das Gespräch stockend. Breien füllte die freie Zeit,

welche ihm seine Berufspflichten ließen, mit weiten Spaziergängen aus. Er liebte die großartige Oede der süd-afrikanischen Landschaft. Er liebte diesen hauchlos klaren Himmel. Er liebte diese sonnedurchglühten Felsen in ihrem rot-violetten Schimmer. Früher pflegte er, im Genuß eines solchen Anblickes versunken, auszurufen: „Wie groß ist Gottes Macht und Güte!“ Jetzt geschah es öfter, daß er schweigend zu diesem blendenden Himmel hochblickte, gleichsam forschend, was wohl hinter dieser blauen Durchsicht sich verbergen könne. Wenn er dann eine Weile schweigend hochgestarrt hatte, so geschah es wohl, daß er wie beschämt die Augen zu Boden schlug, auch wohl niederkniete, die Hände krampfhaft ineinander preßte und mit einer Stimme, in der Angst und Erregung miteinander stritten, ausrief: „Mein Gott! Mein Gott!“

Das ging so einige Monate lang. Breien wurde mager und da er durch seine weiten rücksichtslosen Spaziergänge von der Sonne stark mitgenommen wurde, so bekam er ein hartes, fast wildes Aussehen, das ihm sonst durchaus nicht eigen gewesen war. Frau und Tochter sahen das wohl; beide sorgten sich darum, beide litten darunter. Aber die innere Unsicherheit, die im Hause des Missionars eingezogen war, war so groß, daß sie nicht einmal wagten, miteinander hierüber zu sprechen, geschweige denn, daß sie gewagt hätten, sich zu Breien selber zu äußern.

Ueberdies war seit dem Tage jenes Auftrittes zwischen Mutter und Tochter eine Entfremdung eingetreten. Die Mutter war eine gute Frau, tätig, wirtschaftlich. In letzterer Hinsicht überließ Breien blind sich ihrer Führung. Er hatte weder Fähigkeit für, noch Lust zu wirtschaftlichen Angelegenheiten und Geldgeschäften. Ohne die strenge Buchführung der Frau Breien hätte es manchmal übel im Haushalt des Missionars ausgesehen. Es fehlte ihr auch durchaus nicht an einem gewissen Maß von Weltklugheit. Sie war da wieder anderen Frauen sicherlich überlegen. Es fehlte ihr nur an einem: am selbständigen Denken, an der Fähigkeit wie an der Lust zum selbständigen Denken. Wie ihr Mann sich ihr in wirtschaftlichen Dingen anvertraute, so vertraute sie sich ihrem Mann, in vielleicht noch vollkommenerer Weise, in geistigen Dinge an.

Sie stammte aus einem Pfarrhause und hatte die Atmosphäre streng kirchlicher Religiosität, die im Elternhause herrschte, ohne jedes Widerstreben, aber auch ohne sonderliche Begeisterung aufgenommen. Bis in ihr spätes Alter entsann sie sich der Ergriffenheit, mit der sie den Akt der Konfirmation hatte über sich ergehen lassen und sie war erstaunt, ja entrüstet, als ihre Tochter einstmal sich nicht in der gleichen ergriffen-ehrfurchtsvollen Weise über diesen Vorgang äußerte.

Es kam dann die Bekanntschaft mit Breien, den sie sowohl wegen seines Wissens wie wegen seines

Glaubensmutes bewunderte. Sie hätte keinen Augenblick gezaudert, mit ihm ins innerste Afrika zu gehen. Hätte sie sich selber geprüft, es wäre ihr sicherlich schwer geworden zu unterscheiden, ob sie mehr an Gott oder an ihren Mann glaubte. Sicherlich g l a u b t e sie an ihren Mann und sicherlich wuchsen beide Glaubenszweige bei ihr so völlig aus einer gemeinsamen Wurzel, daß eine Sonderung überflüssig und wahrscheinlich auch unmöglich war.

So sah sie den Auftritt, über den sie erst allmählich mit sich ins Klare gekommen war, als eine Herabwürdigung ihres Mannes an, als einen Angriff auf seine geistige Führerrolle — kurz: als eine Versündigung. Sie fühlte den klaren Verstand ihrer Tocher seit Jahren viel zu stark, als daß sie es gewagt hätte, dieser unumwunden ihre Ansicht über jenen Auftritt zu sagen; aber es bildete sich ihrer Tochter gegenüber jene Stimmung aus, wie man sie etwa einem leichtfertigen oder eigensüchtigen Ruhestörer gegenüber hat. Die Tochter fühlte das. Sie verlor kein Wort deswegen, weil sie wußte, daß jeder Versuch einer Verständigung mit ihrer Mutter vergeblich gewesen wäre. Trotz aller Kindesliebe hatte sie geistige Fühlung nur mit ihrem Vater gehabt, der ungeachtet der Strenge seiner Rechtgläubigkeit sich eine umfassende und tiefgehende Bildung erworben hatte und dem es an geistiger Beweglichkeit durchaus nicht fehlte,

ausgenommen da, wo es sich um die starre Achse
seines Lebens, den Gottglauben handelte.

Aber es war nicht nur das Mißtrauen in das
geistige Entgegenkommen der Mutter, was die
Tochter abhielt, in dieser alle bedrückenden An-
gelegenheit eine Annäherung zu suchen und da-
mit vielleicht zu einer Entspannung zu kommen:
es war vor allem ein zwar völlig unbestimmtes aber
anhaltendes Gefühl der Reue und der Selbstan-
klage. Sie wurde gequält von dem Gedanken, den
Frieden und das Glück ihres Elternhauses gestört,
ja vielleicht zerstört zu haben für immer. In man-
cher stillen Stunde schlich, gleich einem gemeinen
Lüstling, der Gedanke an sie heran: „Warum habe
ich das getan? Wie viel behaglicher würde ich
jetzt leben, wenn ich diesen Ausbruch unterlassen
hätte." Sie tadelte sich dann freilich wegen ihrer
Schwächlichkeit, ja ihr stieg die Schamröte vor
sich selber ins Gesicht; aber deswegen kamen
diese Gedanken doch wieder und um so häufiger,
je mehr sie ihren Vater leiden, ja in wörtlichem
Sinn dahinschwinden sah.

Sie war sich klar darüber, daß sie mit diesen Ge-
danken zu ihrem Vater hingehörte. Aber Breien
war unnahbar geworden. Er zeigte, trotz gleich-
mäßiger Freundlichkeit, keine Spur von Entgegen-
kommen, trotzdem ihm unter anderen Umständen
der stützebedürftige Zustand seiner Tochter nicht
entgangen sein würde. Er litt, er litt unerhört;

aber er wußte nicht, ob er an seiner Tochter oder an sich selber litt.

Dann kam das Weihnachtsfest, dem sie alle drei mit Bangen entgegen sahen, das aber in Wahrheit viel schrecklicher verlief, als sie gedacht hatten.

Da war schon eine äußerliche Schwierigkeit, die sonst unbekannt war: Was schenken? Breien schien diesmal überhaupt nicht an das Weihnachtsfest zu denken. An Frau Breien, die fast nie das Haus verließ, waren in dieser Hinsicht auch früher nie Anforderungen gestellt worden. Aber Ruth, die immer, in Bezug auf Schenken und Beschenktwerden die Hauptperson gewesen war, zermarterte ihren Kopf und vergeblich. Alles, was ihr einfiel, erschien ihr entweder nichtssagend oder zu vielsagend. Sie verwarf alles und war eine Zeitlang in ehrlicher Verzweiflung. Dann aber war ihr, als ob sie wieder im Stande sein würde, ihren Vater mit alter Liebe zu umarmen und sie wußte, daß dieses das schönste Weihnachtsgeschenk für sie alle drei sein würde. Jedes andere Geschenk würde die Schönheit dieses Geschenkes nur beeinträchtigt haben.

So sah denn Ruth, nachdem sie sich zu dieser Sicherheit durchgearbeitet hatte, dem Heiligabend mit einer Art innerer Frohheit entgegen, soweit das leidende und grüblerische Aussehen ihres Vaters solche Frohheit überhaupt aufkommen ließ.

Weihnachten fällt in diesen Gegenden in den Hochsommer. Es war ein glühend heißer Tag und

als Breien heute besonders früh zu seinem gewohn- ten Spaziergang aufbrach, nahm man an, daß er es der Hitze wegen täte, um bei Zeiten wieder zu Hause zu sein. Aber der Mittag kam — Breien erschien nicht. Es kam die Zeit der Hauptmahl- zeit — Breien erschien nicht. Die Sonne ging unter, in wahrhaft glühender Pracht, in einer halben Stunde würde es Nacht sein und Breien war immer noch nicht da.

Halb sinnlos vor Angst standen die beiden Frauen auf dem Wege vor dem Hause und starrten in das schwindende Tageslicht. Sie sahen nichts von der unerhörten Schönheit dieser beleuchteten Schatten in Rot, in Violett, in Blau, die sich gleich Riesenfingern bis zum Zenith hoch streckten und dort wie in seeliger Willenlosigkeit sich auflösten. Sie sahen nichts von diesen licht-trunkenen Ber- gen, die das Sonnenlicht, das sie tagsüber auf- gesaugt hatten, wieder auszustrahlen schienen. Sie sahen nur auf den einen Punkt: den Punkt, wo der Weg aus den letzten Hügeln heraustritt. Kam Breien, so mußten sie ihn hier sofort sehen.

So standen sie und schauten unverwandten Blickes, gleichsam in einem stillen, aber hart- näckigen Ringen mit dem letzten Tageslicht. Keiner von beiden sprach ein Wort. Den ganzen Tag über hatten sie kaum ein Wort miteinander gewechselt. Zum Lunch hatten sie noch einige Bissen hinuntergewürgt, immer heimlich auf den Weg hinlauschend, ob nicht von dort der bekannte

Schritt ertöne. Das Hauptmahl, das der Diener aufgetragen hatte und das gegen Sonnenuntergang eingenommen wurde, stand unberührt da. Jetzt schien der beobachtete Weg-Punkt im letzten Tagesschimmer zu entschwinden. Mit einem kurzen Ruck wandte sich die Tochter der Mutter zu:

„Ich geh' ihm entgegen!“

„Da kommt er!“

Blitzschnell fuhr die Tochter herum. Ja! es war kein Zweifel. Sie erkannten ihn am Gang. Im gleichen Augenblick stürzten beide Frauen auf die Knie.

„Gott, ich danke dir“, sagte Frau Breien leise und innig.

„Ich auch Mutter“ und plötzlich ihre Mutter mit einer für diese ganz fremden Leidenschaftlichkeit umschlingend wiederholte sie: „Ich auch, Mutter! Ich auch! Glaubst du das, Mutter?!“

„Ach Kind, ach Kind!“

„Mutter, glaubst du das?!“

„Kind, wie kann ich denn glauben, daß ein Mensch in solchem Augenblick fähig ist, Gott nicht zu danken!“

Die Arme der Tochter erschlafften. Beide erhoben sich von der Erde. Frau Breien strich mit der Hand sorgfältig über ihr Kleid, um die Erdspuren zu entfernen; dann ging sie schnell ins Haus, um zu sehen, ob alles für die Mahlzeit bereit sei. Ruth hingegen blieb draußen stehen, im Kampf mit sich selbst, ob sie ihrem Vater entgegen gehen solle oder nicht.

Während sie noch hin und her schwankte, — sie wußte selbst nicht warum — kam Frau Breien wieder heraus. Jetzt hörte man in der totenstillen Nacht auch Breiens Schritte.

„Vater wird müde sein“ meinte die Tochter mit erkünstelter Gleichgültigkeit. Sie hätte alles darum gegeben, wenn ihre Mutter zu ihr gesagt hätte: „Komm’! Wir wollen ihm entgegen gehen!“ Aber Frau Breien schwieg hartnäckig. Es war jetzt auch so dunkel geworden, daß sie ihre Gesichter nicht mehr erkennen konnten. Frau Breien trat in den Lichtkreis des Speisezimmers, als ob sie da Schutz vor etwas suchen wollte und müde folgte die Tochter ihr nach.

Indem trat Breien in den erleuchteten Raum.

„Mann, so spät!“ Frau Breien hatte des Missionars Hand ergriffen und saugte sich mit ihren Augen fest an seine Augen.

Wie belästigt wandte Breien den Kopf halb seitwärts; aber ihr Schweigen war eine Frage, der er nur ein paar Augenblicke widerstehen konnte.

„Ich war im Hungertal.“ Hungertal hieß der Felsenkessel, in dem damals das Eisenbahnunglück sich ereignet hatte. Bei den Eingeborenen hieß dieser Kessel „Teufelstal“, aber die vorsichtigen Missionare hatten das, um nicht bei der Erhaltung unnötiger heidnischer Reste mitzuwirken, in „Hungertal“ umgetauft. Und tatsächlich mußte man zugestehen, daß hier der eine Name so gut paßte wie der andere. Nichts war leichter

als bei diesem Anblick sich vorzustellen, daß hier der Teufel, sei es in guter, sei es in übler Laune gehaust habe — denn welches von beiden beim Teufel das Teuflische ist, dürfte schwer zu sagen sein — und daß er, als Folge seines launischen Spiels, hier für ewig den Hunger hinterlassen habe.

Die Frau ließ seine Hand nicht fahren. Unverwandt sah sie ihm weiter in die Augen. Die stumme Frage zwang ihn weiter.

„Ich habe gebetet."

„Im Hungertal?"

Er nickte. Die Frau ließ die Hand des Mannes fahren und schlang ihren Arm voll um seinen Hals.

„Hat Gott dich erhört?"

„Nein!"

Eine kurze, schreckliche Pause folgte; dann sagte Breien dumpf:

„Ich habe nicht recht gefragt."

Und plötzlich schien es, als ob der letzte Halt, der ihn bis hierher getragen hatte, dahin wäre. Fast schreiend rief er aus:

„Ich bin zerbrochen! Mein Glaube, mein Rückgrat ist zerbrochen, und ich weiß nicht wodurch!" Dann plötzlich sich zur Tochter umwendend, die schüchtern seitwärts stand:

„Glaube nicht, daß du mir das Rückgrat gebrochen hast! Ruth, ich warne dich! Ueberhebe dich nicht so weit!"

Das Mädchen schluchzte laut auf und wagte nicht einmal, ihren Vater zu umarmen.

Plötzlich schien Frau Breien über ihre eigene Kraft, das heißt über ihren Mann, hinauszuwachsen. Sie sagte ruhig:

„Laßt uns zusammen beten!"

Wie sie gerade standen, knieten alle drei nieder, und Frau Breien begann mit fester Stimme das Vaterunser. Mit fester Stimme betete sie zu Ende. Dann erhob sie sich; die beiden anderen mit.

„Wir wollen jetzt essen!" bestimmte sie. Man setzte sich nieder. „Jesus Christus sei unser Gast!" sprach Frau Breien laut und innig. Dann nahmen die drei schweigend ein kurzes Mahl. Es wurde kein Wort weiter gewechselt.

Am nächsten Tage, also am ersten Weihnachtsfeiertag, gegen Sonnenuntergang saß Breien mit seiner Tochter in der offenen Vorhalle des Hauses; beide anscheinend mit einem Buch beschäftigt, in Wahrheit beide von ihren eigenen Gedanken gequält.

Plötzlich legte Breien das Buch auf den neben ihm stehenden kleinen Tisch und sagte, ohne seine Tochter anzusehen:

„Ruth, ich kann es dir nicht ersparen; du mußt nach Ceylon gehen. Ich werde wahnsinnig, wenn du nicht gehst."

„Liebster Vater, wenn ich dir doch sagen könnte, was ich dir schon längst sagen möchte.“

Sie war aufgestanden und hatte ihre Wange an das magere Gesicht ihres Vaters gelehnt.

„Kind,“ sagte Breien trübe lächelnd, „ich weiß ja wohl, was du mir sagen willst. Aber das hilft mir jetzt nichts. Es ist ja wohl wahr: die Wurzel ist gelockert. Jetzt hilft mir nur eines: daß du von dort (er zeigte mit dem Daumen hinter sich) gefestigt im Glauben wieder zurückkommst.“

„Vater, Vater, wie quälst du dich!“

„Mehr noch euch.“

„Sag' doch das nicht! Du quälst dich zu Tode.“

„Wäre das das Schlimmste? Wüßt' ich, daß damit alles aus wäre, wie gerne wollte ich sterben. Ich wünsche jetzt nur noch eins: Ruhe!“

„Lieber Vater, habe Geduld! Die Ruhe kommt wieder. Vertraue auf Gott!“

Im gleichen Augenblick, wo ihr dieses Trostwort entfloh, senkte sie beschämt die Augen und verstummte. Auch Breien sah fest auf den Boden; dann, ohne die Augen zu heben:

„Gott straft schwer. Er will alles oder nichts. Aber kann es denn eine solche Sünde sein, an ihm zu zweifeln, wo so viele überhaupt nicht an ihn glauben? Ruth, bisweilen kommt es mir vor, als ob ich nicht an Gott, sondern an mir zweifle; als ob ich nicht mit Gott, sondern mit mir zerfallen bin. Wenn ich nur wüßte, wie dies alles möglich

geworden ist? Es ist gekommen ohne mein Wissen, ohne mein Wollen, und ich sehe nur mit immer neuem Entsetzen die Tatsache, daß es so ist. Habe ich überhaupt rechten Glauben gehabt? Hätte ich wahrhaft geglaubt, so würde mich dieses alles nur im Glauben gefestigt haben. Statt dessen hat es mich gelockert in der Wurzel, hat mich mir selber und meinem Gott entfremdet. Ich weiß nicht, wozu mir das Leben noch gut sein soll. Ich habe jetzt nur noch eine Hoffnung: daß du dort hingehst; daß du alle Gründe dieser Leute anhörst, unvoreingenommen auf dich wirken läßt — unvoreingenommen, hörst du! — und dann zurückkommst und zu mir sagst: „Ich glaube!" Ich fühle es, nur von dir kann mir der Glaube zurückkommen."

„Vater, mir geht es wie dir. Auch mir ist, als ob ich nicht an Gott, sondern an mir zweifle. Diese ganzen Tage hatte ich gedacht, ich würde wieder froh vor dich hintreten können, wie früher. Seit gestern weiß ich, es ist alles dahin. Vater, ich zweifle, und was das Schlimmste ist: mir ist, als ob jeder, der denkt, zum Zweifeln kommen m ü ß t e."

„Ruth, so etwas ist schrecklich. Wenn du wüßtest, was bisweilen für eine Angst mich überfällt! So ist einem Menschen zu Mut, der im Dunklen aufwacht und sich nicht zurechtfindet. Daß du nach Ceylon gingest, war meine letzte Hoffnung, mein Strohhalm. Nun ist das auch dahin."

„Vater, ich fahre."

Breien lächelte glücklich wie ein Kind. Die Sache mit Ceylon war ihm zu einer Art fixen Idee geworden.

„Willst du wirklich?“

„Ja, Vater! In mir lebt noch Hoffnung.“

Das Schiff, mit dem Ruth Durban verließ, war alt. Der Kapitän, ein gewinngieriger Mensch, hatte zu schwer geladen. In den Breiten der Insel Mauritius geriet das Schiff in einen Drehsturm und ging mit Mann und Maus unter. So wenigstens nahm man später an, als das Schiff überfällig wurde und schließlich verloren gegeben werden mußte. Nicht einmal Trümmer sind von ihm gefunden worden. Und es war in der Tat so gewesen. In einer schwarzen Sturmnacht war dieses menschengefüllte Schiff gesunken, während die Entsetzensschreie der Unglücklichen wie ein höllischer Sang aus ihm hochstiegen. Ruths Gedanken waren mit völliger Inbrunst auf ihren Vater gerichtet, als das Wasser über ihr zusammenschlug. Sie glaubte an ihren Vater, trotz alledem.

So geschah es, daß auf Breien und seine Frau die Nachricht vom Tode ihrer Tochter nicht als plötzlicher Schlag hereinbrach. Wochen vergingen, ehe man anfing, besorgt zu sein, und Monate, ehe man wußte: das Schiff und alles mit ihm ist verloren.

Breien war in dieser Zeit des Hangens und Bangens erschrecklich dahingewelkt. Als aber schließ-

lich kein Zweifel mehr am Tode der Tochter sein konnte, schien das keinen weiteren Eindruck auf ihn zu machen. Weder sprach er darüber mit seiner Frau, noch legte er Trauerkleider an. Seine Berufstätigkeit gab er aus Gesundheitsrücksichten auf und lebte still für sich, am liebsten den Tag mit weiten Spaziergängen hinbringend. Es war jetzt schon nichts seltenes mehr, daß er früh fortging und erst in der Nacht zurückkehrte. Frau Breien hatte sich daran gewöhnt und ängstigte sich nicht mehr darum.

Als er eines Tages lange schweigend neben seiner Frau in der offenen Vorhalle gesessen hatte, fuhr er plötzlich wie aus tiefen Sinnen auf und sagte:

„Daß Gott für ein einziges leises Schwanken im Glauben so teuflisch boshaft strafen kann, das ist nicht möglich. Wo die Menschen meinen, daß Gott straft, da ist es wohl die eigene Torheit, die sich selber straft. Ich glaube, wir alle müßten dem Leben gegenüber umlernen. Was mich betrifft, so mag ich nicht mehr anfangen. Ich habe nicht mehr genügend Interesse an mir selber. Ich würde auch gar keine Bedenken tragen, mich selber zu töten. Aber auch dazu bin ich nicht mehr lebenswütig genug. Mein Thronsessel ist unter mir zusammengebrochen. Ich glaube, jener Mönch in Badulla würde heute leichte Arbeit mit mir haben. Man muß die Wirklichkeit nehmen wie sie ist."

Er wandte sich von jetzt an ganz sich selber zu und schien einzugehen wie eine Pflanze, die man in

einen fremden Nährboden versetzt hat. Der Kummer um seine Tochter zehrte innerlich um so stärker in ihm, je mehr alle äußeren Anzeichen fehlten. Er hatte sie mit der ganzen Innigkeit seines heftigen Herzens geliebt. Das Wort „Gott" führte er seit diesem letzten Gespräch mit seiner Frau nie mehr im Munde.

Als er nach einem Jahr starb, weigerte er sich entschieden, die geistige Tröstung, die seine Frau ihm aufdrängen wollte, anzunehmen. „Laßt mich in Ruhe!" meinte er. „Das Wichtigste müssen wir ja doch allein mit uns abmachen." Damit verschied er. Seine letzten Gedanken weilten fest bei seiner Tochter.

Es waren nunmehr fast sieben Jahre verflossen, daß das Schiff mit des Missionars Tochter bei Mauritius untergegangen war. In dem prächtigen Garten eines der Häuser, die im Villenviertel von Kandy stehen, spielte ein Mädchen, die zwischen all den Blumen wie die zarteste und schönste aussah. Das schneeweiße, duftige Musselinkleid wurde durch einen gelben Seidengürtel zusammengehalten, die dunklen Haare fielen in kurzen Locken herab, und die Bewegungen des Kindes waren so leicht, als ob der Wind es höbe.

Das Haus gehörte einem amerikanischen Zahnarzt, der seit langem in Kandy ansässig war. Die

kleine Edith, die heute gerade ihren sechsten Geburtstag feierte, war seine Tochter, sein einziges Kind, das nach langer, kinderloser Ehe die Eltern aufs höchste beglückt hatte. Sie übertrafen einander in Besorgnis um das Kind. Trotzdem eine braune Dienerin der Kleinen zur Verfügung stand, lugte die Mutter doch immer wieder hinaus, ob sie sich auch nicht der Sonne aussetze.

Bei seinen Spielen war das Kind heute in einen Seitenweg geraten. Plötzlich blieb es starr stehen: am Wegrand lag ein totes Eichhörnchen, eines dieser unendlich feinen Tierchen, die noch zarter und geschmeidiger sind als die Eichhörnchen bei uns.

Edith schien völlig in Nachdenken versunken. Sie blickte fest auf den toten Leib, als ob sie sich angestrengt auf etwas besänne. Dann brach sie plötzlich in lautes Weinen aus und ging zum Haus zurück. Die braune Dienerin schlich bestürzt hinterher, wagte aber nichts zu sagen.

Die Mutter schloß die Kleine voll Besorgnis in die Arme: „Mein süßes Kind, was ist denn? Hat dir jemand weh getan?"

„Mutter," rief die Kleine schluchzend, „am Weg nach der Bank liegt ein totes Eichhörnchen. Es sieht so tot aus, Mutter! Ich habe weinen müssen, als ich es ansah, und muß immer noch weinen."

Die Mutter blickte ratlos auf die Kleine. Sie war eine gute, tüchtige Frau, etwas nervös, etwas herzkrank, etwas theosophisch veranlagt, wie es damals dort Mode war, im übrigen aber eine jener

glücklichen Naturen, denen das Rätsel des Lebens kein sonderliches Kopfzerbrechen macht. Aehnlich veranlagt war ihr Mann, der Zahnarzt, ein etwas fetter, blasser Herr, der, wie er sagte, sich sehr für Theosophie interessierte, auch wohl mal, wenn eine besondere Festlichkeit auf der Tagesordnung stand, in eines der buddhistischen Klöster ging, an denen gerade Kandy so reich ist. Dort scheute er sich dann nicht, die Schuhe abzulegen und mit gekreuzten Beinen auf der Matte zu sitzen. Er rechnete sich das selber als besondere Unvoreingenommenheit hoch an. Im übrigen war er ein guter Ehemann und der allerzärtlichste Vater.

Frau Lamb (Lamb war der Name des Zahnarztes) hatte sich des öfteren schon gefragt, woher das Kind wohl diese ihr fast krankhaft erscheinende Anlage zur Nachdenklichkeit habe. Sie war ehrlich genug sich selber gegenüber, um zu wissen, daß diese Anlage von ihr nicht stammen könne. Sie sah auch scharf genug, um zu erkennen, daß ihr Mann gleichfalls nicht der Urheber sein könne, wiewohl der, wenn das Gespräch auf dieses Thema kam, mit unverhohlener Selbstgefälligkeit zu sagen pflegte: „Das hat sie von mir."

Im Augenblick wußte die Mutter nicht, wie sie das weinende Kind trösten sollte. Daß ein totes Eichhörnchen tot aussah, erschien ihr durchaus kein Grund zu sein zum Jammern. Sie scheute sich aber, das ihrer Tochter zu sagen, weil sie fühlte,

daß der mit einer solchen Antwort wenig gedient sein würde. So meinte sie:

„Mein süßes Kind, das Tierchen wird vor Altersschwäche gestorben sein."

Das Kind hörte auf zu weinen und sah die Mutter erstaunt an:

„Wird man denn so alt, daß man daran sterben kann?"

„Freilich, mein Liebling! Man wird so alt, daß man daran stirbt."

„Mutter, das ist ja gar nicht möglich," sagte das Kind entschieden.

Die lachte; sie war froh, die Kleine auf andere Gedanken gebracht zu haben. Sie trocknete ihr die Tränen ab, und die lief wieder in den Garten zurück.

Sechs Jahre später. Die gleiche Villa in Kandy. Edith stürzt blaß und aufgeregt in die Vorhalle, wo der Zahnarzt mit seiner Frau beim Nachmittagstee saß. Edith hatte mit der Dienerin einen Spaziergang auf einem jener lauschigen Wege gemacht, an denen die Umgebung Kandys so reich ist. Dort hatte sie eine offenbar kranke oder verwundete Eidechse gesehen, die von einem ungeheuren Schwarm großer schwarzer Ameisen trotz ihres verzweifelten Widerstandes weggeschleppt wurde. Voll Grauen hatte das Kind ein Weilchen zugeschaut, dann war sie fast laufend nach Hause zurückgekehrt.

„Das ist empörend, gemein!" rief sie laut, so daß die beiden erstaunt aufblickten.

„Was ist denn, Edith?" fragte Lamb.

„Das arme Tier! Die Ameisen haben es mit Gewalt fortgeschleppt. Sie konnte sich nicht wehren. Es sah ganz schrecklich aus."

„Was denn für ein Tier?"

„Eine kleine, ganz helle Eidechse."

„Ja, mein Kind, die Ameisen wollen doch auch leben."

„So sollen sie den Saft aus den Blumen trinken, aber sie sollen nicht andere Tiere töten, die ihnen nichts getan haben."

„Mein liebes Kind," meinte Lamb tiefsinnig, auf seine stattliche Leibesfülle hinabblickend, „wir können nicht alle von Blumensaft leben. Es ist schwer zu leben, ohne zu töten."

„Vater, ich würde keine Lust haben zu leben, wenn ich wüßte, daß ich deswegen töten müßte."

„Liebe Edith, wir tun manches, wovon wir nicht wissen, daß wir es tun."

„Hier ist der Tee, Edith."

„Mutter, ich bin so heiß heute. Ich mag keinen Tee."

„Kind, du bist ganz erhitzt. Bist du so schnell gegangen?"

„Ich bin davongelaufen, Mutter, und bin gelaufen, bis ich zu Hause war."

„Wo war denn das?"

„Oben am Bambuswäldchen."

„So weit?! Du weißt doch, daß es da oben Schlangen geben soll."

„Vor den Schlangen fürchte ich mich nicht, Mutter. Die werden mir nichts tun. Dieses arme Tierchen, Mutter! Es war ganz schrecklich. Ich mag gar nicht daran denken. Diese gemeinen Tiere! So viele über einen!"

„Kind, du bist zu weichherzig. Es gibt nun einmal viele Leiden im Leben. Alle Kreatur leidet." Sie sagte das in einem Ton wie man etwa sagt: „Um 7 Uhr ist Diner".

„Weshalb denn, Mutter?"

„Das ist göttlicher Ratschluß. Das Leiden soll uns alle besser machen."

Das Kind schwieg. Mit einem halb nachdenklichen, halb mißmutigen Gesicht setzte es sich an den Bambustisch und trank den inzwischen abgekühlten Tee. Plötzlich meinte sie:

„Mutter, das finde ich dumm."

„Was denn, Edith?"

„Daß wir erst leiden müssen, damit wir besser werden können. Weshalb sollen wir denn nicht besser werden, weil wir es so wollen? Ich mag nicht leiden, und ich werde auch niemals besser dadurch werden."

„Kind, du bist noch zu jung, um das zu verstehen."

Inzwischen hatte sich der Himmel verfinstert, und ein kurzes, aber sehr heftiges Gewitter tobte

über dem engen Tal von Kandy. Die Blitze flammten ununterbrochen, und ein Wolkenbruch ging nieder.

Frau Lamb konnte Gewitter nicht vertragen. Sie schlugen ihr auf die Nerven. Sie fühlte dabei eine Angst und nervöse Spannung im Körper. Bei jedem besonders starken Schlag zuckte sie zusammen, dabei aber immer bemüht, ihre Furcht nicht merken zu lassen. Edith hingegen schien gegen das Toben ganz unempfindlich zu sein. Jetzt ertönte ein schrecklicher Krach, und man sah einen Blitzstrahl etwa zwanzig Schritt vor der Veranda in die Erde fahren.

Selbst Lamb zuckte zusammen. „Beinah!" murmelte er. „Diese Gewitter hier!" Frau Lamb hatte leise aufgeschrien.

„Vater, meinst du, daß die Ameisen die Eidechse loslassen?"

Der Zahnarzt blickte seine Tochter erstaunt an. Er konnte kaum ihr Gesicht erkennen, so nächtigdunkel war es in der Vorhalle geworden. Wo er als Mann sich gefürchtet hatte; wo seine Frau halbtot vor Angst dasaß, da ging dieses Kind unbekümmert in seinen Gedanken dem Leiden der Kreatur nach.

Schnell gefaßt erwiderte er: „Das glaube ich wohl."

„Weißt du, was mir das Allerschrecklichste dabei ist?"

„Nun?"

Edith neigte sich dicht zu ihm hin, brachte ihren Mund fast an sein Ohr:

„Daß ich die kleine Eidechse nicht gerettet habe. Ich war zu feige, Vater!“ Sie flüsterte das kaum hörbar, aber mit einer Heftigkeit, daß Lamb erschrak.

Um sie zu beruhigen, sagte er:

„Du hättest ja auch den Ameisen damit Schaden getan.“

„Wieso denn?“

„Nun, du hättest ihnen gewaltsam ihre Nahrung entrissen.“

Edith sah ihren Vater einen Augenblick starr an, dann rief sie weinend:

„So ist es ja gar nicht möglich! So ist es ja gar nicht möglich! Ich kann doch nichts schlechtes tun, wenn ich etwas gutes tue.“

Frau Lamb hatte sich inzwischen von ihrer Gewitterangst erholt und trat hinzu:

„Was gibt's denn?“

„Edith ist noch bei der Eidechse und den Ameisen,“ sagte Lamb etwas ungeduldig.

Frau Lamb seufzte leicht, dann sagte sie:

„Gott sei Dank, daß das Gewitter vorüber ist! Der letzte Schlag war schrecklich. Es muß dicht vor dem Hause eingeschlagen haben. Man weiß nie, wie nahe man dem Ende ist.“

„Ich habe den Strahl niederfahren sehen,“ sagte Lamb. „Es war keine zwanzig Schritte von uns. Mir dröhnte es durch den ganzen Körper.“

Als am Abend Edith mit der Mutter allein war, sagte sie plötzlich sehr ernsthaft:

„Mutter, glaubst du wirklich, daß es einen Gott gibt?“

„Um Gotteswillen, Kind! Glaubst du es denn nicht?“

„Mutter, ich muß mir das erst überlegen.“

„Wenn du überlegst, wirst du nie zum Glauben kommen.“

„Wie kann ich denn wissen, daß es wahr ist, wenn ich es mir nicht überlege?“

„Sieh' die Welt an, Kind! Sie ist ein großes Wunder. Ist das denkbar ohne Gott?“

„Es ist aber keine gute Welt. Eins quält das andere. Weshalb hat Gott die Eidechse nicht gerettet?“

„Kind, Gottes Ratschlüsse sind unerforschlich. Wir haben kein Recht, mit ihm ins Gericht zu gehen.“

„Dann haben wir auch keine Pflicht, an ihn zu glauben!“ meinte Edith trotzig.

„Versündige dich nicht, Edith!“

Diese weinend: „Wie kann ich mich versündigen, wenn ich die Wahrheit wissen will?“

„Kind, die Wahrheit ist nicht für uns Menschen. Aber es ist jetzt wirklich Zeit, daß du zu Bett gehst. Vater ist im Klub. Auf den kannst du nicht warten.“

Zehn Jahre später. Das gleiche Haus in der Villenvorstadt Kandys. Edith hängt schluchzend am Halse ihrer Mutter, während draußen ein junger, schlanker Mensch in etwas gebeugter Haltung und mit etwas müdem Schritt das Haus durch die Gartenpforte verläßt.

„Mutter, ich kann Herrn Gilder nicht mein Ja-Wort geben! Ich habe ihn lieber als sonst irgend jemand auf der Welt, euch beide ausgenommen. Ich habe ihn lieb gehabt vom ersten Augenblick an, wo ich ihn gesehen habe, aber ich liebe ihn wie einen Bruder, und der Gedanke, seine Frau zu sein, erfüllt mich mit Entsetzen. Es ist, als ob sich etwas Fremdes in mir auflehnt. Ueberdies weißt du ja, Mutter, ich will überhaupt nicht heiraten. Ich mag nicht heiraten!"

„Dein Vater lebt nicht ewig, und du weißt, wir sind nicht reich."

„Soll ich mich verheiraten aus bloßer Furcht vor den Nahrungssorgen des Lebens?"

„Nie und nimmer, Kind! Wie kannst du das so deuten! Aber ist der junge Gilder nicht das Musterbild eines Mannes? Glaubst du wirklich, daß es ein Mädchen in Kandy gibt, die seinen Antrag ablehnen würde?"

„Ich weiß, Mutter! Ich kann dir nicht sagen, wie ich leide! Ich habe ihn lieb und muß ihm diesen Schmerz bereiten!"

„Edith, das verstehe ich nicht. Wenn man einen Mann lieb hat, und hat das Glück, daß dieser

Mann einem den Antrag macht, nun, so nimmt man ihn doch."

„Mutter, ich verstehe es auch nicht. Es lehnt sich etwas in mir auf, das stärker ist wie ich. Ich kann nicht."

Frau Lamb seufzte etwas. „Nun, Kind, wenn dein Herz es dir verbietet, so müssen wir uns eben fügen. Wer weiß auch, wofür es gut ist. Gilder soll auf der Lunge nicht ganz fest sein."

Das Mädchen fuhr hoch:

„Mutter, wenn ich wüßte, daß Gilder mich so falsch verstanden hätte wie du mich eben, so würde ich ihm nachlaufen und ihm mein Ja-Wort zuschreien. Wie kannst du denken, daß Furcht vor Lungenkrankheit mich hindern würde, einen Mann zu heiraten, den ich liebe! Aber ich weiß, Gilder hat mich nicht so falsch verstanden. Er versteht mich, ich verstehe ihn, aber ich kann ihn nicht heiraten. Ebenso gut könnte ich meinen eigenen Bruder heiraten."

Diese beiden Wesen wußten nicht, in welchem ganz anderen Verhältnis sie in ihrer vorigen Daseinsform zueinander gestanden hatten; noch viel weniger wußten sie, daß sie seit Jahrtausenden auf ihrer Wanderschaft im Weltall sich gekreuzt hatten, durch Sehnsucht zueinander gelockt. Bei dem jungen Menschen war jede Empfindung verloren gegangen. Er war als ein völlig neuer aus dem Schmelztiegel der letzten Wiedergeburt hervorgegangen. Bei dem Mädchen war eine jener

rückläufigen Ahnungen geblieben, die sich dann im gewöhnlichen Leben als unbegreifliche Sympathien oder Antipathien bemerkbar machen.

Der junge Gilder war der Sohn eines der reichsten Plantagenbesitzer Ceylons. Seine Jugend hatte er in einer englischen Erziehungsanstalt zugebracht. Mit seinem siebzehnten Lebensjahr war er nach Hause zurückgekehrt. Wie das nicht anders zu erwarten war, hatte er, neben den anderen guten Familien Kandys, auch sehr bald die Lambs kennen gelernt. Das erste Mal, an dem er mit Edith Lamb zusammengetroffen war, hatte genügt, um jenen unabänderlichen Entschluß in ihm zu erzeugen, sie für immer an sich zu fesseln.

Vom ersten Mal ihres Zusammenseins ab war er ihr erklärter Kavalier. Trotzdem er ein Jahr jünger war als Edith, war er dieser Rolle doch wohl gewachsen, weil er etwas über seine Jahre gereiftes hatte, vielleicht eine Folge des in seiner Familie ruhenden Krankheitskeims. Bei den Gilders herrschte seit Generationen eine Anlage zu Lungenleiden.

Zu den rein gesellschaftlichen Beziehungen traten bald bei beiden tiefe innerliche Beziehungen. Beide lebten in der großen Liebe zu allem Lebenden. Beiden vergottete sich das Weltall durch diese Liebe zur Kreatur. Beide waren sie Pantheisten und hielten sich infolgedessen für freireligiös. Beide lasen sie mit Entzücken und wahrer innerer Gehobenheit die Upanishads, diese er-

habensten Denkmale menschlichen Gottsuchens. Beide schwelgten sie in der mystischen Trunkenheit dieses Eins-seins mit Gott. Und so kam es, daß eine unsagbare Innigkeit beide verband, die bei Edith Freundschaft blieb, die der junge Gilder aber als Liebe deutete und mit der ganzen Kraft seines jungen Herzens als Liebe fühlte.

Heute war sein zwanzigster Geburtstag. Den heutigen Tag hatte er seit langem dazu bestimmt, um an ihm die wichtigste Frage seines Lebens zu tun. Totenblaß hatte Edith ihm zugehört, und als sie ihm gestanden hatte, daß sie ihn nur als Bruder lieben könne, da war er, ein gebrochener Mann, von der Trümmerstätte seiner Hoffnungen hinweggewankt. Denn die Beziehungen zwischen ihm und Edith waren so verfeinerter Natur, daß er mit unmittelbarer Bestimmtheit wußte, daß die Antwort, die er heute erhalten hatte, unabänderlich wäre. Er würde es auch nie über sich gewonnen haben, seinen Antrag zu erneuern; vielleicht auch dann nicht, wenn er gewußt hätte, daß er das zweite Mal mehr Aussicht auf Erfolg haben würde. Die Heiligkeit seiner Liebe hätte ihm das verboten.

So lange er noch im Zustand der Hoffnung gelebt hatte, hatte diese Liebe ihm immer neue Lebenskraft verliehen; sie hatte als eine Art Heilmittel gegen seine Krankheitsanlage gewirkt. Mit dem heutigen Tag war die Hoffnung dahin für immer. Von dem heutigen Tage ab schwanden seine Kräfte dahin, wie ein Licht, das an zwei En-

den brennt. Der ererbte Krankheitskeim und die Verzweiflung waren beide gleich geschäftig, seine Gesundheit zu untergraben.

Etwa ein Jahr war verflossen. Seit dem Tage der Absage hatte Gilder Lambs Haus nicht mehr betreten, und da Edith sich scheute, nach ihm zu fragen und ihre Eltern absichtlich mit allen Nachrichten zurückhielten, so hörte sie nicht, daß er bald nach jenem Tage erkrankt sei. Es begann als einfacher Katarrh, wie er in der Zeit des N.-O.-Monsuns oft auftritt. Aber dieser Katarrh wich nicht. Gilder wurde elend dabei und lag viel. Eines Tages riet der Arzt ihm und seinen Eltern, zur Kur nach Europa, am besten nach Davos, zu gehen. Die Höhenkurorte Ceylons, vor allem das durch seine gute Luft berühmte Bandarawella, hatten ganz versagt.

Gilder schien sich in sein Schicksal gefügt zu haben. Er setzte der Vorschrift des Arztes und den Bitten der Eltern keinen Widerstand entgegen, aber man fühlte, daß er es tat ohne jede Hoffnung auf Genesung. Alle Vorbereitungen zur Abreise waren getroffen. Am Tage vor der erwarteten Ankunft des Dampfers war er nach Colombo hinabgegangen und hatte im Galle-Face-Hotel Wohnung genommen in einem Zimmer, das den vollen Ausblick auf das Meer hatte, und von dem aus man die einlaufenden Dampfer sehen konnte, sobald sie sich nur am Horizont zeigten. Dort hatte er den ganzen Tag in einem Langstuhl gelegen, den

Blick auf das Meer gerichtet. Gegen Abend war der Boy gekommen und hatte gesagt: „Sir, Steamship Otavi ist soeben signalisiert." Man sah jetzt auch den Schornstein am Horizont auftauchen und allmählich den mächtigen, dunklen Körper sich heben. Am Abend hatte er zusammen mit seinen Eltern an der Hoteltafel gesessen, sich dann aber gleich zurückgezogen, weil der Dampfer schon um 8 Uhr wieder auslaufen sollte. Am Morgen fand man ihn tot in seinem Bett.

Da seine unglückliche Liebe in Kandy, ja man kann sagen in Ceylon kein Geheimnis geblieben war, so knüpften sich allerhand Gerüchte an dieses unerwartete Ereignis. Man erzählte sich im geheimen, daß er sich selbst durch Morphium, das der Arzt ihm zur Hebung des nächtlichen Hustens verordnet hatte, vergiftet habe. Gefühlvolle Gemüter sprachen aber geradezu von einem „gebrochenen Herzen", freilich ohne sich wohl eine ganz klare Vorstellung von diesem Zustand oder Vorgang machen zu können. Tatsache war: der junge Gilder war tot im Bett gefunden worden und der Arzt hatte Herzschlag festgestellt.

Die Mitteilung vom Tode des jungen Gilder, von dem sie ein Jahr lang nichts gehört hatte, traf Edith wie ein Schlag. Sie war bei der ersten Nachricht davon buchstäblich zusammengeknickt, und ihr erster Gedanke war: „Ich bin der Mörder des jungen Lebens". Das einzige, was ihr Trost gab, war das auch heute noch unbeirrbar klare Gefühl,

daß die Heirat für sie eine Unmöglichkeit gewesen wäre. So ging die erste Verzweiflung, der sie anheimzufallen drohte, allmählich in stille Trauer über, und dabei befestigte sich in ihr der Entschluß (ihr Vater sagte „die fixe Idee“), hinfort der kranken Menschheit zu dienen. Das schien ihr das würdigste Totenopfer für den verstorbenen Freund zu sein, und nur so glaubte sie, sich den Gedanken an dessen frühes Dahinscheiden erträglicher machen zu können.

Die bisherige Folgsamkeit ihren Eltern gegenüber schien hiermit ganz verloren gegangen zu sein. Sie fühlte plötzlich, daß es höhere Pflichten für den Menschen gab, als den Eltern zu gehorchen. Sie fühlte auch, daß es wohl innigere Verbindungen geben mochte, als die zwischen Eltern und Kind. Aber ihre Eltern hatten für solche Ideen offenbar kein Verständnis. Lamb, der bisher seine Tochter vergöttert hatte (er hielt sie für sein Ab- und Ebenbild) wurde heftig, als er merkte, daß seine Tochter ihm zu entwachsen drohte. Er machte seine Vaterrechte geltend. Frau Lamb machte oft versteckte Vorwürfe und als Edith dann trotz allem nach Europa abreiste, war zwischen ihr und ihren Eltern eine Entfremdung eingetreten, wie man sie noch vor wenigen Jahren nicht für möglich gehalten hätte.

Wieder Zwanzig Jahre später. Es ist Krieg — kein Krieg, sondern ein Schlachten, ein Massenmorden mit allen Hilfsmitteln einer aufs Aeußerste raffinierten Technik. Hier, an dem Ausschnitt des Trauerspiels, den wir zu schildern haben, sind die Umstände besonders grauenhaft, weil das Morden sich hoch oben in Eis und Schnee abspielt: Saumpfade, die über vereiste Schluchten führen; verschneite Abgründe, in denen Menschen und Tiere verschwinden; Hunger, Schlaflosigkeit, Frost, der die Quecksilbersäule fast erstarren läßt und alle Tage das Leben aufs Neue bedroht: Kampf mit dem Feinde, Kampf um's nackte Dasein. Dazu bisweilen die Wildheit nervöser Vorgesetzter, deren Pflichteifer oft ohne Abgrenzung in offene Grausamkeit übergeht und die sich bemühen, das letzte Restchen natürlicher Lebensmöglichkeiten in eine Hölle zu verwandeln. Wer das damals hat mitmachen müssen, der hat sich wohl manchmal erstaunt gefragt, ob es denn überhaupt Lebenswerte gäbe, die derartige Opfer rechtfertigen könnten. Was soll das wohl für ein Lebenswert, für ein Ideal sein, das Unmenschlichkeiten rechtfertigt? Der Denkende findet auf diese Frage keine Antwort.

Edith stand, als Krankenschwester gekleidet neben dem Bett eines jungen Menschen, der eben aus der Narkose erwachte. Er war einer von denen, die sich als Freiwilliger gemeldet hatten und mit der Begeisterung der Jugend in den Krieg

gezogen waren. Ihm war das Vaterland der In-begriff höchster, überpersönlicher Sittlichkeit, Trä-ger jener höchsten Werte, deren der einzelne nie aus sich selber heraus, sondern immer nur als lebendiges Glied des Staatsganzen teilhaftig wer-den kann. Dieses junge, begeisterungsfreudige, aufopferungswillige Blut bedachte nicht, daß es widersinnig ist, den Staat derart zu idealisieren, ja zu vergöttern, daß die Persönlichkeit des ein-zelnen dabei zu einem Nichts zusammenschrumpft. Er vergaß, daß letzten Grundes Wert und Inhalt des Staates aus dem einzelnen stammt und daß der Quell seiner Kraft aus der Persönlichkeit fließt. Ist die Persönlichkeit nichts, ist der Staat auch nichts.

Jeder Befehl, mochte er auch noch so sehr die Gebote der Menschlichkeit verletzen, war ihm ge-heiligt durch die Rücksicht auf das Wohl des Vaterlandes. Er hätte keinen Augenblick ge-zögert, im Dienste des Vaterlandes Opfer zu brin-gen, ebenso groß und unmenschlich, wie das Opfer was weiland Erzvater Abraham im Dienste Gottes zu bringen bereit war. Dem Vaterland zu dienen, rücksichtslos gegenüber allen den na-türlichen, sittlichen Forderungen, welche die Per-sönlichkeit stellt, war ihm heiligste Pflicht. „Ich bin nichts, das Vaterland ist alles“ war sein Wahl-spruch.

Edith hatte dieses feurige, junge Blut bereits das zweite Mal in ihrer Pflege; das erste Mal nach einer Brustschuß-Operation, jetzt nach einer Kopf-

schuß-Operation. Sie hatte sich damals viel mit ihm beschäftigt. Die Aufrichtigkeit, die Wahrhaftigkeit, die Herzensreinheit dieses jugendlichen Geistes hatten auf sie, die Frau von zweiundvierzig Jahren, einen Eindruck gemacht, der sie selber mit einer Art Schrecken und Beschämung erfüllte. Und auch der junge Kraft machte aus seiner Anhänglichkeit kein Hehl. Doch war es nicht die reife Schönheit Edith's, die den Zwanzigjährigen anzog; sondern die Feinheit, das Durchgeistigte ihres Wesens war es, die so schnell jene innere Vertrautheit beider schaffte, die immer eine gegenseitige geistige Abgestimmtheit zur Voraussetzung hat.

Einmal, als sie ein langes, nachdenkliches Gespräch über religiöse Dinge geführt hatten — auch der junge Kraft war frei in seinen religiösen Anschauungen, jetzt aber durch die Starrheit seiner National-Idee religiös verengt — meinte Kraft: „Ich glaube, wir kennen uns schon viele, viele Jahre".

„Wer weiß, erwiderte Edith sinnend. Glauben Sie, daß wir jetzt zum ersten Mal leben?"

„Nie und nimmer!"

„So glauben Sie auch an Seelenwanderung".

„Das weiß ich nicht. Ich habe eine Abneigung dagegen, mich an diese Dinge mit dem Verstande heranzumachen, wo mir ja ganz klar ist, daß wir doch nichts darüber begreifen können. Es sind bei mir nur Gefühle, ganz unbestimmt, aber doch wieder sehr bestimmt in ihren Forderungen. Ich

stelle mir z. B. vor, es ginge bei mir an's Sterben. Ich fühle deutlich, das ist eine Absurdität. Ich sterben! Lächerlich! Ich nehme die Welt mit, wenn ich sterbe, die ganze Welt! Ich nehme das Leben mit. Wir verbinden mit dem Wort „sterben" falsche Vorstellungen. Was heißt im Grunde genommen „sterben"? Sterben heißt, sich selber beerben, weiter nichts."

„Die deutsche Sprache erlaubt ihnen da ein feines Wortspiel. Im Englischen könnten sie diesen Gedanken nicht so ausdrücken". Sie dachte an Gilder, der oft ähnliche Gedanken ausgesprochen hatte.

„Es ist nicht des Wortspiel's wegen. Die Sprache ist nicht da zum Spielen. Es ist mir durchaus ernst mit diesem „Sterben" und „Sich Beerben". Ich habe viel darüber nachgedacht."

„Das merkt man lieber Freund. Auch ich habe viel über diese Dinge nachgedacht, aber mich haben sie voll ins Fahrwasser der Theosophie geführt. Ich wundere mich, daß das bei Ihnen nicht der Fall ist. Mir ist die Seelenwanderung eine natürliche Notwendigkeit."

„Ich bin mir darüber nie klar geworden. Ich glaube, daß die Lehre von der Seelenwanderung sich mit meinem Nationalismus nicht vertragen würde."

„Wollen Sie wirklich das Weite nach dem Engen bemessen?"

„Das Vaterland ist mir das erste. Alles andere danach!"

„Ihr Deutschen seid wunderliche Leute. Mal könnt ihr gar nicht eilig genug eure Nationalität ablegen, ja verleugnen, und mal macht ihr sie zum Götzen, dem alles opfern soll."

Edith Lamb versuchte immer wieder, dem jungen Kraft gegenüber sich in die Rolle einer Mutter hineinzudenken. Aber trotzdem sie das den Jahren nach wohl hätte sein können, so fühlte sie doch immer wieder, daß ihr das nicht gelang. Das bereitete ihr Kummer und anderseits doch auch eine Art geheimer Wonne, an der sie halb unbewußt zehrte. Ertappte sie sich selber darüber, so überkam sie eine tiefe Beschämung.

So war, seit sie den jungen Kraft kennen gelernt hatte, in ihr Leben eine Unausgeglichenheit eingezogen, die ihr bisher fremd gewesen war. Als der junge Mensch nach der ersten Verwundung auf sein unablässiges Drängen hin, wieder ins Feld geschickt wurde, da wanderte ihr Herz mit ihm. Er schrieb hin und wieder, aber in einer Art, die sie, nachdem die erste Freude über den Empfang des Briefes vorüber war, immer wieder entmutigte und verstimmte. Sie fragte sich dann wohl selber, was denn sie, die alternde Frau, die die Höhe des Lebens überschritten hatte, von dem Jüngling erwartete, bei dem der Aufstieg erst begann? Sie war nicht stark genug, sich hierauf eine klare Antwort zu geben.

Eben stand sie nun, nur mit Mühe ihre innere Erregung meisternd, vor dem Bett des Kranken

und wartete auf sein Erwachen nach der Narkose. Kraft lag da und atmete, wie ein Mensch, der sehr tief schläft. Das Hemde war am Halse offen und zeigte die kräftige, gebräunte und ganz haarlose Brust, auf der machtvoll und doch zierlich der muskulöse Hals ansetzte. Man ahnte die Kraft, die in diesem Jünglingskörper lebte. Die Flügel der kurzen, feinen Nase vibrierten leise mit den Atemzügen und die Stirn war ein klein wenig gerunzelt. Der ganze Schädel war durch den Verband verdeckt. Es sah aus, als ob er eine weiße Kappe auf hätte.

Der Verwundete schien es mit dem Erwachen nicht so eilig zu haben. Er atmete tief, fast schnarchend weiter. Die wartende Frau schien zu ermatten. Sie zog einen Stuhl heran und setzte sich. Die Erregung wich allmählich dem Sinnen. Sie versuchte wieder einmal, sich in ihre Mutterrolle hineinzudenken und sie begann, ernsthaft zu grübeln, weshalb ihr das wohl so schlecht gelinge. Die Anwesenheit Kraft's, die Gewißheit, daß sie bald mit ihm sprechen würde, gab ihr den Mut dazu.

Endlich schlug der Verwundete die Augen auf. Sein erster Blick ging ins Leere. Dann sah er die Schwester. „Schwester Edith! Wie gut, daß Sie da sind!"

Der stieg die Freudenröte ins Gesicht und ihre gemessenen schwesterlichen Bewegungen standen in merkwürdigem Gegensatz zu der Erregung, die sie nicht ganz verbergen konnte.

„Sie sollen nicht sprechen, lieber Herr Kraft. Ich wollte nur Ihr Erwachen abwarten. In einer Stunde komme ich wieder“, strich das Bett und die Kopfkissen zurecht und verschwand lautlos.

Ein Monat später. Kraft war von seiner Verwundung hergestellt, wenn auch noch schwach. Er drängte aber so ungestüm, man solle ihn zu seinen Kameraden zurücklassen, daß der Stabsarzt schließlich sagte:

„Ich will Sie gehen lassen, aber auf Ihre Verantwortung.“

„Die übernehme ich von Herzen gern. Ich erhole mich draußen am schnellsten.“

„Hm!“

Schon am nächsten Tage war er fort und Edith Lamb trug ihr leeres, wundes Herz durch die Krankensäle, krampfhaft bemüht, unparteiisch überall ihre ganze Liebe zu geben und immer wieder fühlend, daß sie hierzu nicht im Stande sei. Es war einer der unglücklichsten Tage ihres Lebens. Glücklicherweise traf Kraft's erster Brief sehr bald ein. An ihm erholte sie sich langsam wieder, indem sie ihn in jeder freien Stunde langsam immer wieder las.

Kraft schien Unannehmlichkeiten gehabt zu haben. Er machte Andeutungen über einen neuen Vorgesetzten, einen früheren Assessor, den seine Kompagnie ersatzweise als Führer erhalten habe und mit dem schlecht auszukommen sei.

Tatsächlich gehört der Oberleutnant d. R. Hanns Armand zu jenen unglücklichen Geschöpfen, die alles aufs Genaueste kennen, was ihres Amtes ist, nur eins nicht: den lebenden Menschen. Der Befehl war Armand's Gott. Er gab seinem Leben Halt und Inhalt. Der Befehl mußte ausgeführt werden, einerlei, ob die Verhältnisse es erlaubten oder nicht. Wofür gab es überhaupt Befehle, wenn man Unmöglichkeiten anerkennen wollte. So kam es, daß dieser, nicht schlechte aber beschränkte Kopf, durch seinen blinden Diensteifer sich zum Schädling seiner Umgebung auswuchs. Auch hier, unter diesen ungeheuerlichen Verhältnissen, sollte das Reglement streng durchgeführt werden. Und als er sah, daß er mit seinen Forderungen an die Leute immer mehr im Rückstand blieb, wurde er immer erregter, ja wilder. Er verfiel dem Gedanken, daß man ihm geheimen Widerstand leiste und daß er diesen Widerstand gewaltsam, durch ständig sich steigernde Strafen brechen müsse.

„Von oben her" sah man sein Treiben wohl, wagte aber nicht, ihm die nötigen Winke zu geben, weil man diesen Fanatiker des militärischen Drills, der sich selber durchaus nicht schonte, fürchtete. Und überdies, wohin sollte man kommen, wenn man diesen Geist, der im Oberleutnant Armand lebte, offiziell mißbilligte. Schließlich brauchte man solche Persönlichkeiten und sie fingen ohnehin an, selten zu werden.

Der zweite Brief Kraft's, den Edith nach etwa zwei Monaten empfing, machte aus der Unzufriedenheit des Schreibers kein Hehl mehr: „Mit Paragraphen und Exerzierreglement werden wir keinen Krieg gewinnen. Wir brauchen Begeisterung, ehrliche Begeisterung. Aber es gibt Menschen, die legen sich wie Mehltau auf diese Blüte. Wenn in unserem Heere viele Leute sind wie dieser A., so werden wir den Krieg verlieren. Denn jeder einzelne dieser Menschen verbreitet einen solchen breiten Ring von Unzufriedenheit rings um sich, daß ich fürchte, alle diese Ringe könnten einmal zusammenstoßen und eine allgemeine Atmosphäre der Unzufriedenheit schaffen, die uns verderblich werden müßte.

„Seit dieser Mensch mich um meinen Enthusiasmus gebracht hat, ist mir auch, als ob ich Dutzende von Schlechtigkeiten sähe, die ich früher nicht gesehen habe. Eigensucht, Streberei, Vettermichelei (ich weiß nicht, ob Sie dieses Wort verstehen, aber Sie werden fühlen, was es bedeutet), ja gemeiner Wuchergeist an allen Ecken und Enden. Jeder hält am kleinsten seiner Vorrechte fest, ja nutzt es zur persönlichen Bereicherung aus. Wenn in der Lage, in der unser Vaterland sich heute befindet, das Gefühl für Vorrechte und das Pochen auf Vorrechte nicht schwindet, was ist dann noch zu hoffen? Das deutsche Volk fängt an, mich zu enttäuschen. Ich sehe mit Schrecken Mangel an Ehrlichkeit und Mangel an Charakter. Bisher ver-

schwand dieses alles in der eisernen Disziplin. Es war, als ob die Sonne im Winter auf eine glänzend reine Schneefläche scheint. Schmilzt aber der Schnee dahin, so kommt das Aas zu Tage, das darunter lag und stinkt uns an.

„Ich bin freilich Gemeiner, ganz gemeiner Gemeiner und man könnte denken, daß der Neid aus mir spricht. Aber ich weiß, daß Sie das nicht denken. Ich weiß auch, daß Sie, trotzdem Sie einer fremden Nation angehören, doch seit langen Jahren mit unserm Volke so verwachsen sind, daß Sie alles dieses Elend mitfühlen, wie am eigenen Leibe. Und doch fürchte ich mich fast, selbst Ihnen gegenüber jenes letzte zu sagen, das mich jetzt am meisten quält. Mir kommt öfter der schreckliche Gedanke, ob nicht etwa unser Volk, sein ungeheurer, williger Enthusiasmus für „Zwecke" mißbraucht worden ist. Der Gedanke ist mir schrecklich, daß es Menschen geben könnte, die den Enthusiasmus der Ehrlichen dazu gebrauchen bzw. mißbrauchen könnten, um ihn vor den Wagen ihrer Interessen zu spannen und damit internationale Wettfahrten zu veranstalten.

„Sie haben mich früher öfters wegen meines Patriotismus, den Sie „eng" nannten, getadelt. Ich wollte Ihnen nie hören. Heute scheint es mir, daß Ihre „weite Menschlichkeit", die Sie so oft vor mir gepriesen haben, doch auch ihre Vorzüge hat. Heute bin ich durch alle die Erfahrungen, die ich in den letzten Monaten gemacht habe, dahin ge-

kommen, mich in allem Ernst zu fragen, was dieser Idealismus, diese Opferfreudigkeit für Wert haben, wenn die eine Hälfte von uns dabei verlernt, Mensch zu sein und die andere Hälfte es nicht wagt, Mensch zu sein, aus Furcht davor, mit den Kriegsgerichten Bekanntschaft zu machen.

„Die Bücher, von denen Sie sprechen, habe ich natürlich oft nennen hören (Edith Lamb hatte ihm Lafcadio Hearn's Werke empfohlen) aber ich habe sie noch nicht gelesen. Im Grunde genommen finde ich, daß ich überhaupt wenig gelesen habe. Das mag daher kommen, weil ich schon sehr früh die Neigung gehabt habe, mich mit mir selber zu beschäftigen. Auf die Gefahr hin, selbstsüchtig zu erscheinen: ich muß offen gestehen, ich habe merkwürdig viel Interesse an mir selber. Dieses Interesse war jetzt freilich, gegenüber dem Interesse am Vaterland ganz zurückgetreten, ja vielleicht gar gewaltsam unterdrückt, aber ich merke, daß es jetzt wieder wach wird. Aber ich wollte Ihnen eigentlich nichts weiter sagen, als daß Sie mir die Bücher nicht schicken sollen. Ich weiß, Sie lieben gute Einbände und hier geht leicht etwas verloren.

„Zum Schluß teile ich Ihnen Pflicht- und Versprechen-gemäß mit, daß es mir gesundheitlich wie immer vorzüglich geht. Meine Kameraden bewundern mich oft genug."

Das war der letzte Brief, den Edith von Kraft empfing. Dieser Brief verschaffte ihr eine Art freu-

diger Genugtuung. Sie hatte das Gefühl, als habe sie einem edlen aber verirrten Geist der Menschheit wiedergegeben, denn trotz ihrer Schwärmerei für Deutschland, die sie mit vielen, im Lande eingebürgerten Ausländern gemeinsam hatte, gab es doch einen Punkt, an dem ihre theosophische Grundrichtung nicht rütteln ließ: die Liebe zur Menschheit, als einer allgemeinen, mystischen Brüderschaft. Es war ihr ehrlich ernst mit der geheimen Einheit alles Lebenden und jeder Krieg erschien ihr als ein Bruderkrieg, entschuldbar nur, wenn er zur Verteidigung geführt wurde. Aber auch in diesem Fall verlangte sie, daß gewisse Grundsätze der Menschlichkeit hochgehalten wurden. Es ist klar, daß sie mit derartigen Anschauungen den Tatsachen gegenüber gar oft einen schweren Stand hatte.

An der Front hatte Kraft sich sehr bald von den Folgen seiner Verwundung erholt. Dieses Leben voller Strapazen, Entbehrungen, ja ständiger Lebensgefahr schien sein Element zu sein. Wo es galt, Freiwillige für einen besonders gefahrvollen Patrouillen-Gang zu finden, da fehlte Kraft nie. Er hätte auch längst befördert werden müssen, aber andere wurden eben vor ihm befördert, d. h. er war bei seinen unmittelbaren Vorgesetzten trotz seiner militärischen Tüchtigkeit, trotz seiner Tapferkeit nicht beliebt. Es mochte etwas in seinem Wesen liegen, an dem sich diese Geister stießen. Man ließ es ihn nicht in Worten merken;

im Gegenteil, man behandelte ihn mit einer gewissen Scheu, aber man setzte ihn eben zurück. Der Mann paßte ihnen nicht.

Ueber die Zurücksetzung in der Beförderung hätte Kraft sich nicht gegrämt, aber dieser neue Vorgesetzte vergällte ihm das Leben. Diesem Oberleutnant Armand kam es nicht so sehr auf soldatische Leistungen, als auf bedingungslosen Gehorsam an. Die Mannschaft war ihm ein toter Organismus, dem alles Leben vom Führer zufließen sollte, und der mit der Exaktheit einer Maschine arbeiten sollte, sobald das Kommandowort ertönte. Selbständiges Denken war ihm das Laster des Soldaten, das mit allen Mitteln bekämpft werden mußte. Er fühlte das Aufrechte im Charakter des jungen Kraft und das erfüllte ihn mit jener Abneigung kleinlicher Seelen, die schließlich meist in Haß ausartet. Er hatte bei sich den Entschluß gefaßt, diesen Starrsinn, wie er es nannte, durch wohltätigen Drill zu brechen.

Eines Tages geschah es, daß bei einem ungewöhnlich anstrengenden Gebirgsmarsch einer der älteren Leute, ein Mann Anfang der Vierziger, versagte. Kameraden wollten ihm zu Hilfe kommen und ihm das Gepäck abnehmen. In dem Augenblick kam Oberleutnant Armand dazu.

„Was ist los?“

„Meyer macht schlapp, Herr Oberleutnant. Wir nehmen ihm das Gepäck ab.“

„Was heißt das, schlapp machen! Weiß „Meyer“ (er legte spöttischen Nachdruck auf das Wort) nicht, daß schlapp machen verboten ist? Wofür sind Befehle da, wenn sie nicht gehalten werden! Marsch, das Gepäck genommen!“

Der Mann stand erschöpft da und regte sich nicht.

„Na, wird's bald!“ schrie Armand wütend. „Ja, in meiner Kompagnie wird ein für allemal nicht schlapp gemacht. Bin ich denn den Tag über in der Kutsche gefahren! Was grinst ihr! (Niemand hatte gegrinst, aber Armand hatte das Gefühl, die Leute grinsten innerlich.) Ich sollt' euch alle miteinander ins Loch stecken. Ich habe freilich nicht euer Gepäck, aber dafür bin ich bald vorn, bald hinten und mach' den Weg zweimal. Also marsch, Faultier!“

Der Mann nahm schweigend seine Last wieder auf. Niemand aus der Mannschaft wagte zu widersprechen, aber ihr Schweigen hatte etwas Finsteres, das den Oberleutnant noch wütender machte. Er riß einem gerade vorübergehenden Soldaten einen Sack, den dieser in der Hand schleppte, fort und warf ihn oben auf Meyer's Gepäck.

„So, du —! Ich will dir zeigen, was du leisten kannst, wenn Befehl gegeben wird.“

Kraft, zu dessen Zug Meyer gehörte und der ihn als einen ruhigen, etwas schwächlichen Menschen kannte, loderte auf vor Empörung. Als der

Mann sich stolpernd in Bewegung setzte, trat er schnell entschlossen zu, nahm ihm den Sack und schwang ihn auf sein eigenes Gepäck. Er sah dabei nicht auf und wollte ruhig weiter gehen, als wäre nichts geschehen. Aber jetzt stand Armand vor ihm, kreideweiß im Gesicht mit bebender Unterlippe.

„Sind sie verrückt geworden, Mann!"

„Zu Befehl nein, Herr Oberleutnant."

„Wer hat Sie geheißen, den Sack abzunehmen!"

„Niemand. Ich habe es für meine Pflicht gehalten."

Einen Augenblick war es, als ob Armand sich auf ihn stürzen wollte, dann als ob er mit der Hand zum Revolver fahren wollte; aber er bezwang sich.

„Sie scheinen an Tugendwallungen zu leiden, sagte er mit noch zitternder Lippe und häßlich verzerrtem Gesicht. Aber für solche Wallungen gibt es Abkühlung. Warten Sie nur, Jüngelchen, ich werde Sie schon klein kriegen. Für Abkühlung wird gesorgt werden." Ueber den Sack sagte er nichts mehr. Kraft trug ihn weiter, bis der Soldat, dem er gehörte, ihn ihm wieder abnahm.

Als man nach etwa drei Stunden gegen Abend im sogenannten Quartier ankam, kommandierte Armand dem Zugführer Kraft's, daß dieser zur Nacht auf Feldwache ziehen solle.

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant, aber —" Armand begann bei dem Wort „aber" so schrecklich die Augen zu rollen, daß der Unteroffizier erschrocken

stillschwieg. Er wollte sagen, daß Kraft erst die Nacht vorher einen schweren Patrouillengang gemacht habe und daher, den herrschenden Bestimmungen nach, diese Nacht nicht auf Feldwache zu ziehen brauche.

Der Unteroffizier war mit Kraft befreundet. Beide waren vor ihrem freiwilligen Eintritt ins Heer Studenten gewesen, aber der andere hatte mehr Glück gehabt und war schneller befördert worden.

Als er jetzt bei Kraft eintrat, lag dieser totmüde in seinem Unterstandsloch, in dem der kleine Ofen mehr Schein als Wärme gab.

„Kurt, armer Kerl, du mußt heut' Nacht auf Feldwache."

„Ich hab' es mir gedacht, Franz. Aber laß nur! Auf die Feldwache werde ich stolz sein mein Lebelang."

„Schlaf jetzt, du hast noch ein Stündchen Zeit. Ich weck' dich."

„Ich möcht' schon; aber in mir gärt alles so — ich kann es dir gar nicht sagen. Wenn man bei solchem Kerl nicht denken müßte: „Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun", so könnte man wild werden und um sich schlagen."

„Hör auf, Kurt, hör auf! Schlaf' sag ich dir! Um halb acht weck' ich dich."

Als er pünktlich um halb acht eintrat, schien Kraft tatsächlich zu schlummern. Der andere stand zögernd, sah nach der Uhr, wartete ein paar Minuten, sah wieder nach der Uhr, murmelte

einen Fluch durch die Zähne und trat dann leise an den Schlafenden heran. Der fuhr sofort auf, so daß man nicht wußte, ob er geschlafen oder sich nur schlafend gestellt hatte.

„Es ist Zeit, armer Kerl. Zieh' dir an, was du irgend hast. Es sind jetzt schon 28 Grad; heute Nacht werden es über 30 sein."

„Das will nicht viel heißen. Es ist ja windstill."

„Es ist eben nicht windstill. Es hat angefangen zu wehen und zwar tüchtig. Hier, steck' dir das ein, das schafft Leben und Wärme."

„Du weißt ja, ich trinke keinen Schnaps."

„Das ist auch kein Schnaps. Es ist edler französischer Kognak." Er wollte fortfahren: „Es ist mein letzter Rest", aber er verschluckte die Worte und schob dem andern die Flasche in die Tasche des Waffenrockes.

„Halt' dich um Gotteswillen wach, Kurt. Ob ein Mensch in vier Stunden erfrieren kann, weiß ich nicht. Aber drüben liegen Kaukasier oder Mongolen. Die schleichen umher wie die Katzen. Denk' an den armen Köster, den wir mit durchgeschnittener Kehle fanden."

„Guter Kerl, du bist überängstlich, als ob eine Feldwache das Gefährlichste wäre, was ich bisher übernommen hätte. Ueberdies, ich sagte dir schon vorhin: ich bin stolz auf diese Feldwache."

Er sprach in einem heftigen, nervösen Ton, der die innere Ueberspannung verriet.

„Kurt,“ sagte der Zugführer im Weggehen, „ich würde einen andern für dich schicken. Aber ich weiß, der Kerl revidiert. Wir hätten beide nichts davon.“

„Weshalb so viel Gerede um eine Feldwache.“

„Vergiß den Kognak nicht.“

„Schon gut.“

Kraft schlich sich vorsichtig an seine Stellung heran. Ein schneidender Wind wirbelte ihm den Schnee ins Gesicht und benahm ihm fast den Atem.

„Donnerwetter, das ist scharf.“

Der Mann, den er ablöste, meinte: „Gottseidank daß du da bist. Hier ist's heute nicht schön“. Dann, Kraft erkennend, erstaunt: „Mensch, du schon wieder? Du bist ja noch gar nicht dran“.

„Ehrenwache.“

Der Mann zog die Luft zischend durch die Zähne, zum Zeichen, daß er verstanden hatte.

„Also viel Glück! Was gesehen unterwegs?“

„Alles ruhig, wie auf dem Kirchhof.“

„Aber hier schleicht was umher. Wenn es kein Bär war, so war es ein Hallunke von da drüben, so'n Bauchkriecher. Da heißt's, die Augen offen halten. Na also, denn los! Der Wind!“

Der Mann verschwand in der Dunkelheit. Kraft suchte Schutz hinter dem kümmerlichen bischen Deckung, das die Stellung bot. Er warf einen Blick aufwärts zum Himmel. Da funkelte alles vor Klarheit. Schnee war offenbar nicht in Aussicht.

Kraft trampelte leise hin und her, sich vorsichtig innerhalb der Deckung haltend; aber allmählich war ihm, als ob die Kälte in seinen Körper hineinkrieche. Er meinte förmlich ihren Weg verfolgen zu können. Er begann Muskelbewegungen an Ort und Stelle zu machen, aber das strengte ihn an; die Arme erlahmten ihm. Der Schlaf, den er so lange gewaltsam unterdrückt hatte, meldete sich jetzt mit unwiderstehlicher Gewalt. Ihm fiel die Kognak-Flasche ein. Er dachte an seines Freundes Worte: „Es ist kein Schnaps, es ist edler französischer Kognak.“ Aber er mußte, um die Flasche herausziehen zu können, den Wachtmantel aufknöpfen; denn der andere hatte sie ihm in die Tasche des Waffenrocks gesteckt. Ein Weilchen zögerte er. Er hätte sich viel lieber lang in den weichen Schnee gestreckt, den der Wind an ihm hochwehte, und geschlafen, geschlafen wie noch nie in seinem Leben. Kein Daunenbett war ihm je so verführerisch vorgekommen. Aber er durfte das nicht. Das wäre ein grobes Vergehen gegen die dienstlichen Vorschriften gewesen. Er öffnete den schweren Schafpelzmantel. Die Glieder waren ihm steif, die Finger fühlten nicht. Es gelang ihm nicht, die Flasche hervorzuzerren. Er mußte die Handschuhe ausziehen. Endlich war er soweit. Er tat einen Schluck, größer als er wollte. Wie Feuer rann es ihm durch seine, an Alkohol nicht gewöhnte Kehle, aber gleichzeitig fühlte er einen Strom von Wärme seinen Körper durchfluten.

„Das ist doch gut."

Er tat noch einen Schluck. Aber schon während er versuchte, die Flasche wieder einzustecken, versagte ihm der Arm, die Augen fielen ihm zu, er konnte sich dessen nicht mehr erwehren. Und ihm war warm, mollig warm. Der Alkohol hatte Wunder getan. Bloß schlafen mußte er, schlafen um jeden Preis. Nur eine Minute wollte er sich hinsetzen. Er m u ß t e.

So völlig hatte er die Herrschaft über sich selber verloren, daß er nicht einmal den Wachtmantel wieder zuknöpfte und die Handschuhe anzog. Er setzte sich auf den Schnee und war eingeschlafen, fast noch ehe er den weichen Sitz berührt hatte.

Sofort begann er zu träumen: Ihm träumte zuerst, daß weiche, salamanderartige Tiere sich an ihn legten, ihn umdrängten. Eines davon biß ihn gar in den Finger, so daß er es, indem er es am Finger hochhob, mit Heftigkeit abschüttelte. Das war der grimmige Frost, der ihm die bloßen Finger zerbiß, und der vorläufig noch die Macht hatte, in sein Traumleben zu dringen. Dann träumte ihm, er höre Musik. „Wenn das Mongolen-Musik ist, so haben die Kerle ihre Melodien aus dem Himmel gestohlen." Dann war der traumlose Tiefschlaf da. Aus der sitzenden Stellung glitt er der Länge nach hin. Der Wachtmantel schlug dabei völlig auseinander, und diese grimmige Windkälte drang dabei immer tiefer in ihn hinein, immer tiefer dem Herzen zu. Der anfangs laute Atem wurde leise,

unhörbar. Er glitt offenbar aus dem Schlaf in die Bewußtlosigkeit hinein, denn der Schnee, der sich über ihm anhäufte und auch Kopf und Gesicht begrub, rief keine Einwirkung mehr hervor. Diese Schneewehe häufte sich an, lagerte sich wie ein Berg über Brust, Rumpf, und als die Ablösung kam, sahen nur noch die Stiefel aus dieser Schneemasse heraus.

Der Posten räumte hastig die Schneelast vom Körper Krafts und lief dann zum Standort zurück. Es kamen sofort vier Mann mit einer Bahre. Der Zugführer war einer der vier. Beim Aufheben des Körpers stieß er mit der Hand auf die Kognakflasche und steckte sie schweigend ein.

Als sie im Standquartier ankamen und Kraft dort gelagert hatten, sahen sie, daß der Wachtmantel offen war. „Kein Wunder, daß man dann erfriert," meinte einer der Leute.

Dem Zugführer schoß plötzlich ein Gedanke wie ein glühendheißer Strahl ins Herz: „Er hat vielleicht die Flasche herausholen wollen." Er hielt das geschliffene Glas gegen das Licht. Getrunken war davon. Ihm wurde schwarz vor Augen; er mußte sich festhalten. War es denn möglich, daß eine gute Absicht so schrecklich fehlgehen konnte? Schließlich war der Kognak die Ursache dieses Unglücks gewesen?

Inzwischen entspann sich bei den Umstehenden ein eifriges Erörtern, ob Kraft tot sei oder nicht. Weil man auf einem ganz vorgeschobenen Posten

stand, so war ein Arzt nicht da, ebenso wie ein höherer Offizier nicht da war. Armand war in diesem kleinen Bereich Höchstkommandierender und fühlte die volle Wucht, aber auch den vollen Glanz dieser Würde. Er hatte zeitweise gottartige, omnipotente Anwandlungen.

Das ganze Sanitätskorps bestand augenblicklich aus einem Lazarettgehilfen, einem tüchtigen Menschen, der sofort zur Stelle war. Er sah den leblos Daliegenden prüfend an, schüttelte den Kopf und meinte: „Der arme Kerl ist tot. Wir wollen versuchen."

Kraft wurde entkleidet, und man wollte eben mit den Wiederbelebungsversuchen beginnen, als der Oberleutnant eintrat.

„Was Teufel! gibt's denn da?"

„Der Kriegsfreiwillige Kraft ist auf Feldwache erfroren," meldete der Lazarettunteroffizier.

„Unsinn! In so kurzer Zeit erfriert kein Mensch, der gut angezogen ist," erwiderte Armand; aber er wurde blaß. „Man muß sofort Wiederbelebungsversuche machen. Weg da alle, außer Merten! (So hieß der Sanitätsunteroffizier.) Ihr nehmt ihm ja die Luft weg."

Die Leute wichen scheu zurück und flüsterten in den Ecken.

„So fangen Sie an, Merten, ich helfe Ihnen."

Die beiden arbeiteten zwei Stunden lang ohne Unterbrechung, mit Hautreibungen und künstlicher Atmung. Einmal, als das Reiben eine lebendige

Röte zu schaffen schien, meinte der Unteroffizier: „Herr Oberleutnant, am Ende kommt er doch noch."

Der antwortete nicht, sondern arbeitete weiter, daß ihm der Schweiß auf der Stirn stand. Aber Kraft kam nicht. Er war und blieb tot. Die Kälte war ihm bis ans Herz gekrochen, und dieses starke, mutige, lebendige Herz war starr geworden, vereist wie ein Wasserfall und hatte alles übrige mit sich in den Tod gerissen.

Als man sah, daß die Mühe vergeblich war, stand Armand eine Weile vor sich hinstarrend da. Dann sagte er:

„Waren Sie dabei, als man ihn fand?"

„Nein, Herr Oberleutnant."

„Wer von euch war dabei?"

Der Zugführer trat vor. Armand ließ sich die Sachlage schildern.

„Meinen Sie, daß er erfroren oder erstickt ist?"

„Er muß wohl vorher schon erfroren gewesen sein, Herr Oberleutnant."

„Wie ist das nur möglich?!" Dann plötzlich: „Hat er Schnaps bei sich gehabt?"

Der Zugführer wurde blaß wie die Wand.

„Schnaps nicht, Herr Oberleutnant, aber echten Kognak."

„Das ist auch Schnaps, hat die gleichen Wirkungen. Soviel ich weiß, trank Kraft doch überhaupt nicht. Woher hatte er denn den?"

Der Zugführer wurde womöglich noch einen Schatten blasser.

„Von mir, Herr Oberleutnant."

„Mann, plagt Sie der Teufel? Kennen Sie den Kompagniebefehl nicht?"

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant! Er war mein Freund. Ich tat es aus Besorgnis. Es war mein letzter Rest."

„Nun, so sage ich Ihnen: Sie —" Er wollte sagen: „Sie sind schuld an seinem Tode." Aber das Wort erstarb ihm. Er drehte sich schweigend um und ging zur Tür hinaus.

Armand war durchaus kein schlechter Mensch. Er hatte von seinen Eltern, einer alten Refugié-familie, eine feine Bildung erhalten; er hatte ein tüchtiges Fachwissen und ein gutes Streben, aber alles ging verloren in einem verstiegenen Idealismus, der sich freiwillig, ja mit selbstzerstörerischer Wut zum Opfer dieses Systems des bedingungslosen Gehorsams machte, ein System, das da, wo es von sorgfältig ausgelesenen Köpfen befolgt wird, etwa wie in der Römischen Curie oder im Orden Loyola's, vielleicht große und segensreiche Ergebnisse zeitigen mochte, das aber da, wo es gewalttätig und unterschiedslos über die Massen hereinbricht, zu einem Verbrechen an der Menschheit wird, weil es zu einem Verbrechen an der Menschlichkeit wird. Denn was ist Menschheit ohne Menschlichkeit! Ein leerer Begriff — nein! mehr als das, weniger als das! eine Wüstensonne, die nur brennt und tötet.

Noch in der gleichen Nacht erfolgte ein feindlicher Angriff. Mit den neuen Toten und Vermißten war Kraft bald vergessen.

Lange Zeit hörte Edith Lamb nichts von ihm. Es war ihr peinlich, sich an amtlicher Stelle nach ihm zu erkundigen. Durch einen verwundeten Soldaten seiner Kompagnie erfuhr sie dann die Einzelheiten seines Todes. Sie hörte schweigend zu, weil sie dem Manne ihre Gefühle nicht verraten wollte. Als sie dann mit sich allein sein konnte, da war schon diese merkwürdige Wandlung in ihr eingesetzt. Sie war völlig überzeugt, daß Kraft nicht „tot" im landläufigen Sinne sein konnte. Sie erinnerte sich seiner fast übermütigen Worte bei ihrem damaligen Gespräch: „Wenn ich sterbe, so nehme ich das Leben mit, das ganze Leben." Der Gedanke, daß so viel kraftvolles, quellendes Leben durch die Plumpheit eines beschränkten Kopfes vernichtet sein könne, erschien ihr unglaublich, ja lächerlich. Daß Kraft, gleich einem guten Christen, zu einem Ewigen Leben in Gott entschwebt sein könne, kam ihr ebenso lächerlich vor. Denn Kraft war eben nichts weniger als ein guter Christ gewesen. Sie hatte ihm einmal scherzend gesagt: „Ihr Patriotismus würde vollendet sein, wenn er Sie außerdem zu einem guten National-Christen gemacht hätte, wie es seit dem Weltkrieg in Europa Mode geworden ist, wo ein jeder der kriegführenden Staaten den lieben

Gott für sich nationalisiert hat." Darauf hatte er erwidert:

„Um fromm zu sein, dazu gehört wohl nicht gerade der staatlich konzessionierte Gottglaube. Daraus ergibt sich nur Gelegenheit zur Heuchelei. Mir persönlich wäre es lieber, wenn dieser Krieg weniger mit Gott, als mit bewußtem Pflichtgefühl geführt würde. Ich habe die starke Empfindung, daß er dann weniger grausam geführt werden würde. Wenn ich Ihnen die Wahrheit sagen soll: Es gibt Zeiten, wo ich dem Gottglauben überhaupt nicht traue. Ich kann mich beim besten Willen nicht davon überzeugen, daß er der Menschheit zum Segen ausgeschlagen ist. Er schwächt die Selbstverantwortlichkeit. Weshalb sollten wir nicht gute Menschen sein unmittelbar von uns selber heraus, sozusagen von Mensch zu Mensch? Weshalb dieser unberechenbare Umweg über das Transzendente?"

„So glauben Sie nicht an Gott?"

„Ich weiß es wirklich nicht. Ich bin kein Atheist. Ich spreche nicht gegen den Gottglauben. Ich fühle in mir, daß ich etwas glaube; aber ich weiß nicht, was es ist, und ich habe die Empfindung, als ob dieser Glaube nichts ist als ein mir selber unzugängliches und unbekanntes Wissen, das sich mir eines Tages eröffnen wird — vielleicht ganz plötzlich, durch ein Losungswort."

Der Gedanke, was aus Kraft geworden sein könne, fing an, sie ganz und gar in Anspruch zu

nehmen, und allmählich kam sie dazu, die Lehre von der Wiedergeburt, die für sie, trotz ihrer pantheistischen Ueberzeugung, bisher nur Theorie gewesen war, im Falle Krafts in die Wirklichkeit zu übertragen. Sie sah sich ernsthaft um in der Welt, ob sie nicht auf irgendein junges Wesen träfe, das wohl ihres verstorbenen Herzensfreundes neue Daseinsform sein könne. Sie fand nichts.

Eines Tages kam ihr plötzlich ein irgendwo in der Nachbarschaft dem Käfig entronnener Kanarienvogel durch das offene Fenster ins Zimmer geflattert und ließ sich dicht neben ihr auf die Kante des Schreibtisches nieder, wo er, offenbar ermattet, sitzen blieb. Ediths Gedanken wanderten gerade wieder im Weltall herum auf der Suche nach Kraft. Als sie das Tierchen erblickte, das so plötzlich sich bei ihr zu Gast lud, schoß ihr eine heiße Ahnung durch das Herz. Sollte das das neue Wesen sein, in dem ihres Freundes Karma sich wieder verkörpert hatte?

Als sie noch sinnend auf das erschöpfte Tierchen blickte, klopfte es auch schon an die Türe. Ein Lazarettwärter aus einer entfernten Baracke trat ein und fragte, ob hier nicht — aber ehe er noch ausgeredet hatte, sah er das Tierchen auf der Tischkante sitzen.

„O, da bist du ja, du Ausreißer!“

„Gehört er Ihnen?“

„Freilich, aus meiner Hecke.“

Er trat hinzu und griff das Tier, das sich widerstandslos gefangennehmen ließ.

Edith konnte sich nicht enthalten, den Mann wie beiläufig nach dem Alter des Tieres zu fragen.

„Der! Der singt wohl schon an die drei Jahre bei mir.“

Edith atmete erleichtert auf. Das Weltall stand wieder offen für das Suchen ihres Geistes. Dieses Weltall, das in christlicher Anschauung nichts ist als ein einziges, großes, kaltes „ad majorem dei gloriam“, erhielt mit diesem Gedanken der Wiedergeburten einen Charakter von Heimlichkeit, Häuslichkeit, und dabei doch so überraschungsreich, ja festtäglich. Man bewegt sich im Leben mit der Möglichkeit, plötzlich auf ein liebes Wesen in neuer Form zu stoßen und die Unmöglichkeit, dieses liebe Wesen in der neuen Form zu erkennen, dabei die Sicherheit, daß es da sein müsse und daß man vielleicht schon des öfteren seinen Weg gekreuzt haben könne, gibt diesem Weltgetriebe einen Anstrich der innerlichen Zusammengehörigkeit, der Durchmischung, die umgestaltend auf die ganze Lebensanschauung ebenso wie auf die Moral wirken muß.

Solche Gedanken waren es, die jetzt ihrem Leben den hauptsächlichsten Halt gaben und sie vor dieser schrecklichen Welteinsamkeit schützten, der sie sonst vielleicht verfallen wäre. Sie fand Halt im All. Jene geheimnisvollen Zusammenhänge zwischen Mensch und Mensch, die ihr bis-

her Theorie gewesen waren, hatten sich in ein wohltuendes Erlebnis verwandelt, und nach jahrtausendelangem Wandern war sie endlich wieder zu jener Höhe gelangt, die sie einstmals als jene Maitreyi schon besessen hatte, als sie mit ihrem Herrn und Gemahl auf die Gottsuche gegangen war. Denn so ist es ja, Berg und Tal hat der Samsara, Berg und Tal. Es hebt sich, es senkt sich, aus dieser In-Gesetzlichkeit heraus.

Ihre Tätigkeit als Schwester setzte Edith Lamb fort bis zum Ende des Krieges, einerseits weil sie nicht wußte, was sie statt dessen hätte beginnen sollen — denn der Ruhe mit sich selber war sie zurzeit weniger gewachsen als je —, anderseits weil ihre Verhältnisse nicht derart waren, daß sie aus eigenen Mitteln in einer ihr zusagenden Weise hätte leben können. Ihre beiden Eltern waren inzwischen gestorben. Das kleine, von ihnen ererbte Vermögen hatte sie nach ihrer neuen Heimat herübergenommen, wo sie sich hatte naturalisieren lassen, bestochen durch den Schein einer Durchgeistigung, die dieses Land im Herzen Europas vor allen anderen auszuzeichnen schien. Sie ging dabei von der irrigen Vorstellung aus, daß Kunst und Wissenschaft, bis zu ihren äußersten Höhen getrieben, Gewähr bieten könnten für Charakter und sittliche Höhe eines Volkes. Sie bedachte nicht,

daß Kunst und Wissenschaft, schöne Reden, ja selbst schöne Gedanken nichts mit Sittlichkeit zu tun haben, ja daß sie oft genug das Mittel sind, sich selber vor dem Zwang erkannter sittlicher Notwendigkeiten zu schützen.

In dieser Selbsttäuschung über Deutschland verharrte sie bis zum Ende des Krieges. Als dann die allgemeine europäische Ernüchterung kam, als hier und da, besonders durch die indiskreten Veröffentlichungen der Sowjet-Machthaber, das Spiel hinter den Kulissen erkennbar wurde, da erfaßte sie Ekel an der ganzen sogenannten Kulturwelt. Gemeine Selbstsucht, brutale Herrschsucht, rücksichtslose Geldgier überall; überall ein erschreckendes Ertrunkensein in der Außenseite des Lebens. Nur wieder hinaus aus dieser Menschen-Hölle! Hinaus in die Natur, wo die Menschen ehrlicher sind, vielleicht nicht deshalb, weil sie besser sind, sondern deshalb, weil weniger angezüchtete Bedürfnisse sie schlecht gemacht haben.

Es überkam sie eine heftige Sehnsucht nach Ceylon. Im Geiste sah sie, wie die Palme im Monsun sich bog, wie die blaue See weißschäumend am Ufer sich brach. Sie versetzte sich zurück in ihr schönes Heim in Kandy, den weiten Garten, diese würdige Behaglichkeit, die selber Raum hat und anderen gern Raum gibt zum Leben. Was war gegen ein solches Leben dieses Leben hier, dieses gierige, hastige Jagen und Erwerben — weshalb? ei! um des Jagens und Erwerbens willen.

Der tote Gilder stieg vor ihrem Geist auf. Unwillkürlich zog sie Vergleiche zwischen ihm und Kraft. Sie war erstaunt über die Aehnlichkeit im Denken und im Charakter beider, und dabei diese ungeheure Unähnlichkeit im Körperlichen.

Jetzt kam ihr auch der Gedanke, was denn nun wohl das Ergebnis ihres großen Entschlusses gewesen sei, den sie nach dem Tode Gilders gefaßt hatte und dessentwegen sie sich mit ihren Eltern überworfen hatte. Sie hatte eine Art Totenopfer bringen wollen, und was hatte sie in Wahrheit dargebracht? Eine feine Röte stieg ihr ins Gesicht. In Wahrheit hatte sie aufs neue ihr Herz dargebracht, und ebenso vergeblich, wie damals Gilder das seine dargebracht hatte. „So habe ich diese ganzen Jahre vergeblich gelebt? O nein! Nicht vergeblich! Ich habe mich verschlechtert, denn ich bin unzufriedener geworden."

Da sie ihre amerikanische Staatsangehörigkeit aufgegeben hatte, so bekam sie lange keine Erlaubnis zur Ausreise. In dieser Wartezeit führte sie ein stilles und etwas kümmerliches Leben, weil die inzwischen ins Maßlose gestiegenen Preise der Lebensmittel es ihr nicht möglich machten, sich mit allem so zu versehen, wie ihr zarter Körper es verlangt hätte. Auch die Behörden, die, solange sie als Schwester tätig gewesen war, ihr, der Amerikanerin, mit einer Art übertriebener Höflichkeit entgegengekommen waren, zeigten plötzlich, als es um Geltendmachung gewisser Ansprüche ging,

ganz andere Seiten, so daß sie schließlich, dieser ungewohnten Plackereien müde, beschloß, auf alle Ansprüche zu verzichten und sich durch freiwillige Einschränkung zu helfen.

Aber ihr Körper litt offenbar darunter. Sie begann zu kränkeln unter allerhand unbestimmten Krankheitserscheinungen. Dadurch wurde ihre Sehnsucht nach dem warmen Klima noch vermehrt. Und jetzt, wo sie merkte, daß sie selber ernsthaft krank war, gingen ihre Gedanken um so öfter zu dem jungen Gilder, dem kranken, liebenden. Wie liebebedürftig mußte er gewesen sein! Ein unendliches Mitleid überkam sie. Gilder war ihr seitdem wieder so nahegerückt, daß Kraft anfing, daneben zu verblassen.

Endlich traf die Erlaubnis der englischen Regierung zur Ausreise nach Ceylon ein. Sie mußte einen Teil ihres Vermögens opfern, um die Ueberfahrt bezahlen zu können. Sie sah jetzt schon, daß sie drüben irgendeine Tätigkeit würde ergreifen müssen, um sich ernähren zu können; aber das schreckte sie nicht. Sie war bereit zu arbeiten.

Auf dem Paßbüro traf sie — Kraft, den leibhaftigen, wirklichen Kraft, nicht seine Wiedergeburt. Das war so geschehen: Nachdem Oberleutnant Armand den Mannschaftsraum verlassen hatte, war

der Zugführer in einer Art verbissener Entschlossenheit an Mertens, der noch immer bei dem Toten stand, herangetreten:

„Mertens, es ist unmöglich, daß er tot ist. Es kann nicht sein!"

„Weshalb kann es nicht sein?"

„Weil es nicht sein darf!"

„Manches andere darf auch nicht sein und ist doch."

„Versuchen wir doch noch einmal."

„Meinetwegen."

So hatten die beiden unverdrossen weiter gearbeitet. Plötzlich hatte der Lazarettgehilfe, nachdem er wieder einmal sein Ohr auf die Herzgegend gelegt hatte, den Zugführer starr angesehen.

„Er lebt?"

„Wahrhaftigen Gott, er lebt!"

Der hatte einen Laut ausgestoßen, der ebenso gut Lachen wie Schluchzen sein konnte. In dem Augenblick wurde Alarm geschlagen. Der Zugführer war wie der Blitz davon. Mertens und Kraft waren in Gefangenschaft geraten.

Kraft hatte sich, trotz ausgesuchtester Pflege, sehr langsam erholt. Dabei hatte sein ganzes Wesen sich geändert. Wie er sozusagen nun wieder dem Leben erstanden war, so war er auch ein neuer Mensch geworden. Das schnelle Feuer der früheren Jahre war dahin. Er hatte etwas Nachdenklich-Ueberlegendes bekommen. Er entsann sich der Einzelheiten jener Nacht sehr gut

bis zu dem Augenblick hin, an dem er versucht hatte, die halb geleerte Kognak-Flasche wieder einzustecken. Von dem, was dann geschehen war, wußte er freilich nichts; aber als er aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht war, hatte er etwas gesehen, was von wendendem Einfluß auf sein ganzes Leben wurde. Dieses Sehen stand ihm beständig vor Augen, nicht als bloße Erinnerung, sondern als eine Art Nachbild; wie jemand, der in die grelle Sonne gesehen hat, das Nachbild eine Weile vor Augen behält. Er hatte in diesem Augenblick die Reihe seiner eigenen Vorleben gesehen. In dem Augenblick, als das leibliche Auge dem Leben sich wieder öffnete, war es geschehen — warum? Wer kann das sagen? Es war eben geschehen. Das Vermögen der Rückerinnerung früherer Leben hatte sich plötzlich eingestellt wie ein unerwarteter Gast. Plötzlich war es aufgeleuchtet. Er hatte einen Menschen gesehen, der gebeugten Körpers aus einem Hause ging, das in einem großen, mit tropischen Bäumen bewachsenen Garten lag. Er hatte dann diesen selben Menschen auf einem Lager liegen sehen, in einem weiten, luftigen Raum, durch den der Seewind strich, und von dem aus man weit aufs Meer hinausblicken konnte. Er hatte diesen Menschen ein Fläschchen ergreifen und in einem Zuge leeren sehen. Er wußte: dieses Wesen, das bin ich, war ich. Er hatte ferner einen starken Mann in einer schrecklich öden Gebirgsschlucht unter glühender Sonne liegen und beten

sehen, — nein, nicht beten: ringen, kämpfen um Sein oder Nichtsein. Er wußte: auch dieses Wesen hier bin ich. Er hatte immer weitere Bilder auftauchen sehen, eins nach dem andern, eins nach dem andern. Immer weiter rollten sich die Bilder, aus dem Menschenreich ins Tierreich, aus dem Tierreich ins Menschenreich. Es war, als ob ein Mensch auf der Höhe einer Sanddüne steht und die unendliche Wüste überschaut: Düne auf Düne, eine hinter der anderen wellenartig sich erhebend, bis sie endlich fern am Horizont im grauen Schimmer der Unendlichkeit sich verlieren, grausig, erhaben und doch bis zum letzten, bleichsten Schimmer das Wissen gebend: das bin ich.

Er war sich klar darüber, daß er die ungeheuerlichste Erfahrung seines Lebens gemacht hatte — eine Erfahrung, die wahrhaftig grundstürzlerisch auf seine ganze Welt- und Lebensanschauung wirken mußte. Es war ganz offenbar: Hiernach mußten alle Lebensanschauungen umgewertet werden. Aber wie? Wo war der Führer, der ihm dieses Geheimnis erklärte? Ja, noch mehr: Wo war der Mensch, dem er wagen konnte, dieses Geheimnis anzuvertrauen, ohne wagen zu müssen, Spott oder das Mitleid des Kranken zu erregen? So wurde er, ganz entgegen seiner früheren Natur, scheu, verschlossen, grüblerisch. Er suchte in Büchern den Führer, den er bei den Menschen nicht fand und auch gar nicht zu finden wagte. Die Phantastereien der Spiritisten stießen ihn ab.

Die Seelenwanderungslehre des Vedanta schien ihm für seinen Fall auch nicht zu passen; denn das, was er gesehen hatte und noch vor Augen sah, hatte etwas so durchaus un-seelisches. Er sah sich so deutlich als sich selber und doch als einen anderen, daß die Idee einer Seele, einer Ich-Identität mit dieser Erfahrung unvereinbar schien. Immer wieder sagte er sich: „Ich weiß es unmittelbar, das war ich, und ich weiß ebenso unmittelbar, daß ich das nicht bin. Eine Seele müßte doch immer dieselbe sein."

Endlich stieß er bei seinem Suchen auf den Buddhismus, glücklicherweise nicht auf jene entstellte Form, wie sie heute Mode ist, sondern auf das ursprüngliche Buddha-Wort. Ihm war, als ob ein wohlpassender Schlüssel in ein Schloß kommt, das man bisher vergeblich versucht hatte zu öffnen, oder als ob eine Lampe plötzlich Dinge erleuchtet, die bisher in der Dunkelheit unerkennbar gewesen waren. Er hatte keine Mühe, diese neue Lehre zu verstehen. Schon in dem Augenblick, wo er las, wußte er: „Ja, so ist es! Dieser große Geist hat die Wirklichkeit erkannt. Alle anderen sind leere Schwärmer oder blinde Theoretiker."

Gleichzeitig mit dieser Einsicht reifte in ihm der Entschluß, den Buddhismus an der Quelle zu studieren. Er wollte nach Ceylon gehen, sobald er aus der Gefangenschaft zurückgekehrt wäre. Endlich kam auch dieser Tag. Aber trotzdem seit einem Jahr schon kein Krieg mehr war, war noch

viel weniger Friede. Alle Bemühungen Krafts, einen Reisepaß für Ceylon zu erhalten, blieben vergeblich. So beschloß er, mit einem holländischen Dampfer nach Java zu fahren und zu versuchen, von dort nach Ceylon zu kommen. An Mitteln mangelte es ihm nicht. Nach dem Zerfall jener Daseinsform, in der dieses Wesen als Sohn eines englischen Grundbesitzers den Namen „Gilder“ geführt und in Ceylon gelebt hatte, war er in die Familie eines deutschen Großindustriellen hineingeboren worden. Seine Mutter war bei der Geburt gestorben, und sein Vater war bei einem kommunistischen Putsch vor einem halben Jahre von den Arbeitern so mißhandelt worden, daß er den Folgen dieser Untat erlegen war. Als Kraft somit nach Deutschland zurückkam, war er Waise und (als einziges Kind) der Erbe eines großen Reichtums.

Anfangs schwankte er, ob er nicht, wie es bei den Reichen meist Sitte ist, das Kleben am Gelde hinter der Phrase verstecken solle: daß er sein Vermögen als eine ihm von Gott oder vom Schicksal oder von sonst wem auferlegte Pflicht betrachte, der er nun nach bestem Wissen und Gewissen vorstehen müsse. Das, was er ohne Augen gesehen hatte, hatte sich viel zu tief in ihn eingebrannt, als daß er für derartige Minderwertigkeiten noch hätte Sinn haben können. Seit er wußte: „Das bin ich“, war ihm das Haben gleichgültig geworden. Es erschien ihm als ein eitler Prunk, den der Mensch überall da, wo er mit sich

selber verkehrt, ja doch ablegen muß. So ließ er die Verwaltung seines Vermögens in den Händen, in welchen er dasselbe bei seiner Rückkehr fand, auf die Gefahr hin, daß manches veruntreut würde; aber er dachte: „Es wird immer noch genug für mich übrig bleiben." Wo er konnte, gab er auch, aber er war viel zu heftig mit sich selber und seinem Menschtum beschäftigt, als daß er Zeit und Lust gehabt hätte, eines jener beliebten und zeitgemäßen „großzügigen" Wohltätigkeitswerke in die Wege zu leiten. Das, was er gesehen hatte, hatte ihn entwurzelt in seiner Stellung innerhalb der Welt. So etwas wie eine „Stellung" innerhalb der Welt, das Wort im landläufigen Sinne gebraucht, gab es für ihn überhaupt nicht mehr. Wo sollte er denn auch Stellung nehmen in diesem rastlosen Wandern von einer Form zur andern? Welche Form innerhalb dieser unübersehbaren Reihenbildung sollte denn die sein, die er als sein wahres „Ich" ansprechen könnte?

Anfangs spürte er immer wieder die Neigung, sich zwar nicht mit einer dieser einzelnen Formen zu verselbsten — das wäre ja eine offenbare Torheit gewesen —, wohl aber mit der Kraft, welche auf ihrem Weg durch die Mutterleibe diese einzelnen Formen aneinanderreiht. Aber es war gerade dieses Gesicht gewesen, das ihm den Seelenglauben, an dem er bisher gewohnheitsgemäß gehangen hatte, zerrissen hatte, wie man ein Band zerreißt, und er sträubte sich eigensinnig dagegen,

ihn auf Grund bloßer Schlußfolgerungen wieder zu knüpfen. Diese unmittelbare Einsicht hatte ihn ablehnend gemacht gegenüber der Seelenwanderungslehre des indischen Pantheismus, und als er nun auf den Buddhismus stieß, da war ihm zu Mute wie einem Menschen, der lange, lange ein vergessenes Rätselwort gesucht hatte und dem dieses Rätselwort plötzlich entgegenspringt. Von dem Augenblick an, wo er sich vom Buddha belehren lassen konnte, wußte er, wie dieses unerhörte Gesicht zu deuten war; er wußte, woran er war mit dem Leben; er wußte, was er aus diesem anspruchsvollen Gesellen, der sich überall als selbstverständlich und notwendig eindrängte, zu machen hatte, und ganz langsam, ganz unwiderstehlich, festigte sich in ihm der Gedanke: Genug! Genug! Lange genug hat die Sucht ihr Spiel getrieben und sich in den Mutterleibern immer wieder ihr neues Haus gebaut; es ist ja nun wohl an der Zeit, an den Abbau zu denken."

Damit setzte bei diesem Wesen die große Wendung ein. Wie lange nach dieser Wendung es nun noch dauert, bis das Ende erreicht, die anfangslose Flamme verlöscht ist, das läßt sich nicht sagen. Auch der Buddha, als König Mahasudassana hatte ja schon gesagt und gewußt: „Genug! Genug! Nicht mehr will ich am Leben hängen." Aber dieser langen Jahrbillionen hatte es noch bedurft, um ihn von dieser Wendung zum Ende zu führen. Das Wichtigste ist ja immer die

Wendung selber; jener Entschluß, in dem die Magnetnadel des Denkens auf den neuen Pol sich einstellt. Mag sie danach auch noch so oft abirren — sie wird sich immer wieder frisch einstellen.

Als er damals mit Edith auf dem Paßbüro zusammentraf, hatte er gerade die letzten Formalitäten erledigt, die Ueberfahrt nach Java war belegt, von dort hoffte er mit Hilfe seiner Verbindungen Ceylon zu erreichen und sein geistiges Auge war schon ganz auf den Osten eingestellt. Als Edith ihn so unvermittelt erblickte, vergaß sie sozusagen vor Erstauntsein das Erstaunen. Trotzdem Kraft sich äußerlich sehr verändert hatte, war sie keinen Augenblick im Zweifel, daß sie ihn vor sich habe.

Erstaunlich ruhig trat sie auf ihn zu, während er gerade den Paß in seine Brieftasche schob: „Um Gotteswillen, Herr Kraft!"

Der blickte ruhig auf, ohne Erstaunen, ja fast ohne Freude: „O, Sie, Fräulein Lamb! Sind Sie noch in Deutschland!"

Der wurde das Herz plötzlich voll zum Ueberlaufen; aber diese gleichmütige Ruhe verschloß ihr die Lippen und das Herz. Mit Mühe zwang sie sich zu fragen, wie es möglich sei, daß er, der Tote jetzt lebendig vor ihr stehe? Er berichtete daraufhin kurz seine Erlebnisse, dann schwieg er und ein Riß gähnte zwischen diesen beiden Herzen. Beide empfanden diesen Riß sofort und im Empfinden weitete er sich noch mehr.

Um überhaupt etwas zu sagen, fragte Edith:

„Womit beschäftigen Sie sich nun?"

„Ich?" meinte er sinnend. „Ich beschäftige mich wohl mit nichts. Aber das Leben hat sich in einer sehr merkwürdigen Weise mit mir beschäftigt."

Bei diesen Worten verlor sich das Sinnende seines Wesens. Sein Auge wurde lebhaft, ja, etwas von dem alten Vertrauen und der alten Zuneigung schien wiederzukommen.

Edith's erster Gedanke bei diesem war: „Er hat unglücklich geliebt." Mit beklommener Stimme erwiderte sie:

„Wie meinen Sie das, Herr Kraft?"

„Ich meine damit: das Leben hat die Güte gehabt, mir zu zeigen, worum es sich bei ihm handelt. Sie verstehen natürlich immer noch nicht. Nun, ich habe etwas gesehen, was man im allgemeinen nicht sieht."

„Sie haben Erleuchtungen gehabt?" Edith, als Amerikanerin und Theosophin war nur zu sehr geneigt, überall mit solchen Möglichkeiten zu rechnen.

„Ich kann nicht sagen, daß ich Erleuchtungen gehabt hätte. Ich bleibe dabei: ich habe etwas gesehen, was man im allgemeinen nicht sieht und ich weiß tatsächlich nicht, wie ich gerade dazu komme, denn meiner Ansicht nach, war ich dafür so wenig vorbereitet, wie nur möglich, ausgenommen vielleicht durch die lange Hungerkur. Denn man behauptet, ich hätte damals eine ganze Woche gefastet. Und der Doktor, der mich damals be-

handelte, meinte, die Sache mit der Schneewehe, die macht mir kaum ein indischer Fakir oder ein Winterschläfer nach."

„Aber was haben Sie denn gesehen?"

„Das Leben selber. — Sie meinen, das sehen wir alle und dazu alle Tage mehr als uns lieb ist. Aber Sie irren sich. Was wir Leben nennen, das ist ein winziges Teilchen, das wir verfolgen können, solange wir selber es uns im Bewußtsein erleuchten. Um aber Leben zu sehen, muß man über das Leben hinaussehen."

„Ein Leben in Gott."

„Doch wohl nicht. Meiner jüngsten Erfahrung nach, hat Gott wohl mit dem Leben verteufelt wenig zu tun."

„Sie sprechen häßlich."

„Sie haben recht. Wir können hierbei den Teufel ebenso gut aus dem Spiel lassen wie den lieben Gott. — Ich habe gesehen, daß ich vor diesem Leben schon zahllos oft in anderer Form gelebt habe."

„Das heißt, Sie haben sich zum Glauben an die Seelenwanderung bekehrt."

Kraft machte ein etwas gequältes Gesicht.

„Zu glauben ist da nichts und zu bekehren auch nichts."

„Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen durch mein anhaltendes Mißverständnis lästig bin."

„Wie können Sie das auch verstehen. Das versteht man nur, wenn man es gesehen hat."

„Woher wissen Sie, daß keine Täuschung vorliegt? Ihr Zustand damals war ja wohl für Täuschungen sehr veranlagt."

„Woher ich weiß, daß keine Täuschung vorliegt? Woher weiß ich, daß ich eben wache und nicht träume? Ich weiß es eben, unmittelbar. Beweise sind da nicht notwendig. So ist es mit dem, was ich gesehen habe. Ich habe es eben unmittelbar gesehen und ich weiß, es ist so. Und alles, was mir bisher am Leben und an der Wirklichkeit unklar war, das klärt sich in dieser neuen Einsicht. Kurz und gut: Ich sehe ein, ich erkenne, daß die buddhistische Wiedergeburtenlehre und damit der Buddhismus selber der Wirklichkeit entspricht. Das ist alles."

„So sind sie also Buddhist geworden?"

„Wenn Sie so wollen, ja. Aber ebenso gut könnten Sie sagen, daß ich auf Grund einer neuen Einsicht mich dem Leben gegenüber neu eingestellt habe."

„Wie ungeheuer mich das interessiert! Wie einfach und doch wie vielverheißend das klingt, was Sie da soeben sagten. Möchten Sie mich nicht auch über Ihr neues Wissen belehren? Ich interessiere mich für den Buddhismus seit Jahren. Ich glaube, Sie würden eine gelehrige Schülerin an mir finden."

„Fräulein Lamb, ich habe keine Zeit. Sie glauben nicht, was ein Mensch zu tun hat, so bald er begriffen hat, was es an ihm selber zu tun gibt."

„Schade!" Edith sagte das leichthin und etwas kühl. Sie hatte plötzlich begriffen, daß dieser Geist ihr fremd geworden war und sie ihm. Ihre Anteilnahme am Buddhismus war eine durchaus oberflächliche, auf das äußere Beiwerk sich beschränkend. Sie hielt sich für einen Freigeist, weil sie aus der Kirehe ausgetreten war und sich zur Theosophie bekannte. Aber im Grunde war sie eine unangekränkelt gläubige Seele, die, wie andere ihrer Art auch, aus dem Buddhismus nichts machen können als ihn gläubig zu verdrehen, so lange bis eben das herauskommt, wonach das gläubige Herz sich sehnt. Wie der Kork nie im Wasser untertauchen kann, so kann der Gläubige nie auf den Grund der Wirklichkeit tauchen. Und wie ein Kork, mag er noch so tief in das Wasser hineingedrückt sein, doch, losgelassen, sogleich nach oben strebt, so strebt der gläubige Geist, mag er noch so tief eingeführt sein, sich selbst überlassen, doch sogleich nach oben, zu dem hin, was er „Gott" nennt und was doch in Wahrheit nichts ist, als jener Mangel an Eigengewicht, welches letztere nur der Wirklichkeitsgehalt verleihen kann.

Wenn Sie jetzt Interesse am Buddhismus vorgab, so war es weniger bewußte Heuchelei, als vielmehr der immer wieder gebrauchte Kniff des Weibes, den Mann dadurch zu fangen, daß es an seinen Gedanken Anteil heuchelt. Auf diese Weise sind alle großen Geister vom Weibe eingefangen worden, soweit sie überhaupt sich haben einfangen

lassen. Und schließlich handelt es sich hier gar nicht um eine Heuchelei des Weibes, sondern um einen unbewußten und umgekehrten Transsubstantiations-Vorgang. Wie dem Priester unter den Händen die Hostie, d. h. die Idee des Christentums zum Leibe Christi selber wird, so wird dem liebenden Weibe die Leibhaftigkeit des Mannes zu der Idee die er vertritt. Es war ein starker Beweis für die wirkliche Versunkenheit Kraft's, daß er diesen Anruf der Weiblichkeit so wenig empfand, daß er nicht einmal sich dagegen zu wehren brauchte. Denn Edith gehörte immer noch zu den Schönen ihres Geschlechts.

Es war nun wieder eine Pause im Gespräch eingetreten. An einer Haltestelle der Straßenbahn hielt Edith es für geboten, sich zu verabschieden.

„Ich reise in den nächsten Tagen nach Ceylon ab. Da wir uns vorher wohl nicht mehr sehen werden, so will ich mich gleich von Ihnen verabschieden."

„Sie auch nach Ceylon?!"

„Auch?! Gehen Sie denn gleichfalls hin?"

„Ich will; aber weil ich vor zweiundzwanzig Jahren zufällig als Deutscher geboren bin, so will man mir die Reise-Erlaubnis nicht geben."

„Zufällig als Deutscher geboren — Sie haben Ihre Anschauungen gewaltig geändert in zwei Jahren."

„Ich habe sie nicht geändert, das Leben hat sie geändert. Ich liebe mein Vaterland nach wie vor. Hänge an ihm wegen der Sprache, die ich rede und

in der ich denke, trotzdem ich gestehen muß, daß meine Achtung vor ihm sehr gelitten hat. Ein Volk von Kriegsgewinnlern konnte freilich keinen Krieg gewinnen. Indessen bin ich nach wie vor bereit, es gegen Angriffe zu verteidigen; aber ich weiß jetzt, es ist ein Wert zweiter Ordnung gegenüber dem Grundwert „Menschtum“, der unter allen diesen Sonderheiten hinweggeht wie ein mächtiger Strom. Ich habe diesen Strom fließen sehen, Fräulein Lamb, unter Nationen und Rassen hinweg, ja unter dem Menschtum hinweg ins Allbereich des Lebendigen hinein. Es ist unsagbar, es ist unfaßbar! Wer das gesehen hat, der vergißt es nicht.“

„So können Sie also nicht nach Ceylon? Wie schrecklich, daß die Sünden der Welt an den Unschuldigen sich am meisten rächen!“

„Ich habe eine Fahrkahrte nach Java. Dort hat meine Firma alte Geschäftsverbindungen. Mit ihrer Hilfe hoffe ich, nach Ceylon zu kommen, wenn nötig, mit Hilfe eines gefälschten Passes. Ich muß hin; das ist mir klar. In den Mitteln werde ich nicht wählerisch sein. Ich kann von mir selber nicht verlangen, daß ich mich durch eine solche Plunderei, wie dieser Weltkrieg, von meinen höchsten Pflichten mir selber gegenüber abwendig machen lasse.“

„So, dann vielleicht in Ceylon auf Wiedersehn.“

„Ja, vielleicht auf Wiedersehn in Ceylon.“

Damit schieden diese beiden Wesen, die durch die Macht des Sehnens seit Jahrtausenden sich immer wieder zusammengefunden hatten. Jetzt war dieses Sehnen erschöpft. Das eine dieser Wesen hatte den Pfad gefunden, auf dem es fortan allein und suchtlos weiterwandern wird — dem Ende entgegen und das andere Wesen fühlt: die Loslösung hat eingesetzt. Ob beide Wesen sich noch einmal treffen werden im Samsara? Vielleicht! Wer kann das wissen. Der Möglichkeiten sind unendliche. Aber wenn sie einander wieder begegnen, so werden sie sich treffen, wie wohl zwei Wanderer sich treffen: sie werden sich grüßen und weiter ziehen, ein jeder auf seiner Straße, einander fremd geworden, von einander losgelöst.

II.

DER ABSTURZ

Einst lebte ein Wesen, das, wie es so geschieht, schon als Kind üble Neigungen zeigte. Außer Gierigkeit und Jähzorn hatte es Lust daran, Tiere zu quälen. Schon als kleiner Bursche schlich er umher wie eine Katze, um eines Vogels habhaft zu werden. Hatte er ihn dann erwischt, so band er ihm etwas Schweres, einen Stein oder seine Schiefertafel an den Fuß und ergötzte sich am ängstlichen Flattern des Tieres. Das trieb er dann so lange, bis das arme Wesen vor Ermattung geendet hatte.

Seine Eltern hatten ein kleines Besitztum außerhalb Ragusa's oben am Berge, wo es mehr Steine als Ackerland gab. Dort trieben sie eine kümmerliche Landwirtschaft, nährten sich recht und schlecht, verabfolgten ihrem Sohn, dessen üble Neigungen sie wohl erkannt hatten, von Zeit zu Zeit eine tüchtige Tracht Prügel, bis er so alt wurde, daß er ihnen, wenn sie ihn strafen wollten, entwischte. Noch später nahm er gar eine drohende Haltung gegen seine Eltern ein, so daß diese anfingen, sich vor ihm zu fürchten und ihn gewähren ließen. Wenn aber irgendwo in der Umgegend üble Streiche verübt wurden, so hieß es stets: „Das ist sicher wieder des frommen Giacomo mißratener Sohn gewesen". Sein Vater aber hatte diesen Beinamen, weil er sowohl wie seine Ehefrau sehr fromm waren und nie die Messe versäumten.

Als der Vater starb, zog die Mutter weit ab zu Verwandten, weil sie sich fürchtete, mit ihrem wilden Sohne allein zu leben. So übernahm der die Wirtschaft und legte sich vor allem auf die Geflügelzucht. Täglich brachte er Körbe voll Geflügel nach Ragusa hinab, wo er sie auf dem Markt verkaufte. Aber seine Roheit gegen Tiere war ihm so zur Natur geworden, daß sie selbst seine Gewinnsucht übertraf. Wenn er dort saß und auf Käufer wartete, so ließ er die Gitterkäfige mit den Tieren in der glühenden Sonne stehen, ohne ihnen auch nur einen Tropfen Wasser zu bieten, so daß manches der Tiere verschmachtete, zum Schaden dieses Menschen.

So verflossen die Jahre und auch mit diesem Wesen ging es zum Sterben, und weil er Tieren so viel Ungemach zugefügt hatte, so sollte er selber von Tieren viel Ungemach erleiden.

Dieses Wesen wurde in eine reiche Familie hineingeboren und es war, wie es wohl geschieht, an ihm weder sonderlich gutes noch sonderlich schlechtes zu bemerken. Er heiratete auch ein Weib gemäß seinem Stande und zeugte Kinder. Als er aber eines Tages im Hochsommer auf seinem Ruhebett lag und in der Erschlaffung des Schlafens den einen Arm herunterhängen ließ, da geschah es von ungefähr, daß ein Hund in das, der Hitze wegen offene Zimmer geriet und ihn in den herabhängenden Arm biß.

Der Mensch erwachte mit einem Schrei. Er wußte sofort: „Dieser Hund hat die Tollwut." Und so war es auch in der Tat. Voll Todesangst reiste der Gebissene zu dem berühmtesten Arzt in der Gegend, um sich von ihm behandeln zu lassen. Der fragte, wann das Unglück geschehen sei, zuckte dann die Achseln und tat das, was diese Leute immer tun: Er sorgte erst für seinen Ruf und dann für den Kranken. „Wenn Sie gleich auf frischer Tat hätten kommen können! Aber so, nach zwei Tagen! Immerhin, ich will mein möglichstes tun."

Das tat er auch mit dem Erfolg, daß der Gebissene nach einem halben Jahr an Tollwut starb, unter schrecklichen Qualen.

Dieses Wesen wurde wiedergeboren in die Familie eines Handwerkers hinein und erlernte das Brauerei-Gewerbe. Hier war er ein etwas roher Geselle, liebte gern einen guten Trunk, tat aber im übrigen seine Pflicht.

Als er eines Tages gierig ein volles Maß an die Lippen setzte, fiel von ungefähr eine Wespe in das Bier. In seiner Gier achtete er nicht darauf und schlürfte das Tier mit ein. Das stach ihn tief im Hals in die weichen Teile. Die schwollen auf der Stelle so an, daß der Mensch, ehe noch ärztliche Hilfe zur Stelle sein konnte, erstickt war.

Dieses Wesen wurde wiedergeboren in eine Beamtenfamilie hinein, die ihren Sohn etwas lernen ließen; denn sein Vater wollte gerne einen Doktor

zum Sohne haben. Diese Hoffnung sollte auch nicht getäuscht werden; denn der Knabe lernte eifrig und der Jüngling und Mann gierig. Schon in verhältnismäßig jungen Jahren wurde er Privatdozent an der ersten Universität des Landes.

Er hielt sich nun für einen großen Mann, in Wirklichkeit aber war er ein Fresser — nicht ein Fresser der Tafel, sondern ein Fresser des Buches. Er hatte irgendeine neue Wissenschaft, irgendeine —logie oder —istik begründet und fraß nun, um sich immer an der Spitze zu halten, mit einer Unmäßigkeit Bücher und Tagesliteratur, daß er eines Tages zusammenbrach. Monatelang war er unfähig zu jeder Arbeit; dann erholte er sich, weil er eben noch in den Jahren stand, wo der Körper dazu fähig ist und sofort begann das Ueberfressen von neuem, so lange, bis er wieder zusammenbrach. Das wiederholte sich so lange, bis er sich nicht mehr wiederholen konnte, aus dem einfachen Grunde, weil der Körper des „berühmten K." abgenutzt war. Ueberfressen von Wissenschaft blieb er liegen, wie eine Schlange, die ein zu großes Wild herabgewürgt hat und nun an ihrem eigenen Fraß zugrunde geht.

K. war zum zweiten Mal verheiratet. Er machte sich nicht viel aus der ganzen Weibergesellschaft, hielt es aber nach dem Tode seiner ersten Frau doch für besser, sich wieder zu beweibsen, der Ordnung wegen und weil er, wie die meisten anderen Menschen auch, meinte, für das Sterbe-

stündlein Hilfe haben zu müssen, dabei aber, wie die meisten andern Menschen auch, vergaß, daß wir das Sterben ja doch allein abmachen müssen.

Als K. nun in diesem elenden Zustand lag und der Hausarzt die Achseln zuckte, hielt seine Frau, gleichfalls der Ordnung wegen, es für nötig, eine medizinische Berühmtheit hinzuzuziehen, freilich erst als K. schon soweit heruntergekommen war, daß man sein Ableben erwarten konnte.

Die medizinische Berühmtheit untersuchte K. mit der diesen Berühmtheiten eigenen oberflächlichen Genauigkeit und erklärte dann, daß K. wieder gesund werden würde. Nach den neuesten Forschungsergebnissen der Wissenschaft wisse man, — ich habe vergessen was das war, was man nun wisse und woraufhin dem berühmten K. Leben und Gesundheit wissenschaftlich gewährleistet werden könne — kurz und gut, er ging mit dieser prophetischen Aussage, mit der er freilich weder bei K., der viel zu schwach war, noch bei der Frau, die viel zu gleichgültig war, die rechte Würdigung finden konnte, nach Hause.

Auf der Bahnstation, wo er einige Zeit auf den Zug warten mußte, kam ihm atemlos ein Bote nachgelaufen, der ihm meldete, daß K. soeben gestorben sei. Ohne sich im mindesten aus der Fassung bringen zu lassen, nickte die medizinische Autorität sinnend mit dem Kopfe, als ob sie dieses Ergebnis im stillen längst vorgesehen habe, äußerte etwas von „Sprüngen in der Natur“ (deren

die letztere sich eigentlich mit Rücksicht auf die Prognosen der Professoren enthalten sollte) und meinte zum Schluß: da der Mann nun einmal tot sei, so könne er ihn ja doch nicht wieder lebendig machen; womit er ja auch zweifellos Recht hatte.

Da der Bote dieses auch einsehen mochte, so ging er allein wieder nach Hause und K. — aber was ist das, dieser K.? Das kalte, bläuliche Ding, das da auf dem leeren Bett liegt, mit einem bloßen Laken zugedeckt, das ist doch nicht der „berühmte K."?! Die alten Formen freilich sind da, aber das beste fehlt: die Kraft, die die Form geballt und das Spiel des Lebens, das tausendfache in Gang erhalten hat.

Diese Kraft war, die tote Masse zurücklassend, weitergewandert, hatte unmittelbar neuen Lebensstoff in neuem Mutterschoß ergriffen, und dort das Spiel, das anfangslose, aufs neue begonnen. Aus dem „berühmten K." wurde ein neues Wesen, dem naturgemäß die Freßsucht auch anhaftete, weil ja K. nie auf den Gedanken gekommen war, daß diese geistige Freßsucht etwas sei, gegen das man ankämpfen müsse.

Was bei K. geistige Freßsucht gewesen war, das wurde beim neuen Wesen körperliche Freßsucht. Dieses neue Wesen, das einen Namen hatte, der uns hier nichts angeht, war Fresser der Tafel und da das Wesen beim Formen-Wechsel schon etwas hinabgeglitten war, ungünstige Wiedergeburt erlebt hatte, so wurde es jetzt aus

mühseligem Mutterschoß geboren, in armer Familie, die nur schwer ihre leiblichen Bedürfnisse stillen konnte.

Dort ging es diesem Wesen schlecht. Meist war es hungrig und war Nahrung da, so überfraß es sich, bis es krank daniederlag. Eines Tages sollte dieses Wesen den rohen Teig zum Bäcker bringen, um ein Brot daraus zu backen. Da verschlang es von diesem rohen Teig so viel, daß es erkrankte und starb. Das war zwölf Jahre, nachdem es diesen elenden Mutterleib verlassen hatte.

Nun war es geschehen, daß kurz vor seinem Sterben dieses Wesen seinen Fehler eingesehen und Besserung gelobt hatte und so kam es, daß durch die Kraft dieses verdienstlichen Wirkens in Gedanken, die Wiedergeburt an besserem Ort sich vollzog.

Dieses Wesen wurde nun in einer Familie wiedergeboren, bei der es streng, aber rechtlich zuging und die zwar nicht reich war, die aber ihre Bedürfnisse wohl stillen konnte. So wuchs dieses Wesen heran, ohne sonderlich Ungutes zu tun und ergriff einen Beruf, bei dem es ihm, wenn es ehrlich gearbeitet hätte, nicht schlecht ergangen wäre. Aber ganz allmählich machten sich die alten Sankhara's, die alten Wirkensreste aus früherem Dasein geltend. Dieses Wesen wurde unzufrieden, wenn es seinen bescheidenen Wohlstand mit der üppigen Pracht der Reichen verglich. Es bedachte nicht, daß alle diese Pracht

wertlos ist gegenüber dem einen einzigen Besitztum: Zufriedenheit. Es wurde lässig in seiner Arbeit, besuchte viel die Kneipe und verarmte.

Die beiden anderen Wesen, durch deren Vermittelung er damals zu neuem Dasein gelangt war — die Weltmenschen nennen das „die Eltern" — waren inzwischen gestorben. Er selber hatte sich durch ein anderes Wesen ergänzt, d. h. er hatte geheiratet und aus dem Brutbett der Lust waren andere Wesen in die Erscheinung getreten — Kinder nennen es die Menschen. Vier hungrige Mäuler wollten gesättigt werden und der Mann unlustig zur Arbeit, dabei mehr und mehr in das Laster des Trinkens hineingleitend.

Als er eines Abends in der Kneipe saß, und mit sich selber und der Welt, am meisten aber mit der Welt haderte, trat ein Mensch ein, der war ein Schuft. Seinem Beruf nach war er Beamter bei der Post und da er sich gar ehrlich zu geben wußte und Menschenkenntnis just nicht der Weltmenschen Sache ist, so hatte man ihm die Geldbestellung anvertraut und noch dazu in dem Viertel der Reichen, wo er täglich viele Tausende, ja manchmal Hunderttausende austragen mußte. Wenn er morgens mit seiner reichen Last auf den Bestellgang ging, so dachte er: „Was nutzt mir das viele Geld, wenn es nicht mir selber gehört". Oft schon hatte er die Absicht gehabt, mit einer besonders vollen Tasche zu entfliehen, aber die Furcht, wieder eingefangen zu werden, hielt ihn ab.

Nun geschieht es, daß manche Wesen scheinbar grundlos ein gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl empfinden, von dem sie selber nicht wissen, ob es Zuneigung oder Abneigung ist, vielleicht weil es eine Mischung beider ist, vielleicht auch weil beide Kinder der gleichen Mutter, der Selbstsucht sind. Als somit dieser Postbote den Schankraum betrat, setzte er sich zu jenem Wesen, das dort, mit sich und der Welt hadernd, seinem Laster fröhnte und begann ein Gespräch. Im Handumdrehen waren sie vertraut geworden, als kennten sie sich seit Jahren und kamen von da ab des öfteren in dieser Kneipe zusammen.

Eines Abends fand der Postbote jenes Wesen in besonders grimmiger und verzweifelter Stimmung. Wegen seiner Trunksucht war ihm die Arbeit gekündigt worden und das Geld war alle. Laut beschuldigte er die menschliche Gesellschaft im allgemeinen und die Kapitalisten im besonderen. Er forderte die soziale Revolution und wäre bereit gewesen, das Ganze umzukehren, ohne zu bedenken, daß er seinen Zweck mit einer einzigen Umkehr sehr viel leichter erreichen konnte: nämlich seiner eigenen Umkehr zur Ordnung und Nüchternheit.

Der Postbote hörte ihm ruhig zu. Er hielt von solchem Gerede nicht viel. Dieser Weg war ihm viel zu weitschweifig und unsicher. Er zog es vor, sich selber zu helfen.

„Was arbeitest du eigentlich?“ fragt er zwischendurch.

„Du hörst ja, nichts!“ antwortete der andere lässig.

„Na als was hast du gearbeitet?“

„Als Seiler.“

Da durchzuckte es den Postboten so grell, daß er ein Weilchen wie geblendet zu Boden starrte. Denn wenn ein Gedanke jahrelang gehegt und gepflegt und gewachsen ist, so genügt oft ein einziges Wort, um ihn zur Blüte aufbrechen zu lassen. Oft genug freilich mag diese Blüte einen so wenig schönen Duft haben, wie hier in diesem Fall.

„Mensch, kann man sich auf dich verlassen?“ Die Stimme war ihm vor innerer Erregung heiser geworden.

„Wie auf meine Seile; die reißt keiner entzwei,“ meinte der andere.

Der Postbote schwieg noch ein Weilchen unschlüssig, dann rückte er mehr heran und begann in flüsterndem Ton auf den anderen einzureden. Seine letzten Worte waren: „Du riskierst nichts dabei“.

Das schien auch dem Seiler einzuleuchten. Er schlug in die dargebotene Hand und sagte entschlossen: „Es bleibt dabei. Auf mich kannst du dich verlassen.“

Und tatsächlich glaubte der Postbote ihm. Er fühlte sich diesem heruntergekommenen armen

Teufel an Geriebenheit und Schuftigkeit so sehr überlegen, daß er an der ehrlichen Abwicklung des Unternehmens von seiner, des Seilers Seite, gar nicht zweifelte.

So gingen sie an die Ausführung des Planes, den der Postbote entworfen hatte. Der Seiler mietete sich ein Zimmer im Bestellbezirk des Postboten. Durch eine Einzahlung an sich selber sollte er den Postboten nötigen, ihn auf seinem Dienstgang aufzusuchen. Dort sollte er ihn dann in einem Scheinüberfall mit Stricken fesseln, ihm die Geldtasche nehmen und entfliehen. Der in diesem Zustand aufgefundene Postbote würde als das schuldlose Opfer eines raffinierten Ueberfalles dastehen und am Abend wollten sie sich in der Wohnung des Seilers den Raub teilen. Der Postbote hatte freilich seine Bedenken gehabt, dem Seiler die Tasche für einen ganzen Tag oder länger anzuvertrauen, aber er fühlte sich dem anderen so sehr überlegen, daß er meinte, ihn ganz in der Hand zu haben und nach seinem Plan lenken zu können.

Es dauerte ein Weilchen, ehe der Seiler ein Zimmer gefunden hatte, daß den Absichten der beiden entsprach. Dann aber zögerte man nicht länger. Die Geldbestellung des Seilers an sich selber — den Betrag dazu hatte ihm der Postbote vorgeschossen — lief auf dem Postamt ein und der Postbote machte sich auf seinen Gang.

Als die beiden sich in dem Zimmer gegenüberstanden, schien der Postbote erregter zu sein als

der Seiler. Ja, einen Augenblick lang schien es, als ob er schwankend würde. Dann sagte er entschlossen: „Mach los!", warf die Mütze auf die Erde, riß sich einige Rockknöpfe auf, so, als ob ein Kampf vorher stattgefunden hätte, und ließ sich auf dem Stuhl nieder, der dicht vor dem Heizungskörper stand.

Ohne Zögern und ohne ein Wort zu sprechen ging der Seiler an die Arbeit. Im Handumdrehen war der Postbote samt dem Stuhl so fest an den Heizungskörper geschnürt, daß er kein Glied regen konnte.

„Donnerwetter! Du verstehst deine Sache", meinte er.

Der Seiler antwortete nicht. Er schien ganz vertieft in seine Arbeit.

„Hör' auf, Mensch! Das ist genug! Wer da raus kann, der soll sich im Panoptikum sehen lassen."

Statt einer Anwort nahm der andere das Ende seines Seiles und schlang es dem Gefesselten um den Hals.

„Bist du ver—". Der Rest des Wortes erstickte in einem Gurgeln. Das Gesicht wurde ihm blau, die Augäpfel quollen heraus, ein paar Augenblicke machte er verzweifelte Anstrengungen, dann fiel er zusammen. Der Seiler hatte ihm wohl in der Wut des Zusammenschnürens den Halswirbel gebrochen. Jetzt saß er da, mit quellenden Augen,

hängender Zunge und aschfarbenem Gesicht — ein Bild des Entsetzens.

Eben wollte der Seiler sich auf die Geldtasche stürzen, da traf sein Auge auf dieses schreckliche Glotzauge des Toten, das ihn anstierte. Diesem Anblick war er nicht gewachsen; er war zu jung in dergleichen Taten. Er zitterte, daß ihn die Knie kaum tragen konnten. Was hatte er getan! Wie ein Schlitten den Abhang hinabgleitet, so war ihm im Schnüren der Gedanke gekommen: „Wenn ich dieses schon tue, weshalb dann nicht gleich das Ganze?" Zu einer klaren Ueberlegung war er gar nicht gekommen; er war sozusagen von den Gliedern auf den Hals weiter geglitten und erst jetzt, als das Glotzauge des Toten ihn traf, kam ihm der Gedanke: Was habe ich getan!

Von diesem plötzlichen, unsagbaren Entsetzen ergriffen, stürzte er aus dem Zimmer, ins Freie, rannte die Straße entlang wie ein Wahnsinniger. Es regnete in Strömen. Er merkte es nicht. Endlich, nach Stunden, als ihn die körperlichen Kräfte zu verlassen drohten, landete er in einer Vorstadtkneipe. Er ließ sich Schnaps geben und trank mehrere Gläser. Der Fusel und die körperliche Ueberanstrengung machten ihn müde. Er nickte am Tisch ein. Als er erwachte, war sein erster Gedanke die Tasche. Dieses überwältigende Entsetzen war verflogen. Ihm war jetzt, als ob er über den Mord mit der Zeit schon würde hinwegkommen können; denn er wußte, der Ermordete

war ein Schuft gewesen. Jetzt quälte ihn plötzlich vielmehr der Gedanke, daß er gemordet hatte und aus Feigheit sich den Lohn seines Mordes hatte entgehen lassen.

Dieser Gedanke nagte unerträglich. Es war inzwischen Nachmittag geworden. Bis zum Abend wollte er warten; dann wollte er sich in das Zimmer hineinschleichen und dem Toten die Tasche im Dunkeln abnehmen. Die Frage war nur die, ob nicht inzwischen jemand das Zimmer betreten und den Mord entdeckt haben könnte. Wahrscheinlich war ihm das nicht; denn die Wirtin betrat den Raum nur morgens früh zum Reinigen und ließ sich dann nicht mehr blicken. Ein anderer Besucher aber war ausgeschlossen. Daß inzwischen die Post Nachforschungen nach ihrem ausbleibenden Beamten anstellen würde, auf den Gedanken kam er nicht, entweder vor Aufregung oder aus Unerfahrenheit. So marschierte er denn zurück, schlich sich in das Haus, in dem alles völlig ruhig schien, öffnete die Tür des Zimmers, daß einen besonderen Eingang vom Treppenflur hatte und — wurde im Dunkeln von vier kräftigen Armen in Empfang genommen, die ihm sofort die Handschellen anlegten.

Der Seiler versuchte weder Widerstand zu leisten, noch machte er vor Gericht den Versuch, die Tat zu leugnen. So wurde er wegen Mordes zum Tode verurteilt. Als erschwerendes Moment kam die raffinierte Ueberlegung hinzu, mit der die

Tat ausgeführt war. Unbegreiflicherweise hatte er beim Verhör nicht einmal eine wahre Darstellung des ganzen Vorganges gegeben. Er mochte das Gefühl haben, daß man ihm doch nicht glauben würde, oder er mochte auch fühlen, daß Mord deswegen doch Mord bleibe. Nur als der Staatsanwalt in seiner Begründung des Todesurteils hervorhob, daß der Mord an einem anerkannt pflichttreuen Beamten vollzogen sei, der in der Ausübung seines schweren und verantwortungsvollen Berufes gestorben sei „wie der Soldat auf dem Schlachtfelde", da schien es als ob er unterbrechen wollte. Aber der Pomp der Rede und die steife Würde der Umgebung machten ihn wieder verstummen. Gemordet hatte er ja doch. Für seinen Verteidiger war die Sache von vornherein ein verlorener und deshalb kein sogenannter interessanter Fall, weil irgendwelche Anzeichen geistiger Störung, aus denen er als Verteidiger Kapital hätte schlagen können, nicht vorhanden waren. So wälzte sich das Gerichtsverfahren in seinen starren Formalitäten über ihn hin und zermalmte ihn — hätte ihn zermalmt, wenn nicht im letzten Augenblick ein Zufall ihn gerettet hätte.

Am Tage vor seiner Hinrichtung erschien, wie es so üblich ist, der Geistliche, um ihm den letzten Trost zu spenden. Der Seiler schien wenig Neigung zu haben, dem Mann in der schwarzen Amtstracht zuzuhören. Nur als auch der Geistliche ihm wieder die Größe seines Verbrechens damit

verdeutlichen wollte, daß er hervorhob, er habe einen pflichttreuen Beamten in Ausübung seines Berufes gemordet, fing der Seiler plötzlich an zu lachen. Empört und befremdet fragte der Geistliche ihn, was es denn dabei zu lachen gäbe, worauf dann beim Seiler die so lange verstopften Schleusen sich plötzlich öffneten und er den ganzen Hergang berichtete.

Der Geistliche stutzte. Sein erster Gedanke war natürlich, daß es sich um eine Erfindung des Verbrechers handelte, aber es gibt Worte, die den Beweis ihrer Wahrheit in sich selber tragen. Diesen Eindruck unmittelbarer Wahrhaftigkeit machte die Erzählung des Seilers. So hielt der Geistliche es für seine Pflicht, dem Untersuchungsrichter die ganze Sache zu melden. Der lächelte überlegen als ob er sagen wollte: „Kennen wir!" Wäre es nach ihm gegangen, so wäre die Angelegenheit aus seiner angeborenen Beamtenweisheit heraus erledigt worden, d. h. über die ganze Erzählung wäre als über einen genialen Kniff des Mörders zur Tagesordnung, in diesem Falle also zur Hinrichtung übergegangen worden. Aber der Geistliche ließ nicht locker. Er hatte die unmittelbare Ueberzeugung gewonnen, daß er in diesem Bekenntnis die Wahrheit gehört habe. So setzte er es durch, daß die Hinrichtung verschoben und das gerichtliche Verfahren wieder aufgenommen wurde. Dabei stellte sich dann ohne große Schwierigkeit heraus, daß beide, der Seiler und der Post-

bote des öfteren in jener Kneipe zusammen gesessen hatten. Der Wirt hatte an jenem Abend sogar den Schlußsatz des Postboten „Du riskierst nichts dabei" gehört. Außerdem fand man in der Wohnung des Postboten eine Schuldverschreibung des Seilers über eine gewisse Geldsumme, die der Postbote diesem vorgestreckt hatte. Daraufhin wurde das Todesurteil verworfen und der Seiler zu einer langjährigen Zuchthausstrafe verurteilt.

Hier nun im Gefängnis vollzog sich indessen allmählich eine Aenderung, für die niemand hätte einen Grund angeben können. Er fing an, den gemordeten Postboten zu hassen, so grimmig zu hassen, daß er ihn zum zweiten Mal mit Wollust hätte ermorden können. Dabei drehten sich seine Gedanken anhaltend um das eine: die verlorene Geldtasche, verloren durch die eigene Albernheit. Ein totes Glotzauge! Nun ja, wenn ein Mensch im Tode die Augen offen behält, so glotzt er eben. Hätte er die Tasche gleich mitgenommen, so hätte er nicht zurückkehren brauchen, hätte er das nicht getan, so wäre er nicht abgefaßt worden und lebte jetzt vielleicht in behaglichen Verhältnissen. Denn das erschien ihm jetzt ganz sicher, daß das böse Gewissen ihm nicht lange würde zugesetzt haben. Der Mord erschien ihm viel weniger schlimm als seine Albernheit und Feigheit. Seine ganze „Reue" drehte sich um die verscherzte Geldtasche. Diese

Reue zernagte ihn, ließ ihn nicht mehr — nicht tags, nicht nachts und eines Morgens fand man ihn in seiner Zelle erhängt vor, nachdem er etwa zwei Jahre seiner Strafe abgesessen hatte.

So wanderte dieses Wesen weiter und fußte, entsprechend seinem Wirken, in elendem, hoch-elendem Mutterschoß, auf abwärtsführender Fährte.

Im Lande Kaschmir, am Ufer des Ihelum, in einem Dorf, das nur aus ein paar zerfallenen Hütten bestand, lebte eine Familie, die unter diesen Elenden die elendsten waren: arm, schmutzig, verkommen, kastenlos. In deren Brutbett der Lust hatte sich ein Wesen aus den Weiten heraus verfangen — Sohn nennen es die Menschen; ein Wesen, das mit einer eklen Hautkrankheit behaftet war, dem Aussatz. Aber kein Zustand ist zu elend, um der Lust zu fröhnen. So fröhnten auch diese beiden Elenden weiter der Lust und in diesem eklen Brutbett fing sich nach zwei Jahren ein neues Wesen aus den Weiten heraus — Sohn nennen es die Menschen.

Als es diesen elenden, hoch-elenden Mutterleib verließ, hatte es eine verkrüppelte Gestalt. Die Eltern merkten es später wohl, daß er auf dem einen Bein lahmte und auf dem einen Auge blind war, aber sie dachten, das gehöre so zu ihrem eigenen Elend und machten nichts daraus.

Sobald nun die beiden Brüder in die Knaben-jahre kamen, entwickelte sich ein unerklärlicher Haß zwischen ihnen. Eines Tages ertappte man den Aelteren, wie er den Jüngeren an einem Baum aufhängen wollte. Als man ihn deswegen zur Rede stellte, meinte er, er habe nur sehen wollen, was der andere dabei für ein Gesicht machen würde.

Als sie nun gar erwachsen waren, da fanden erbitterte Kämpfe zwischen den beiden statt, die oft so ausarteten, daß selbst diese stumpfen Menschen, die nicht viel anders fühlten und lebten als das Vieh, dazwischen treten mußten, weil sie fürchteten, die beiden möchten einander totschlagen.

In der Nachbarhütte wohnten Menschen, die eine Tochter hatten, elend, räudig, wie alle andern auch, welk und schrumpfig trotz der jungen Jahre, dazu Mutter eines Kindes, dessen Vater sie nicht kannte, aber immerhin sie war ein Weib und entfesselte bei den beiden Brüdern eine Eifersucht, nicht weniger heftig als die, mit welcher seinerzeit die schöne Helena umworben wurde.

Diese Eifersucht machte bei den beiden Brüdern das Maß des Hasses voll. Jeder von beiden wartete nur auf die Gelegenheit, sich des andern zu entledigen. Eines Tages arbeiteten sie auf ihrem Stückchen Land, das hoch oben am Ufer des Jhelum lag und mehr Steine wie Saat trug. Nach der trägen Gewohnheit dieses Landes ar-

beiteten sie in der Art, daß der eine den Stiel des Spatens hielt, während der andere vermittelst einer um das Eisen des Spatens gewundenen Schnur mithalf. Bald begannen sie sich zu zanken, weil sie beide argwöhnten, daß der andere ihm das größere Maß an Arbeit überlasse, wiewohl man das, was sie beide zusammen taten, kaum Arbeit nennen konnte. Aus diesem Zank kam es zu Tätlichkeiten, aus den Tätlichkeiten zu einem Kampf auf Leben und Tod, bei dem sie sich, einander fest umschlungen haltend, immer mehr dem Ufer des Jhelum näherten, das hier wohl hundert Meter und mehr als steile Felswand abwärts stürzt.

Von der Trägheit, mit der sie den ganzen Tag über gearbeitet hatten, war jetzt nichts mehr zu sehen, Muskeln und Sehnen waren gespannt zum springen. Schweigend, keuchend suchte einer den andern niederzuringen, entschlossen, dem Unterlegenen das Hüftmesser ins Herz zu stoßen. Aber ihre Kräfte mochten wohl gleich sein. Wie ein fremdartiges Ungetüm, wie ein Tier mit doppeltem Rücken schob diese keuchende, ineinander verklammerte Masse sich immer näher an den Absturz, jetzt stand sie schon auf überhängendem Gestein, jetzt gab es unter ihnen nach und jetzt — schweigend, keuchend versank diese höllische Masse in den Abgrund. Keiner der beiden schien den Absturz zu merken; denn als sie im Anprall zerschmettert unten liegen blieben, hielten sie

sich noch so fest umklammert, als ob sie ent-schlossen wären, den Ringkampf bei nächster Gelegenheit fortzusetzen. Und diese Gelegen-heit kam, im Kreisen des Samsara.

Da nun diese beiden Wesen auf abwärts füh-render Fährte sich befanden und schon in dieser letzten Daseinsform an den Grenzen des Mensch-tums angelangt waren, so geschah es, daß sie beim jetzigen Zerfall ihres Körpers überhaupt nicht mehr im menschlichen Mutterschoß faßten, son-dern in das Tierreich hinabglitten. Beide wurden, weil ihr Wirken tierisch gewesen war, aus tieri-schem Schoß wiedergeboren und zwar der Jün-gere der Brüder als Kobra, als giftige Schlange, der Aeltere als jenes schreckliche Tier, das man in Ceylon Riesen-Hundertfuß nennt und dessen Stich fast schneller tötet, als der Biß der Kobra.

So lebten diese beiden unguten Wesen im tiefsten Djungel Ceylons, in sumpfigen Gegen-den, in die kaum ein Sonnenstrahl dringt und wo die Erde tödliche Fieberdünste aushaucht. Dort entwickelten sich beide zu fürchterlicher Größe.

Eines Tages nun geschah es, daß sie auf der Jagd nach Lebendem einander ansichtig wurden. Da blieben beide, von einander wie bezaubert, stehen. Die Kobra richtete sich zischend, mit geschwellter Haube hoch auf und der armlange Hundertfuß stemmte sich rückwärts, sprungbereit. So funkelten sie einander mit ihren tückischen Augen an, ihre Kräfte messend — die Kobra

riesig, hochragend; der Hundertfuß stämmig wie ein Klotz. Und wie es wohl hin und wieder einmal geschieht im Leben, so geschah es in diesem Augenblick, daß beiden die Fähigkeit kam, sich der früheren Daseinsformen zu erinnern. Und die Kobra erkannte sich selber als jenen Seiler und den Hundertfuß als jenen Postboten, dem er die Schlinge um den Hals gezogen hatte und der Hundertfuß erkannte sich selber als jenen Postboten und die Kobra als jenen Seiler, der ihm die Schlinge um den Hals gezogen hatte.

Da fingen die beiden an, sich gegenseitig zu verklagen in jener wortlosen Tiersprache, in der man in Wirklichkeiten spricht und nicht in bloßen Zeichen, wie in der Wortsprache der Menschen. „Du hast mich gemordet, du heimtückischer Kerl!" fauchte der Hundertfuß. „Du hast mich zum Mörder gemacht, du Schuft!" zischte die Kobra. „Du bist der Schuldige!" So warf eins dem anderen die Schuld zu, wie es ja die Lebewesen überall machen.

Da nun gar keine Aussicht war, daß sie in dieser Schuldfrage je aus sich heraus zu einem Ergebnis kommen würden, und die Entscheidung im Kampf beiden gleich unsicher vorkommen mochte, so beschlossen sie, einen unparteiischen Dritten zum Richter zu wählen. Ein Reh, das gerade vorbeikam, riefen sie deswegen an; das aber entfloh zitternd vor den beiden Unholden. Auch einem Bär, den sie herbeirufen wollten, war

die Sache nicht geheuer, er trottete brummend weiter. Jetzt durchbrach ein Elephant das Unterholz, daß die splitternden Aeste krachten. Ihm wollten sie ihr Anliegen vortragen, aber der schritt verächtlich weiter. Indem schrie oben im Baum eine Krähe. Als die beiden die sahen, dachten sie, daß die der rechte Unparteiische sein könnte. Ihr trugen sie also ihren Streitfall vor.

Die Krähe aber, die sich vermöge ihrer Flügel vor den beiden Unholden sicher wußte, wollte sich einen Spaß machen und ließ sich den ganzen Streitfall des langen und breiten vortragen. Als die beiden fertig waren, sagte sie ernsthaft: „Weiter nichts!? Meine lieben Freunde, die Sache liegt sehr einfach. Ihr seid beide Schufte, einer wie der andere und ihr habt beide das gleiche Maß von Schuld. Darum könntet ihr euch streiten bis in alle Ewigkeit, ehe einer von euch Recht bekäme. Ihr könnt euch freuen, daß ihr einen so unparteiischen Richter bekommen habt. Der eine von euch hat gemordet, der andere hat zum Mord verleitet; beides durchaus ungute Sachen, die in diesem Leben wie im nächsten Leben viel Unannehmlichkeiten machen. Daß du (zum Postboten-Hundertfuß gewendet) selber dabei der Gemordete warest, das will nicht viel sagen; denn über kurz oder lang wärest du ja ohnehin gestorben. Beurteilt euer damaliges Wirken nicht nach den Taten, sondern nach den Gedanken und ihr werdet zugestehen, daß ihr damals gleich

große Schufte waret. Darum rate ich euch, gebt euch beide den Bruderkuß und lebt hinfort friedlich und hilfreich allen lebenden Wesen." Das war nämlich der Spaß, den die freche Krähe sich machten wollte, daß sie von oben her zuschaute, wie jene beiden Unholde sich umarmen und küssen würden.

Als die beiden das Urteil der Krähe hörten, da schoß in ihnen beiden der gleiche Gedanke hoch, wie er eben ihrem Wirken gemäß war. Die Kobra dachte: „Wenn wir uns umarmen, so will ich ihm den Todesbiß geben" und der Hundertfuß dachte: „Wenn wir uns umarmen, so will ich ihm den Todesstich geben".

So stellten sich beide gar fromm und versöhnlich und sagten: „Damit sind wir wohl einverstanden".

Die Krähe aber wollte sich den Spaß möglichst lang machen. So sprach sie zu den beiden: „Geliebte Freunde, ehe ihr zum Versöhnungskuß schreitet, dürfte es gut sein, wenn ihr beide, zur Vorbereitung und Erhebung der Herzen, ein frommes Lied sänget". Da die beiden aber versicherten, daß ihnen fromme Lieder gänzlich unbekannt wären, so meinte die Krähe: „Umso schlimmer für euch! Heute ist Sonnabend. Kommt morgen in unsere Sonntagsschule, dort erbauen wir uns alle Nachmittag von 4—6 Uhr mit frommen, geistlichen Liedern. Zwar ist un-

sere Schule etwas hoch gelegen, aber ihr könnt gut von unten her zuhören. Hier habt ihr die Eintrittskarte.“ Bei welchen Worten sie den Schwanz ein wenig hob und ihnen etwas Weißes auf die Köpfe fallen ließ.

Die beiden versprachen, alles getreulich tun zu wollen. Darauf die Krähe: „Dieweil ihr nun mal kein frommes Lied kennt, so gebt euch jetzt den Bruderkuß“.

Da schoben sich die beiden Unholde gegen einander vor, zu einander hin. Und jetzt schoß die Kobra wie der Blitz los und schlug ihren Zahn in den Leib des plumpen Hundertfußes, gleichzeitig mit ihrem mächtigen Schwanz ihn umseilend, wie sie als Seiler es damals mit dem Leib des Postboten gemacht hatte. Der Hundertfuß aber schoß trotz seiner Plumpheit in genau dem gleichen Augenblick hoch und bohrte sich in die Haube der Kobra, da wo diese Tiere tötlich zu treffen sind.

So standen die beiden Unholde einen Augenblick aufgerichtet da, wie im Anprall nachzitternd, aber es war schon das Todeszittern und jetzt stürzten beide leblos in sich zusammen. Die Krähe aber krächzte erschreckt und meinte dann: „Das ist der Lohn dafür, wenn man es mit solchem Gesindel gut meint. Hier fällt nicht einmal Futter für mich ab.“ Das dieses der eigentliche Grund ihrer Unparteilichkeit gewesen war, das vergaß sie, sich einzugestehen.

Die beiden Unholde aber, schon längst auf abwärts führender Fährte begriffen, taten jetzt den Absturz in höllische Welt, der viel schrecklicher und tiefer ist als jener Absturz am Ihelum. Daß aber jemand aus einzig leidvoller höllischer Welt je wieder den Weg aufwärts in menschliche Welt findet, das geschieht so selten, wie der Erhabene im Gleichnis mit der Schildkröte und der Bambusschlinge im Weltmeer es angezeigt hat.

Darum soll ein jeder sein Menschtum wohl hüten durch gutes Wirken, daß es ihm nicht dereinst verloren gehe.

III.

SAMSARA

Aus menschlicher Daseinsform war er in menschliche Daseinsform wieder hineingeboren worden. Jetzt war er gegen 50 Jahre alt, hatte ein blasses, glattrasiertes Gesicht und etwas müde, dunkle Augen, denen man ansah, daß hier nie um Großes gekämpft worden war. Denn wenn ein Mensch sich dem nähert, was man so gemeinhin das Lebensende nennt, so wird es ja nicht darauf ankommen, ob er Geld und Ruhm und äußere Erfolge erreicht hat, sondern es wird nur darauf ankommen, ob er gegen sich selber, d. h. gegen den Lebensdurst gekämpft hat.

Von derartigem hatte bei diesem Menschen sich nie auch nur eine Neigung gezeigt. Er hatte genossen, so gut er genießen konnte; soweit die Verhältnisse und seine Körperorgane ihm das Genießen erlaubten und seine Moral stand in einer Art prästabilierter Harmonie mit der Moral des bürgerlichen Gesetzbuches.

Dieser Mensch hatte seinerzeit ein Weib genommen vom gleichen Schlage wie er selber. Auch für sie war leben und genießen gleichbedeutend. Ihre Ehe war kinderlos geblieben. Die Frau hatte den Mann mit andern Männern betrogen, weil sie merkte, daß ihr Mann sie mit andern Weibern betrog. Als der Mann das Tun seines Weibes merkte, wurde er empört, weil er das Recht, was er sich selber nahm, seiner Frau nicht zugestehen wollte. Es kam zur Scheidung

und um sich die durch keine geistigen Interessen gemilderte Einsamkeit erträglich zu machen, schaffte sich der Mann ein Windspiel von rehbrauner Farbe an, so eines, das mit seinen Pfötchen auftritt als ob es beständig friert oder als ob ihm der Erdboden überall zu hart ist.

Der Mann widmete sich der Pflege des Tieres mit einem Interesse, wie er es nie einem anderen Gegenstande gewidmet hatte. Wahrscheinlich infolge dieser übertriebenen Sorgfalt fing das Tierchen an zu kränkeln und starb — zum unermeßlichen Schmerz des Mannes, der es betrauerte, wie er seine frühverstorbenen Eltern nie betrauert hatte.

Sein Schmerz ließ erst nach, als er sich wieder neue Gesellschaft beschafft hatte. Um nicht an seinen toten Liebling erinnert zu werden, hätte er diesmal die Teckelrasse gewählt und um sich nach Möglichkeit vor einer neuen Verwaisung zu schützen, hatte er gleich drei Stück dieser Tiere beschafft.

Mit denen ging er nun alle Morgen den gleichen Weg spazieren. Er trug jahraus, jahrein gelbe Stiefel, umgeschlagene Beinkleider und einen Mantel, der so weit nach unten auslud, daß er einer Krinoline nicht unähnlich sah.

Auf diesen Spaziergängen beobachtete der Mann jede Bewegung der drei Tiere mit größter Aufmerksamkeit und man kann sich denken, was das bei drei Teckeln zu bedeuten hat. Er

sprach zu ihnen mit einer sanften, kosenden Stimme, wie er zu seiner Frau selbst in den Flitterwochen nie gesprochen hatte. Er tat das, weil er fürchtete, er könne durch ein rauhes Wort die Psyche der Tiere ungünstig beeinflussen. Eines der Tiere hieß Schelm, das andere (oder die andere?) Tutti und den Namen des dritten kenne ich nicht, entweder weil ich ihn nie habe nennen hören oder weil ich ihn vergessen habe.

So trieb er es Jahr für Jahr und all sein Glück und all sein Kummer kam von diesen drei Tieren. Andere Gesellschaft mied er; sie war ihm, dem Uebersättigten, lästig geworden. Er hatte, um mit Hamlet zu reden, keine Lust am Manne, und am Weibe auch keine. Jn seiner Wohnung, in der es gar wunderlich und nicht zum Saubersten aussah, herrschten die Tiere. Jedes derselben hatte ein eigenes Zimmer, das es mit eifersüchtiger Heftigkeit für sich allein in Anspruch nahm. Geriet je einmal eines der beiden andern hinein, so gab es einen Kampf, von dem das Haus wiederhallte. In höchster Aufregung eilte dann der Mann hinzu, bat, beschwor: „Wie oft hab ich euch gebeten, daß ihr liebreich miteinander umgehen sollt! Aber ihr hört nicht. Ihr werdet mich töten durch euren Ungehorsam und wer wird dann für euch sorgen?“ Die Tiere aber nahmen auf solche Bittreden meist keine Rücksicht; Körperstrafen wagte er nicht anzuwenden aus Furcht, die Tiere in ihrem Gefühlsleben zu schädigen; so stand er dann bittend neben

den kleinen Kläffern, bis es ihm endlich gelang, Frieden zu stiften. Erschöpft und verzweifelt ging er dann in sein Zimmer, jammernd wie ein Mensch, dem ein großes Unglück widerfahren ist. Die einem solchen Ereignis folgende Nacht ver- brachte er meist schlaflos; am nächsten Morgen behandelte er die Tiere mit vorwurfsvollem Schweigen und wurde noch unglücklicher, wenn er merkte, daß alle drei seine stummen Vorwürfe sehr leicht zu nehmen schienen. Erst beim Mor- genspaziergang stellte sich die verlorene Harmonie wieder her.

Allmählich fing dieser Mensch an, sich selber körperlich zu vernachlässigen, während er seine Tiere peinlich sauber hielt, so daß er in seiner Umgebung schließlich in den Ruf kam, daß es bei ihm im Kopf nicht mehr richtig sei. Tatsächlich zeigten sich bald Krankheits-Erscheinungen, die auf ein tiefliegendes Nervenleiden deuteten und schließlich wurde dieser Mensch bettlägerig.

Diese Tatsache an sich wäre ihm gleichgültig ge- wesen, aber daß seine drei Teckel damit ihres Morgenspazierganges verlustig gingen, das beküm- merte ihn aufs tiefste. Reinigen tat er sie täglich im Bett. Nun wurden aber diese Tiere, weil ihnen die Bewegung im Freien fehlte, im Hause nur um so unbändiger. Zank und Streit, ja Raufen und Beißen war an der Tagesordnung, und vergeblich beschwor der kranke Mann die kleinen Teufel, Frieden zu halten — um seinetwillen. Dieser

Mann, der den Menschen gegenüber nie Liebe geübt hatte, der verlangte die große Gabe jetzt von den Tieren.

Eines Tages, als er bei einem großen Tumult sich mühsam an Krücken in das betreffende „Herrschaftszimmer" geschleppt hatte, in dem der Kampf ausgefochten wurde, glitt er aus, weil eines der Tiere in der Wut des Kampfes gegen die Krücken rannte, und da die Beine ihm seit Monaten fast gelähmt waren, so war er unfähig, sich wieder zu erheben. In seinem dünnen Bettkittel mußte er die Nacht auf dem kalten Erdboden liegen bleiben, bis endlich am Morgen die Frau, die für die notdürftigste Reinigung der Wohnung sorgte und seine Lebensbedürfnisse einkaufte, ihn aus seiner elenden Lage befreite. Sie riet ihm dringend, was sie ihm schon oft geraten hatte, in ein Krankenhaus zu gehen. Da er aber seine Teckel nicht mitnehmen konnte, so widersetzte er sich hartnäckig.

Sobald er wieder im Bett lag, setzte ein heftiger Schüttelfrost ein, ihm folgte die Lungenentzündung, und nach vier Tagen war der Mann tot. Bis zum letzten lichten Augenblick hatten seine Gedanken sich nur mit den drei Tieren befaßt, und mit unsäglicher Pein dachte er der Zeit nach seinem Tode, wo niemand für sie sorgen würde.

Dieses Wesen tauchte beim Zerfall des Körpers nach dem Tode in tierischer Welt wieder auf; wurde als Hund wiedergeboren, wie es eben sei-

nem Wirken entsprach. Da er schon früh ein stilles und nachdenkliches Wesen zeigte, so wurde er von einem Blinden gekauft, der ihn dazu benutzte, um ihn zu seinem täglichen Bettelplatz zu leiten und dort, mit der Almosenbüchse um den Hals, ihm beim betteln zu helfen. Und wahrlich, was die geöffnete Hand des Mannes und seine bittende Stimme nicht vermochten, das machten die Augen dieses Tieres, die so tief-traurig blickten, als ob eine Welt des Leidens hinter ihnen verborgen ruhte, so daß gar mancher stehenblieb und bei sich dachte: „Was für seelenvolle Augen hat dieses Tier!"

So saßen die beiden in einer der Hauptstraßen Londons, Tag für Tag, Jahr für Jahr, und als das Tier nach einem elenden Hungerleben endlich starb, wurde es als Elephant wiedergeboren. Als solches lebte er in dem Urwald, der den Süden von Ceylon bedeckt. Hier trieb er, weil altes Kamma in ihm zu wirken begann, allerhand Unfug, so daß die Herde, der er angehörte, ihn als einen unverträglichen Charakter ausstieß.

Von da ab schweifte er allein umher und vergnügte sich damit, die frommen Wallfahrer, die zum Tissamaharama-Dagoba wollten, um dort anzubeten und Blumen, Reis und Früchte niederzulegen, zu überfallen und mit schrecklichem Gebrüll und erhobenem Rüssel auf sie zuzuschreiten, so daß sie voll Entsetzen ihre Weihgaben fortwarfen und entflohen. Dann machte er sich daran und

verzehrte in aller Ruhe das, was für den Buddha und die Mönchschaft bestimmt war.

So trieb er es viele Jahre, und sein zweifelhafter Ruhm ging schließlich über ganz Ceylon. Die Dörfler faßten die Sache mit Humor auf; denn man hatte allmählich gemerkt, daß er nicht bösartig war und niemandem etwas zuleide tat. So nahmen sie doppelte Gaben auf ihre Wallfahrten mit, und wenn das Tier dann schnaubend und blasend auf sie zurannte, so warfen sie die eine Hälfte auf den Weg und die andere retteten sie für den Dagoba und die Mönche.

Mit dem Alter aber wurde das Tier schwerhörig, und so kam es, daß er oft, wie in Gedanken mitten auf der Landstraße stehenblieb und nicht hörte, wenn Menschen oder Fuhrwerke kamen. Da er infolgedessen auch nicht auswich, wie es sonst die Elephanten tun, so bildete er oft eine Art Barrikade quer über die Straße, die niemand zu durchbrechen wagte. Derartiges tat er aber nur, wenn er satt war. Wenn er auf Raub frommer Gaben ausging, so versteckte er sich schlau im Djungel.

Auf diese Weise wurde er zu einer wirklichen Landplage, so daß die Dörfler sich endlich entschlossen, es der Regierung zu melden. Die machte nicht viel Federlesen, schickte einen Elephantenjäger, und eines Tages lag der Riese tot auf der Landstraße, auf der er wieder einmal in Sinnen versunken stundenlang dagestanden hatte, wie weiland Sokrates zwischen den beiden Heeren.

Der Jäger mit seiner schweren Büchse hatte leichte Arbeit gehabt. Als es freilich geschehen war, da tat es diesen mildherzigen Dörflern leid. Sie begruben die Reste des Toten feierlich und errichteten sogar ein kleines Denkmal darüber. So mag es wohl mal geschehen, daß Räuber und Wegelagerer in den Rang von Kalenderheiligen erhoben werden, und daß man sie, nach einer Art homöopathischen Prinzips, in eben der Not und Gefahr um Hilfe anruft, die sie seinerzeit anderen bereitet haben.

Dieses Wesen, als es von der Kugel des Elephantenjägers getroffen wurde, faßte, gemäß seinem Kamma, in neuem Mutterschoß und wurde als Spitzmaus wiedergeboren. Als solche lebte sie in einem verlassenen Hause, in welchem früher ein großer Gelehrter gewohnt hatte. Der hatte dreißig Jahre lang den Vesuv beobachtet, mit den Augen sowohl wie mit allen möglichen Instrumenten, und es dabei fertig gebracht, sich selber nie auch nur einen einzigen Blick zuzuwerfen. Dreißig Jahre lang hatte er all sein Denken auf die Geheimnisse des Berges gerichtet und die Geheimnisse seines eigenen Daseins nie auch nur eines einzigen Gedankens für wert gehalten. Bisweilen, wenn er den Blick vom Arbeitstisch hob und über den Golf schweifen ließ, aus dessen himmlischer Bläue das trotzige Capri und das feine Ischia gleich Erscheinungen hochtauchten, dann regte sich in seinem Herzen kein Staunen. Dieser Mann

lebte nicht; er arbeitete nur. Dafür galt er auch als eines der gelehrtesten Häupter Europas, und er war Mitglied so vieler gelehrter Gesellschaften, daß er leicht darauf verzichten konnte, Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu sein.

Immerhin, alle Gelehrsamkeit hatte ihn nicht vor dem Sterben geschützt. Bettelarm hatte er weiterwandern müssen; denn auf diese letzte und erste Wanderschaft, in der das Leben sich selber richtet, nimmt man ja nicht das mit, was man h a t, sondern das, was man i s t. Gelehrsamkeit aber h a t man nur, wie man Geld und Gut, Weib und Kind hat. Wenn es im Sterben ans Weiterwandern geht, wie viel mehr wert ist dann ein einziger Akt rechter Zucht und rechten Denkens, als dieser ganze gelehrte Bombast.

Also der große Gelehrte war tot, und zwischen seinen Büchern und Manuskripten spielten die Mäuse, darunter, als eine der kecksten, auch unsere Spitzmaus. Ihr Lieblingsplatz war der Papierkorb des gelehrten Mannes. Und obgleich es sich hier nur um die Abfälle seines Geistes handelte, so hätte selbst das genügt, um ein ganzes Fuder mit Gelehrsamkeit zu füllen.

Nun geschah es, daß Fremde aus Amerika auf das leere Haus stießen mit seinem weiten Ausblick über Land und Meer. Und trotzdem diese Leute drüben ein schönes Besitztum hatten, suchten sie doch überall in der Welt nach etwas schö-

nerem. Hier nun meinten sie, dieses Schönste gefunden zu haben und kauften das Haus.

Die lustigen Zeiten für die Mäuse hatten nun ein Ende. Eine nach der anderen fiel entweder einem mächtigen Kater oder der Falle zum Opfer, und schließlich blieb nur noch unsere Spitzmaus im Papierkorb übrig, die sich klüger und vorsichtiger hielt wie alle anderen, vielleicht weil sie kleiner und flinker war als die anderen, vielleicht auch, weil der Aufenthalt im Papierkorb des gelehrten Mannes ihren Witz gehoben hatte. Doch scheint mir selber das nicht sehr wahrscheinlich zu sein; denn wenn der Tote an Gelehrsamkeit auch unermeßlich hoch gestanden hatte, so hatte er doch ebenso unermeßlich niedrig an Witz und Findigkeit gestanden.

So führte unsere Spitzmaus ein Leben in Aengsten; denn trotz allergrößter Vorsicht und Bescheidenheit konnten ihre Spuren doch nicht ganz verborgen bleiben. Und eines Tages geschah es denn auch, daß der Hunger sie doch in die Falle trieb. O, wie ihr der Speck jetzt zuwider war, nachdem die Tür klappend sich hinter ihr geschlossen hatte! Die lange Nacht saß sie neben dem Verführer, ohne ihn auch nur anzurühren. O, wäre sie doch früher, nur ein wenig früher zu dieser Einsicht gekommen! Sie wußte wohl, welches Schicksal ihrer am Morgen harrte, und traurig zusammengekauert erwartete sie ihr Schicksal.



Die Frau des Hauses war die erste, die am nächsten Morgen dieses Zimmer betrat. Als sie die kleine Gefangene sah, tat sie einen vergnügten Schrei: „Endlich haben wir dich! Was für ein niedliches Tierchen! Und wie winzig klein!" Sie bückte sich hinunter, aber trotz der gütigen Worte war nichts von Güte in ihr. Sie sah nicht die flehenden Augen des Tieres, die sie anschauten, als ob sie sagen wollten: „Was habe ich dir getan? Habe ich etwas anderes getan als was du auch tust: mir meinen Lebensunterhalt suchen?" Aber so sind die Menschen, solange sie nicht gedacht haben. Daß alle Wesen das gleiche Recht auf Dasein haben, dieser Gedanke kommt ihnen in ihrem Dünkel nicht in den Sinn.

Während sie noch gebückt dastand, kam auch ihr Mann in das Zimmer. „Hier ist sie!" meinte die Frau; „sollen wir sie Lu geben?" (So hieß der Kater.)

„Der hat in letzter Zeit so viele Mäuse gefressen; es könnte ihm zu viel werden."

So wurde denn unsere arme Spitzmaus ersäuft und faßte, gemäß des Kamma's, in menschlichem Mutterschoß, wurde als Mädchen wiedergeboren.

Hier war sie ein gar feines und folgsames Kind; nur hatte sie eine unerklärliche Unsitte: an allem, was ihr unter die Finger kam, zu zerren und zu pflücken. Diese Unsitte wurde schon sehr früh an ihr sichtbar, und ihre Eltern fingen bald an, sie deswegen zu strafen. Aber alle Strafen waren

vergeblich, so daß die Eltern schließlich ihre Hoffnung auf die Zeit setzten, um so mehr, als sie durch genaue Nachforschungen herausgebracht hatten, daß bei keinem Glied der Familie, weder in väterlicher noch mütterlicher Linie, je solche Unart geherrscht hatte.

Die Jahre vergingen. Das Mädchen wurde Jungfrau, aber ihre Unsitte war sie nicht imstande, abzulegen, trotzdem sie selber darunter litt. Eines Tages nun schütteten die Eltern ihr Herz einem alten Hausfreund aus, der im Ruf stand, daß er manches über das Leben wisse, was andere Leute nicht wissen. Der sah eine Weile nachdenklich vor sich hin; dann sagte er: „Ihre Tochter muß ermahnt werden!"

„Um Gottes willen! Wie oft ist sie ermahnt, ja bestraft worden! Das macht es nicht."

„Sie muß in der richtigen Weise ermahnt werden. Lassen Sie mich allein mit ihr sprechen."

Als nun das Mädchen beschämt vor dem Alten stand, sagte der milde und eindringlich:

„Liebes Kind, ich habe Ihnen ein Geheimnis zu sagen. Es ist nicht das erste Mal, daß wir Menschen hier im Leben stehen. Das, was wir „Geburt" nennen, ist in Wahrheit Wiedergeburt aus einem früheren Dasein, und unsere Eltern sind nicht unsere Erzeuger, sondern sie liefern nur den groben Stoff zum neuen Dasein. Lernen Sie das begreifen, liebes Kind: wir stammen nicht von den Eltern, sondern von uns selber ab. Und Ihre Un-

sitte stammt aus der Form, in der Ihr voriges Dasein sich abgespielt hatte. In diesem vorigen Dasein haben Sie nicht als Mensch gelebt, sondern als ein Tier, zu dessen Lebensgewohnheiten es gehörte, alles zu benagen und zu zerpflücken. Darum, liebes Kind, lassen Sie sich warnen. Menschtum will immer wieder erworben sein. Wer sich tierischen Gewohnheiten hingibt, dem kann es gar leicht geschehen, daß er nach dem Tode in tierischer Welt wiedergeboren wird, und dann wehe dem Armen! Unendlich schwer ist es, aus dem Tierreich wieder hochzutauchen ins Menschenreich. Darum, liebes Kind, hüte dein Menschtum!"

Als das Mädchen diese Worte hörte, da durchzuckte es sie, wie wohl ein Blitzstrahl die Nacht durchzuckt, und auf der Stelle erkannte sie: Ja, so ist es! Und von Stund an war ihre Unsitte gehoben, eben weil sie begriffen hatte. So groß ist der Segen rechter Belehrung, wenn sie auf das rechte Saatfeld trifft. Darum wollen wir alle uns belehren lassen und den festen Entschluß fassen, unser Menschtum zu hüten durch ein menschenwürdiges Leben.

IV.

MAYA, DIE NONNE

Diese Geschichte beginnt einige, ich weiß nicht wie viele, Millionen Jahre vor unserer Zeitrechnung und spielt in dem Erdteil, den wir heute Amerika nennen. Damals war der Cannon des Colorado-Flusses fast einen halben Fuß flacher wie heute, aber die Kultur, die damals herrschte, war dieselbe wie heute und die Menschen mit ihrem Lieben und Hassen, mit ihrem Hoffen und Fürchten die gleichen wie heute.

Um jene Zeit nun und in jenem Erdteil lebte in einer Millionenstadt ein Mensch, von dem sich nichts sagen läßt, als daß er sich ernährte wie andere auch, und als es soweit war, sich ein Weib nahm, die er lieb hatte.

Dieses Weib war eines Tages zur Kirche gegangen. Denn auch damals glaubten die Menschen an Gott, eben weil sie damals das Leben so wenig verstanden wie heute.

Sie ging aber immer in eine bestimmte Kirche.

Als sie nun eine Zeitlang fort war, da liefen plötzlich Menschen durch die Straßen, schreiend: „Die und die Kirche ist eingestürzt, und alle darinnen sind zerquetscht.“ Es war aber gerade jene Kirche, zu der das Weib immer ging.

Wie wahnsinnig stürzte der Mann nach der Unglücksstelle. „Macht Platz!“ schrie er. „Mein Weib.“ So arbeitete er sich durch die Gaffer. Es waren schon einige verstümmelte Leichen herausgezogen worden. Er sah, sein Weib war

nicht darunter. Vielleicht war sie doch mittlerweile nach Hause gekommen. Wie ein Hund jagte er zurück. Nichts da. Wieder hin zur Kirche. Wie ein Hund winselnd die Leiche seines Herrn umgeht, so umging er jammernd, spähend, betend, fluchend den Trümmerhaufen. Von seinem Weib keine Spur. Wieder rannte er zurück in sein Haus. Hier gähnten ihn die leeren Räume an. Er war dem Wahnsinn nahe.

Als er wieder hinaustrat, sah er sein Weib gemächlich von der anderen Seite der Straße her auf sich zukommen. Er stürzte auf sie zu und in der Wut seiner Liebe schrie er sie an: „Weib, wo steckst du so lange!"

Die Frau, die von nichts wußte, zog ein beleidigtes Gesicht. „Mann," sagte sie, „mit dir ist jetzt gar nicht mehr auszukommen. Was brauchst du so grob zu werden, wenn ich mal ein Paar Minuten später komme. Hast du nicht auch deine Freunde, mit denen du die Zeit verbringst? Denkst du, das Weib ist nur Dienstmagd des Mannes!"

Damit ließ sie ihn stehen und schritt ihrem Hause zu.

Der Mann stand im Uebermaß seiner Gefühle da wie einer, der von allen Seiten gleichzeitig durch stürzende Wassermassen überflutet wird; der schreien will, aber nicht den Mund öffnen kann. Die in ihm tosenden Gefühle brachen sich aneinander, und schließlich blieb nichts als die

Windstille dieses einen Gedankens: „Eine Qual ist diese Liebe. Besser ist's, allein gehen."

Als seine Zeit erfüllt war, starb dieser Mensch und wurde entsprechend seinem Wirken wiedergeboren. Denn so lange Unwissenheit ist, so lange ist Weiterwandern. Wo aber gedacht wird: Ich habe Eltern und Geschwister, Weib und Kind und vor allem: Ich habe ein „Ich", ein Seelebegabtes, da ist Unwissenheit. Erst wenn einer erkennt: „Es ist alles wesenlos, ein leeres Brennen" und darüber staunt und sich entsetzt und nachzudenken beginnt, erst dann hört das Wandern auf wie das Spinnrad aufhört sich zu drehen, wenn die Spinnerin in ein Sinnen verfällt.

Dieser Mensch wurde in unserem Kappa zur Zeit des Buddha Kassapa, der als letzter vor dem Buddha Gotama aus dem Hause der Sakya, das Rad des Gesetzes drehte, in Indien wiedergeboren. Er hieß Sunda und wohnte in einer Stadt, die da lag, wo heute Kalkutta liegt. Auch er hatte ein Weib, die er über alles liebte und an die er sich klammerte, als ob sie ihm für ewig gegeben wäre.

Da er ein vornehmer Mann war und aus einer Familie, die ihren Stammbaum weit in die Jahrhunderte zurückführte, auch viel Geld und Gut sein eigen nannte, so ließ er seine Frau mit der peinlichsten Sorgfalt umgeben. Immer wenn sie schlief, stand eine Dienerin mit einem Pfauenwedel neben ihr, und alle Tage wusch sie ihre Glieder in Rosenwasser.

Dieses Weib vertraute ihm eines Tages an, daß sie Aussicht hätte, ihm ein Kind zu schenken, und von Stund an hätte Sunda nicht mehr mit den Seeligkeiten der Brahma-Welt getauscht.

Da geschah es, daß ein großes Sterben in jene Gegend kam. Wir sagen heute: „Die Cholera herrscht.“ Jene Leute damals aber sagten: „Göttin Kali spielt.“ Tatsächlich hatte man sie auch drüben, auf der anderen Seite des Ganges tanzen sehen, allein, bei Sonnenuntergang, ihr Halsband von Totenköpfen auf- und abhüpfend im Tanz.

Auch in dem Ort, in welchem der reiche Sunda wohnte, begann Göttin Kali ihr Tändeln. Zuerst nahm sie sich der Armen an, der in Not und Elend Lebenden und befreite sie von der Last dieses Leibes. Erst spät, gleichsam widerwillig, machte sie sich an die Reichen. Denn das muß man wissen: Götter sind nichts als ausgleichende Gerechtigkeit.

Zu Sundas Weib trat sie gerade, als diese in Kindesnöten lag. Und so sehr drängte Kali hier, daß jener nicht einmal Zeit blieb, das Wesen, das sie neun Monate bei sich getragen hatte, von sich zu geben.

Im Augenblick des Sterbens sah sie ihren Mann an. Dem war bei diesem Blick, als ob er sich mit seiner eigenen Faust das Herz aus der Brust reißen müßte. Die Leute sagten: „Er wird es nicht überstehen. Er wird den Verstand verlieren.“ Aber weil seit vielen Tausenden von Jahren das

Buddha-Wort unbewußt in ihm wirkte, darum verlor er den Verstand nicht, sondern aus seinem zerfleischten Herzen stieg, wie die Flamme aus dem Speisopfer, der Gedanke hoch: „Eine Qual ist diese Liebe, besser ist's, allein gehen."

Als nun all sein Glück, die Schale wie der Kern, auf dem Scheiterhaufen zu Asche geworden war, und er in sein leeres Haus zurückkehrte und all die toten Kostbarkeiten dort sah, da dachte er: „Was soll mir das alles. Es verläßt mich ja doch. Besser ist's, daß ich es lasse, freiwillig. Ich will all mein Gut den Armen geben und nur behalten, so viel nottut, um mein Leben zu fristen." Und so tat er und begann von Stund an jenes Leben der Nachdenklichkeit, das von Augenblick zu Augenblick seine Wonne aus sich selber heraus gebiert und keiner äußeren Wonne bedarf.

Eines Nachts nun, als er auf seinem niedrigen Bambuslager schlief, war ihm, als ob ihn jemand bei der Schulter rührte und ihm sagte: „Geh an den und den Ort." Er erwachte von der Berührung. „Mein totes Weib", dachte er. Es war aber nichts. Er erinnerte sich genau des Ortes, der ihm genannt war. Er kannte ihn nämlich. Es war die Stelle, an der über ein kleines Rinnsal ein Stück Cocus-Stamm gelegt war, etwa eine halbe Stunde Wegs von seiner Hütte entfernt.

Dann dachte er: „Mag es mein totes Weib gewesen sein, die mich bei der Schulter gerührt hat

oder mag es etwas anderes gewesen sein, auf jeden Fall ziemt sich, gehorsam zu sein."

So wanderte er mit Morgengrauen dem Orte zu, der ihm im Traume war bezeichnet worden.

Als er ankam, sah er mit Verwunderung, daß das Stück Cocus-Stamm, das seit Jahr und Tag hier lag, verschwunden war. „Was soll das nur", dachte er und blieb sinnend stehen und sann und sann und fiel in ein immer tieferes Sinnen. So sann er Stunde auf Stunde, eben durch sein Sinnen in einer Art Gleichgewicht gehalten, so daß er im Stehen die Schwere des Körpers nicht fühlte. „So will ich doch gehen", dachte er, aber wieder fiel er zurück in das Gleichgewicht seines Sinnens.

Endlich kam ein Mensch des Weges, der hieß Upasunda und war ein Bekannter Sundas, im übrigen ein gemeiner Mensch, der Wucher trieb und sich mit dem Schweiß anderer mästete. Als er den Sinner so dastehen sah, blieb er in einiger Entfernung stehen und betrachtete ihn. Da jener ihn aber gar nicht zu bemerken schien, so begann er endlich:

„Was stehst du denn da, Freund Sunda, auf einem Fleck und sinnst?"

Da hob Sunda den Kopf und sah sich um und begann zu erzählen, weshalb er hier stehe.

Upasunda spitzte die Ohren. Zu jenen Zeiten nämlich waren die Menschen ebenso eifrig auf der Suche nach dem Höheren, wie wir heute auf der Suche nach gemeinem Geld und Gut. So dachte

er: „Sollte dieser vielleicht besondere Anweisungen bekommen haben? Es dürfte gut sein, mit ihm zu gehen.“

Indem hörte man in der Ferne Sadhu-Rufe.

„Was ist denn das?“ fragte Sunda ahnungsvoll.

„Weißt du nicht“, antwortete Upasunda, „daß der Buddha Kassapa in unsere Gegenden gekommen ist und ihm alles zuruft: „Wahrlich, das ist der Erhabene, der Verehrungswürdige, der Voll-Erwachte, der in Wissen und Wandel Vollkommene, der unvergleichliche Leiter der Menschenherde, der Lehrer der Götter und Menschen?“

Nun hatte Sunda noch nie des Buddha Lehre gehört, aber bei diesen Worten war ihm, als ob ein Licht ihn ganz erfülle. Er fühlte plötzlich ein Verlangen, eine Andacht, wie er es noch nie gefühlt. Er wußte auch: „Diesen Weg wird der Erhabene nehmen und ich bin hierher gesandt, damit er trockenen Fußes dieses Rinnsal passieren kann.“

Das sagte er dem anderen. Wie aber jetzt noch in der Eile einen Palmbaum fällen und darüberlegen?

Beide sahen sich an. Plötzlich rief Sunda jubelnd: „Meinen eigenen Leib geb' ich dem Erhabenen als Brücke.“

Der andere merkte, daß Sunda im Begriff stand, eine Tat von höchster Verdienstlichkeit zu verrichten. Der Neid überkam ihn. Er hätte gern

selber diese Tat verrichtet, die für unzählige Wiedergeburten Lohn versprach. So begann er:

„Freund Sunda, wer hat dir gesagt, daß der Erhabene diesen Weg wandelt? — Ich! Ich bin ein Anhänger des Erhabenen seit langer Zeit. Mir geziemt es, diese Tat zu verrichten. Laß dir nicht einfallen", fügte er drohend hinzu, „mir dieses Verdienst streitig zu machen."

So gerieten die beiden in einen Wortstreit, aus einem Wortstreit in einen Tatstreit und während sie miteinander rauften und sich mit Fäusten schlugen, zog der Buddha Kassapa mit seinem Gefolge vorbei und überschritt das Rinnsal trockenen Fußes.

Im Vorbeischreiten aber warf er das Buddha-Auge auf die beiden Raufer und sprach zu seinen Mönchen: „Diese beiden verblendeten Menschen werden dereinst, nach langen Zeiten, sich wiederbegegnen, der eine als Weib, der andere als ihr Liebhaber und auch da werden sie einander viel böses antun."

Und so geschah es. Sunda wurde nach langen, trüben Wanderungen im Samsara als des Wagiswera Tochter wiedergeboren, Upasunda aber als der Birman Uthamao, deren beider Geschichte wir nunmehr berichten wollen.

Wenn der Reisende heute zum Kalawewa, dem größten der Seen Ceylons kommt, so findet er nicht viel mehr als eine gewaltige Wassermasse in einer Einöde, im Hintergrunde umrahmt von einem Kranz violetter Berge, um deren kühne Gipfel der Morgen-Wind weiße Wolkenfetzen jagt. Der See selber liegt leblos, nur ab und zu sieht man einen wachsamen Königsfischer auf einem Baumstumpf sitzen oder einen schlankhalsigen Reiher durch das Wasser gleiten. Steigt die Sonne höher, so nimmt die träge Oberfläche eine weißliche, das Auge blendende Färbung an und kann wohl im Verein mit den aus dem Wasser hervorragenden, abgestorbenen Baumriesen das Bild einer nordischen Schneelandschaft vortäuschen.

Trotz seiner 40 englischen Meilen im Umkreis ist der Kalawewa, wie alle anderen Seen Ceylons, künstlich, durch Aufstauen von Flüssen hergestellt. Denn nicht gleichmäßig wie bei uns spendet in diesen Ländern der Himmel seine Schätze, sondern jetzt sendet er eine Sündflut auf die Erde, und danach läßt er monatelang dursten. Um nun den Reisfeldern zu jeder Zeit das nötige Wasser zuführen zu können, schufen die Könige hunderte jener Seen. Anlage von Seen war die spezifische Königsarbeit, eine Tätigkeit, welche höchsten Lohn in diesem, wie im nächsten Leben versprach.

Der König, welcher diesen See schuf, hieß Dhatu-Sena. Er gehörte jener Sonnendynastie an, welche seit vielen Jahrhunderten über Ceylon herrschte, und war gleich groß als Kriegs-, wie als Glaubensheld. So hatte er auch diesen Kalawewa für die Mönchschaft, den Orden des Buddha, geschaffen, und damit eins der ungeheuersten Werke menschlicher Arbeitskraft ins Leben gerufen. Aus riesigen Steinquadern gebaut, mehr einem Gebirge, als einem Menschenwerk gleichend, zieht sich der das Wasser aufstauende Damm 12 engl. Meilen weit, und ist heute mit mächtigen, alten Laubbäumen bestanden, in deren dunklem Schatten der müde Wanderer gern Rast macht.

Jetzt stehen am Fuß des Riesendammes nur vereinzelte Hütten, ähnlich den Schwalbennestern am Kirchturme; ganz anders aber sah es hier aus zu den Zeiten, in welchen diese Geschichte spielt, also etwa um das Jahr 500 unserer Zeitrechnung. Wo heute Djungel ist, da dehnte sich damals endlos das saftige Grün der Reisfelder. Wo heute das Schweigen des Waldes herrscht, da standen damals schmucke Dörfer, und in jedem ein stattlicher Vihara. Jeder Vihara aber war voll von jenen kahlgeschorenen, gelbgekleideten Mönchen, die alle von den übermäßigen Schenkungen der Könige oder der Mildherzigkeit der Bevölkerung lebten. Aber so lange das Volk gut war und die Mönche das Wort des Buddha dem Geiste nach befolgten, war das keine Plage für das Land, ja

die ganze Welt zog Vorteil aus dem Schatz der guten Werke, die durch Meditation und Entsagen in den Klöstern angehäuft wurden. Daher suchten die Könige sich in Schenkungen an die Mönchschaft zu überbieten; denn da unter ihnen Mord und Totschlag an der Tagesordnung war, so hatten sie selber das meiste Interesse daran, daß an anderen Orten ein Mehr guter Werke geschaffen wurde, welches, wenn möglich, ihr eigenes Conto günstig beeinflussen könnte.

Das größte der Klöster hier im Umkreis war der Aukuna-Vihara mit jenem riesigen, über 40 Fuß hohen, aus einem Stein gehauenen Buddha-Bild, welches heute noch den Reisenden mit Staunen und Ehrfurcht erfüllt.

In einem der in der Nähe gelegenen Dörfer wohnte seit wohl 30 Jahren ein Mann namens Wagiswera. Ursprünglich Mönch und eine Leuchte seines Klosters, war er in die Fesseln der Liebe gefallen. Kurz entschlossen hatte er den Orden verlassen, wie es jedem buddhistischen Mönch jederzeit freisteht, hatte das Mädchen seiner Wahl geheiratet und Kinder mit ihr gezeugt. Freilich war die Reue bald nachgekommen. Die Frau war krank und eifersüchtig, und manchmal in stiller Stunde, wenn die Vögel hoch im Aether zogen, mochte unser Wagiswera wohl an das Wort des Buddha denken: „Mit Fesseln gebunden ist das Leben im Hause, voll Unreinheit: wie der freie Himmelsraum ist das Leben des Asketen."

Wie still und friedlich war das Leben im Kloster von Mihintale verlaufen, wie nachdenklich, erhaben über Freude wie Schmerz; und wie war er jetzt, seit die Liebe ihn wie ein Wirbelwind ergriffen hatte, aus einer Not in die andere geraten, aus kurzer Lust in langes Leid!

Wohl hatte er schon fast als Knabe gewußt, was der Erhabene über die Frauen gelehrt hatte: „Wie sollen wir uns den Frauen gegenüber benehmen, o Herr?“ hatte Ananda den Erhabenen gefragt. „Sieh sie nicht, Ananda!“ „Aber wenn wir sie doch sehen?“ „So sprich nicht mit ihnen!“ „Aber wenn sie zu uns sprechen?“ „So halte dich weit wach, Ananda!“

O ja, wenn er, Wagiswera, weit wach geblieben wäre, so wäre das Unheil sicher nicht geschehen. Aber da war sie gekommen, jedesmal wenn er den Laien predigte und hatte mit niedergeschlagenen Augen dagesessen, ganz in Aufmerksamkeit versunken. Dann später hatte sie gesagt: „Ehrwürdiger Herr, erklärt mir dieses, aus der Lehre des Erhabenen, oder jenes.“ Und wenn er dann vom Leiden der Welt sprach und von der Vergänglichkeit alles Entstandenen, so hatte sie ihn so eigen, so aus der Tiefe angesehen, hatte tief geseufzt und leise gesagt: „O, wie ich das verstehe!“ Dann war sie plötzlich weggeblieben, und der Mönch war unruhig geworden und fast verdrießlich, bis eines Tages der Vater kam und sagte: „Herr, meine Tochter ist krank, schwer krank, und bittet

um euren Zuspruch. Um des Erhabenen Willen, versagt ihr nicht die Bitte.“ Und um des Erhabenen Willen, wie er damals meinte, war er hingegangen. Wenn er hieran dachte, so verfinsterte sich sein Gesicht. Nicht um des Erhabenen willen, sondern um seiner Sinnlichkeit willen war er hingegangen. Ja, schon vorher, als er mit ihr über die edlen Wahrheiten gesprochen, hatte er Komödie gespielt mit dem heiligen Wort des Buddha. War es nicht genug, daß er, als Mönch, vom Pfade zum Nibbana abgewichen war, mußte er auch noch das heiligste auf der Welt den Kuppler spielen lassen! O weh der Schande!

Jetzt war sein höchster Wunsch, einen Knaben zu bekommen, der gewissermaßen seine unterbrochene Laufbahn fortsetzen sollte. Aber es war, als ob aus dem Schoß dieser Frau nur Mädchen hervorgehen konnten. Vier nacheinander kamen, dann trat eine lange Pause ein; dann, schon fast jenseits des möglichen Alters wurde die Frau noch einmal schwanger. Wagiswera geriet in die höchste innere Erregung. Er erwartete etwas Besonderes; er konnte nicht anders, als etwas Besonderes erwarten. Sicherlich, diesmal würde ihm ein Knabe geschenkt werden. Ja, er ging so weit, daß er etwas gegen seine Ueberzeugung tat. Er wußte, viel besser als alle diese Dörfler rings um ihn, daß der Buddha in Nibbana eingegangen war, unerreichbar allem Flehen, allem Beten; er wußte, daß alles, was uns trifft,

nur Folge unserer Taten, unser Kamma ist; daß dieses Kamma unabänderlich ist, selbst für einen Buddha. Aber trotzdem ging er hin und kniete nieder vor jenem gewaltigen Steinbild, welches die Rechte wie zum Predigen erhoben, das volle Auge weit aufgeschlagen, in erhabener Ruhe vor ihm stand: „O du Lotus-Thronender", betete er dann, „der du im Lumbini-Hain zur Freude deiner Eltern geboren wurdest, erhöre mich! Meine Bitte kennst du; sie ist ja so unendlich klein, so schadlos für die Welt! O Erhabener, erhöre mich!" Dann stellte er still seine Opfergabe auf den Sockel des Steinbildes.

Man darf nicht denken, daß dieses Denkmal damals so öde aussah, wie heute. Nie versiegte der Strom von Anbetenden, und nie wurde der Sockel leer von Blumen, Kerzen und sonstigen Opfergaben. Hoch um die Füße des Erhabenen staute sich manchmal diese Blumenfülle, wie die flutende Welle um den Fels im Meer. Weithin berühmt war der Buddha von Aukuna, ja es gab Leute, die ihn über die Heiligtümer Anuradhapuras stellten.

Bei unserem Wagiswera freilich fruchtete nichts. Die Zeit kam, und seine Frau gab abermals einem Mädchen das Leben. Als die Verwandten fragten, wie das Kind heißen solle, da antwortete er wie im Grimme: „Weil mich denn alles getäuscht hat, so soll das Mädchen Maya heißen." Unter Maya verstehen aber die Inder

diese große Welttäuschung, die da Wahrheit und Ständigkeit vorgaukelt, wo nur Schein und Schaum ist.

Auch in Indien sind die Wickelkinder wenig untereinander und von den unsrigen verschieden, nur daß sie nicht gewickelt werden. So dauerte es auch bei der kleinen Maya eine geraume Zeit, ehe etwas Besonderes, Unterscheidendes von ihr gesagt werden konnte, und das ging nicht einmal von ihr aus.

Sie war mittlerweile 3 Jahre alt geworden und lag eines Tages zur Mittagszeit schlafend auf dem Bänkchen vor der Hütte. Da kam ein Stier und beleckte ihr das Gesicht und das ganze nackte Oberkörperchen. Die Kleine, im Schreck auffahrend, stürzte schreiend auf die Erde. Anfänglich merkte man nicht, daß sie Schaden genommen, später aber sah man, daß sie hinkte, und hinkend blieb sie ihr Leben lang.

Ihr Vater aber dachte: „Weh! wie verfolgt mich das Unglück! Ist es nicht genug, daß ich fünf Mädchen habe, muß auch noch eine davon hinken!" Wenn er gerade grämlicher Laune war, so verglich er seine Nachkommenschaft auch wohl mit einem Menschen, der es nur bis auf fünf Sinne gebracht habe, und dem gerade der sechste, das Denken, fehle! Dieses Mana war für ihn der fehlende männliche Sproß.

Später aber änderte sich allmählich seine Ansicht bezüglich jenes Ereignisses. Er sagte sich:

„Hat jemand schon gehört, daß ein Kind von einem Stier beleckt worden ist, und noch dazu ein Mädchen? Darum, wer weiß!"

Diese Sinnesänderung hatte indes ihre Gründe. Wagiswera erwarb sich seinen Unterhalt dadurch, daß er die Kinder der Dörfler in den Elementarwissenschaften unterrichtete, kurz und gut, er war Schulmeister. Daneben aber kamen die jungen Mönche der umliegenden Klöster zu ihm, um sich von ihm in den Kanon, das Tipitaka, einweihen zu lassen; denn der Schulmeister war gelehrter als die alten Mönche in den Klöstern. Diese Arbeit, so zeitraubend und ermüdend sie war, wurde unentgeltlich verrichtet. Damals, wie heute, galt es als eine Schande, für religiösen Unterricht Geld zu nehmen.

Da kamen denn diese Schüler alle Nachmittage, ihre Palmblattbücher in einer Art Schnupftuch unter dem Arm tragend. Schweigend traten sie ein und kauerten auf einer Seite des Zimmers nieder, während Wagiswera auf der anderen Seite, auf einem aus Cocos-Bindfaden geflochtenen Ruhebett in denkbar bequemster Stellung ihnen gegenüber saß resp. lag. Dann las er Satz für Satz in Pali, der heiligen Sprache vor, gab die singhalesische Uebersetzung in jener näselnd-singenden Weise, wie sie heute ebenso in Indien üblich ist, und Wort für Wort wiederholten die Schüler. Alles verlief ohne Lob und ohne Tadel; weder Lehrer

noch Schüler wußten, ob Fortschritte gemacht wurden, aber das ist indische Sitte.

Nun fing die kleine Maya, schon als sie kaum fünf Jahre alt war, diesen Unterricht zu besuchen an. Neben ihren Vater gekauert, hörte sie aufmerksam und nachdenklich zu, und es war wunderbar, mit welcher Ausdauer sie Jahr für Jahr diese Rezitationen der heiligen Schriften verfolgte.

Ihr Vater wußte nicht recht, was er daraus machen sollte und ließ sie gewähren. Es war damals aber in Indien nicht Sitte, daß auch die Mädchen Unterricht empfingen. Daher wunderten sich die Nachbarn und sprachen: „Wie erzieht Wagiswera seine Tochter! Anstatt der Mutter im Haus zu helfen, sitzt sie und hört den Dhamma."

Da sprach das Kind eines Tages unvermittelt zu seinem Vater: „Ich möchte auch ein Buddha werden." Der Vater aber antwortete lächelnd: „Wie kannst du ein Buddha werden! Du bist ja nur ein Mädchen." Betroffen schaute das Kind ihn an, und der fuhr belehrend fort: „Der Buddha, mein Kind, geht nur aus männlichem Geschlecht hervor und nur aus dem Schoß einer Brahmanen- oder Kriegerfamilie. Tu' gute Werke, damit du in günstigerer Lage wiedergeboren werdest."

„Was heißt das Vater: Tu' gute Werke?" „Almosengeben, Mitleid haben mit allem Lebenden, und", fügte er sinnend und mehr zu sich sprechend hinzu, „Nachdenken über das Elend und die Vergänglichkeit der Welt."

Nun war es früher wohl mal vorgekommen, daß Wagisweras Frau, wenn am Vormittag der Bettelmönch aus dem nahen Kloster kam, um von Haus zu Haus seine Mahlzeit zu erbetteln, gesagt hatte: „Herr seid so gut, Euch zum nächsten Hause zu bemühen“; denn Schmalhans war oftmals Küchenmeister bei Wagiswera. Jetzt aber begann das Kind die Sache in die Hand zu nehmen. Stets war sie da, wenn der fromme Bettler kam; eigenhändig schüttete sie den Reis in die Almosenschale und tat den Kurry dazu; und nie mehr hörte man in Wagisweras Hause die Redensart: „Herr, seid so gut, Euch zur nächsten Hütte zu bemühen.“

Vater und Mutter gaben stillschweigend ihre Zustimmung zu diesem Tun; denn keiner von beiden wagte, ein so verdienstliches Werk zu untersagen.

Es ist Sitte in den buddhistischen Ländern, daß der Bhikkhu schweigend vor die Tür des betreffenden Hauses tritt, niedergeschlagenen Auges wartet, und schweigend weiter geht, wenn er eine Gabe erhalten hat. Zu Wagisweras Haus kam stets der gleiche Mönch, ein würdiger, graubärtiger Mann, von dem seine Mitmönche erzählten, daß er einst einen Palast bewohnt und mit dem König an einer Tafel gespeist habe. Da habe ihn, schon jenseits der Blüte der Jahre, ein Ekel an diesem Leben der Uebersättigung ergriffen. Wie die Schlange die glitzernde Haut abstreift, habe er eines Tages allen Tand von sich geworfen

und den Frieden des Klosters aufgesucht. Jetzt ging er barfuß und barhäuptig, gleich dem Geringsten, aber auf seinem Antlitz thronte jene ruhige Erhabenheit, die keine Königskrone verleihen kann.

Als dieser Mönch nun Tag für Tag die jungen Hände sah, die seine Schale überreichlich füllten, da sprach er einstmals: „Heil dir, du Geberin," und ging dann schweigend weiter. Fast erschrocken blickte ihm das Mädchen nach, aber das Sadhu des Mönches tönte ihr noch lange wie Glockenklang in den Ohren.

So war Maya vierzehn Jahre alt geworden und gar stattlich anzusehen, trotz ihres Gebrechens. An Größe überragte sie die meisten ihrer Altersgenossinnen, und während sonst die jungen Singhalesinnen sanft und unbedeutend aussehen, hatte ihr Gesicht etwas Festes, fast trotzig Männliches. Auch war sie an Farbe dunkler als ihre Stammesgenossinnen, so daß mancher Fremde, wenn sie blitzenden Auges dastand, sprach: „Seht das Malabaren-Mädchen." Dafür wußte ihm Maya freilich wenig Dank; denn die Malabaren sind Shiwa-Anbeter und Verächter des Buddha-Wortes.

Je mehr sie heranwuchs, desto nachdenklicher wurde sie. Stundenlang saß sie auf jenem Fels hinter dem Aukuna-Vihara, von dem aus sich solche weite Fernsicht ins flache Land eröffnet, weithin bis nach Mihintale, bis nach Dambul und Sigiri. Oder sie saß am Seeufer, wenn die Sonne

unterging und die Farben auf dem Wasser und am Himmel entstanden und vergingen wie ein Traum, oder wenn der Monsun die Wellen weiß-schäumig ans Ufer warf und in ihren schwarzen Haaren wehte.

Einstmals fragte sie ihren Vater: „Warum lehrt doch der Buddha, daß alles Leben Leiden ist?“

„Weil es vergänglich, hinfällig, dauerlos ist, gleich dem Strudel im Strom, gleich der Schaumblase auf dem Wasser; weil es ohne wesenhaften Kern ist gleich dem Pisang-Stamm. Und glaubst du, Liebe, daß ein solches Ding etwas Gutes sein kann?“

„Sicherlich nicht, Vater!“

„Und darum lehrt der Erhabene, daß alles Leben Leiden ist.“

„Wo aber ist Freiheit von diesem Leiden?“

„Nibbana, Kind, Nibbana! Das ist der stille Friedensort, frei von Lust, frei von Leid. Wer Nibbana erreicht, der ist geborgen. Aber der Weg ist weit und schwer.“

„Und wer Nibbana nicht erreicht, Vater?“

„Der kreist weiter im Samsara. Immer wieder geboren, immer wieder sterbend, vergießt er auf seiner endlosen Wanderung mehr Tränen, als die vier Weltmeere Wasser fassen.“

Das Mädchen lauschte in atemloser Spannung. Trotzdem ihrem Gefühl nach Leben noch kein Leiden war, so hatte doch das von ihrem Vater

entworfene Bild etwas Grausiges für sie, und jene kalten, nebelhaften Schauer des Kreislaufes, die Millionen von Büßern in die Askese getrieben hatten, legten sich beklemmend auf ihr junges Herz.

„Und wer Nibbana erreicht, Vater, der wird nicht wieder geboren?"

„Nie mehr, mein Kind! Wie ein Palmbaum, abgehauen, nie mehr keimt, so kann einer, der Nibbana erreicht hat, nie mehr auftauchen im Strudel der Wiedergeburten."

„Wie kommt man zu Nibbana, Vater?"

„Nicht zu Fuß, nicht zu Wagen, Kind. Wer sich frei macht von aller Lust, von allem Verlangen, an wem die Dinge dieser Welt so wenig haften, wie der Wassertropfen am Lotus-Blatt, wie das Sesamkorn an der Spitze der Nadel, der verwirklicht Nibbana. Er erlebt es im Freisein von aller Lust, von allem Haß, von allem Wahn."

Hinfort stand es bei ihr fest: Nibbana muß erreicht werden. Der Erhabene hatte gelehrt: „Es ist nicht möglich, daß man, im Hause lebend, ein ganz und gar reines Asketenleben führen kann." So begann sie sich aus ihrer Häuslichkeit hinauszusehnen. Wie die Schwäne den Sumpf verlassen, so wollte auch sie das Haus ihrer Eltern verlassen und sich in den Orden des Erhabenen betten. Ja, sie begann zu zweifeln, ob die Liebe zu ihren Anverwandten nicht ein Hindernis auf ihrem Weg sein könnte. Ihr erschien es erhabener, herauszu-

treten, „der Liebe Fesseln wie ein befreiter Elefant abschüttelnd."

Als sie sechzehn Jahr geworden war, trat sie eines Tages vor ihre Eltern und sprach: „Erlaubt, daß ich in den Orden des Buddha trete."

Die Mutter aber sprach: „Mein Kind, ich bin jetzt alt und schwach. Deine Schwestern haben Männer und sind fern. Du bist die einzige. Warte noch etwas."

Der Vater sagte erst nichts, dann meinte er: „Du hast das Alter noch nicht." Schweigend verließ Maya die Hütte. „So muß ich warten, bis meine Mutter tot ist", dachte sie draußen. Sie erschrak etwas, aber immer kam der Gedanke wieder: „Wenn meine Mutter tot ist, geh ich ins Kloster." So zog die Schuld sich in ihr zusammen, keimte, strebte der Frucht entgegen.

Wagisweras Nachbar hatte einen Sohn, ein junger Mensch, wie alle anderen im Dorf, aber mit jenem sinnenden Auge, das über die Dinge dieser Welt weggleitend, aufs Unendliche eingestellt ist. Dieser junge Mensch hieß Okubanda und hatte heimlich eine starke Liebe zu des Schulmeisters Tochter gefaßt. Als er nun in das Alter gekommen war, und sein Vater zu ihm sprach: „Mein Sohn, es ist Zeit für dich, ein Weib zu nehmen," da faßte er sich ein Herz und sprach: „Vater, bitte für mich um des Wagiswera Tochter."

Der Alte kam und trug dem Schulmeister seines Sohnes Antrag vor. Wagiswera sprach:

„Freund, es ist in meinem Haus nicht Sitte, die Töchter zu verhandeln. Ich will sie befragen." Maya aber antwortete ihm lebhaft: „Vater, was soll ich mit einem Ehgemahl? Hat der Erhabene nicht gelehrt: ‚Zwei goldene Armbänder, wenn auch noch so glatt geschliffen, scheuern doch eines am andern; daher laßt uns allein wandern gleich dem Rhinozeros.' Hat der Erhabene nicht ferner gesagt: ‚Zweierlei Freuden gibt es, ihr Jünger: die Freude des Familienlebens und die Freude des heimatlosen Lebens. Die erhabenere dieser zwei Freuden ist die Freude des heimatlosen Lebens.' Meint Ihr nicht, daß es das Beste ist, dem Buddha zu folgen?"

Da schlug dem Vater das Herz höher vor Stolz auf seine Tochter, und die Mutter wurde traurig; denn der stille Jüngling war ihr wert. Die Dörfler aber sprachen: „Des Wagiswera Tochter will die Jhanas erreichen," und blickten fortan mit einer Art Scheu auf sie.

Mayas Mutter aber sann im Stillen; denn nachdem sie alt geworden und alle Leidenschaften entflohen waren, war sie eine verständige Frau geworden, die tief über das Leben nachdachte. „Meine Tochter, sprach sie zu sich, geht einen steilen Weg. Aber das Leben in der Welt ist traurig und voll Mühsal; weshalb soll nicht schon die Jugend jene große Ruhe kosten, deren sich so erst das müde Alter erfreut. Es war nicht recht von mir, daß ich meiner Tochter den Eintritt in den Orden versagt habe." So kämpfte sie mit sich

selbst und ging oft zum Buddha von Aukuna, um anzubeten.

Eines Tages erkrankte sie mit Fieber. Schon am nächsten Tag war sie bettlägerig, und von Tag zu Tag nahm die Krankheit zu und die Kräfte ab. Als sie selber merkte, daß es zu Ende ging, ließ sie die verheirateten Töchter rufen, und es gab viel Jammern und Wehklagen im Haus. Maya allein hantierte still und tat alles, was sie der Mutter an den Augen absehen konnte. Als sie einst allein bei der Kranken weilte, da schlang diese den zitternden Arm um den Hals der Tochter und sprach mit letzter Kraft: „Du meine beste Tochter, lebe glücklich!" Dem Mädchen aber war, als ob ihr jemand mit scharfem Dolch ins Herz stieße. Mit beiden Händen die schmale Hand der Mutter umfassend, lag sie lange lautlos neben dem Bett. Bei sich aber dachte sie: „Meine Mutter, auf deren Tod ich gewartet habe, stirbt jetzt. Weh' mir, wenn ich nun nicht dem ernsthaft nachstrebe, was ich gelobt habe! Aber in dieser Stunde gelobe ich es: Nicht eher will ich nachlassen im Streben bis das Ziel erreicht ist."

In derselben Nacht noch verschied die Kranke. Wagiswera, der Lehre des Buddha kundig, blieb gefaßt. Hatte der Erhabene nicht tausendmal gepredigt, daß allem, was entstanden ist, die Eigenschaft der Vergänglichkeit anhaftet! Hatte er nicht das Leben einer reifen Frucht am Baum verglichen, von der man jederzeit das Herabfallen erwarten

könne! Ja, hatte er nicht geradezu gesagt: „Frieden kommt nicht in das Herz dessen, der weint und klagt. Beweinen ist nutzlos."

Auch Maya schien aus der gleichen Quelle Trost zu schöpfen und blieb gefaßt. So lebten sie eine Weile still neben einander, bis die Tochter abermals mit der Bitte vor ihren Vater trat, in den Orden des Buddha eintreten zu dürfen.

Diesmal sprach der Vater: „Sadhu, meine Tochter!"

Die berühmtesten Klöster waren zu jener Zeit in der Hauptstadt Anuradhapura und in Mihintale. Letzteres war damals, ehe noch der Tempel des heiligen Zahnes in Kandy existierte, der heiligste Ort in Ceylon. Hier hatte sich Mahinda, König Asoka's Sohn, als er von Indien herüber kam, um den Buddhismus zu predigen, zuerst niedergelassen, und hier hatte er in einer Felsenhöhle, die noch heutigen Tages den Besucher mit Andacht erfüllt, viele Jahre seines stillen, aber wirksamen Lebens verbracht, in jener wunschlosen Ruhe, wie sie die Lehre des Buddha in dem wahrhaft Verstehenden stets hervorbringt. Auch ging das Gerede, daß die Zucht in Mihintale straffer wäre, als in Anuradhapura mit seinen vielen Königsfesten. Beide Orte liegen nur etwa drei Wegstunden auseinander.

In Mihintale hatte Wagiswera seine Mönchsjahre zugebracht, und als nun Maya auch dorthin

verlangte, dachte er froh: „Meine Tochter wird meine unterbrochene Laufbahn fortsetzen.“

Es ist von Kalawewa näher nach Mihintale als nach der Hauptstadt, weil es aber gerade die Zeit des Wesak-Monats war, in welchem die meisten Singhalesen ihre Wallfahrten machen, und weil Wagiswera seit langer Zeit nicht die heiligen Orte besucht hatte, so beschlossen sie, zuerst nach Anuradhapura zu ziehen, dort den Tag über anzubeten und am nächsten Morgen nach Mihintale weiter zu gehen.

Eines Morgens früh, noch in der Dunkelheit, brachen sie auf und schritten rüstig ihren Weg, denn Maya war trotz ihres Leidens leichtfüßig und ausdauernd. Jeder trug sein Bündelchen mit Reis und reiner Kleidung, sowie eine Handvoll jener Blütenrispen, welche die Singhalesen puak mal nennen und die nach dem Anbeten dem Buddha-Bild zu Füßen gelegt werden. Auch etwas Geld hatte Vater Wagiswera mitgenommen; denn da war an Lebensmitteln noch dieses und jenes zu kaufen. Der Schulmeister wußte aber, daß die Leute in den großen Städten alles, sogar die Blumen, nur für Geld geben.

Vater und Tochter gingen tief in Gedanken. Sie achteten nicht darauf, wie jetzt das Morgenrot glühend am Himmel hochschoß; wie die noch versteckte Sonne ihren kurzen, aber heftigen Kampf mit der Finsternis rang, so daß ringsum die Lichtfetzen flogen; wie sie jetzt schnell heraustrat,

gleich dem Held im Drama, siegreich alles mit blendendem Licht übergießend.

Mayas Gedanken weilten nur bei einem. „Endlich, endlich kann ich die Fesseln der Häuslichkeit abwerfen. Jetzt will ich die Schwingen regen zum Fluge nach Nibbana.“ So viel Irre war in ihr infolge bösen Kammas; denn nicht mit solchen Gedanken ist Nibbana zu erreichen.

Endlich brach der Vater das Schweigen: „Unseres Nachbars Sohn Okubanda ist gestern auch nach Anuradhapura gegangen, um in den Orden einzutreten.“

„Er hat wohl daran getan“, antwortete sie gleichgültig. Und in der Tat, der Jüngling hatte wohl getan. Nach jener Absage hatte er begonnen über die Worte des Buddha nachzudenken. Da war ihm die Erkenntnis aufgegangen, daß alles Leben dauerlos ist, ein ewiges Entstehen und Vergehen, voll von Leiden. „Leiden ist mehr da“, diese Ueberzeugung stand in ihm fest und bestimmte ihn. So war allmählich die Liebe in ihm verblaßt und das Wissen gewachsen, wie der Mond verblaßt, wenn die Sonne naht. Infolge des Schatzes guter Werke, in früheren Leben angesammelt, geriet er leicht in jenen Zustand, in dem man bereit ist, loszulassen vom Leben, weil man eben erkannt hat, daß das Leben so beschaffen ist, daß man loslassen kann. Wie aber der Lotus sich nur im Weiher voll entwickeln kann, so gibt es für einen solchen nur einen Platz, an dem er

voll gedeihen und zur Reife kommen kann: die Klosterzelle. Daher war der Jüngling Mönch geworden, nicht aus Gram über verschmähte Liebe, sondern weil er mußte. Wundervoll fürwahr ist die Kraft guter Taten, ausgeführt in diesem oder im früheren Leben.

Als sie einige Stunden gewandert waren, kamen sie auf die große Straße, die von Süden her nach Anuradhapura führt. Hier war es lebendig. Reihen von Ochsenkarren zogen langsam vorwärts, und an ihnen vorbei Scharen von Wallfahrern, die ebenfalls den heiligen Orten zustrebten. Im Wesak-Monat ist nämlich halb Ceylon auf der Wanderschaft. Es herrscht ein eigenes Leben auf diesen Wallfahrten. Schon an sich ist der Singhalese höflich und rücksichtsvoll, aber dann ist er es doppelt. Es wird dann nicht einfach gesagt: Komm! Geh! usw., sondern: Habt die Güte zu usw. Da darf auch keiner ein heftiges Wort gebrauchen, ja, da darf keiner über Ermüdung oder Schmerzen klagen, sondern ruhig, freundlich, die Gedanken vorsichtig auf das eine Ziel gerichtet, muß alles vonstatten gehen. Jeder dieser Wallfahrer trägt ein größeres oder kleineres Bündel mit Nahrungsmitteln, manche Frauen auch einen Säugling. Im Geschwindschritt geht es vorwärts, bis Ermüdung eintritt; dann lagert man sich am Wegrande, wie die Heuschrecken, und nach kurzer Rast geht es wieder weiter.

Unter der Pilgerschar, der sich der Schulmeister und seine Tochter angeschlossen hatten, befand sich auch ein Mönch. Er war hochgewachsen, von hellerer Hautfarbe als die Singhalesen und breiterem Gesicht. Er ging als der einzige von allen unbelastet, nichts bei sich tragend, als die Almosenschale, entsprechend den Worten des Buddha: „Wohin er auch wandert, nur mit dem Gewande und der Almosenschale versehen wandert er; gleichwie der flügge Vogel, wohin er auch fliegt, nur mit seinen Flügeln versehen fliegt."

Dieser Mann ging, wie es dem Mönch ziemt, ernsthaft, mit niedergeschlagenen Augen, wie einer, der sorgsam das Tor der Sinne hütet. Hob er aber einmal zufällig den Blick, so schien es, als ob er die Lider gesenkt hielte, nicht um das Tor der Sinne zu hüten, sondern nur um das ungebändigte Feuer des Auges zu verdecken.

Gegen Mittag nahte man sich der Stadt Anuradhapura. Maya war lange Zeit fürbaß geschritten, den Blick auf die Straße vor sich geheftet. Jetzt gab ihr der Vater ein Zeichen. Vor ihnen, einige hundert Schritt von der Straße entfernt, erhob sich ein ungeheures, glockenförmiges Denkmal. Die Pilger riefen: „Baiagiri, Baiagiri!"

„Was ist das, Vater?"

„Das ist der Abhayagiri-Dagoba, mein Kind. Preis ihm, dem Erhabenen!"

Sie betraten nun schon die ersten Straßen der Stadt, die damals nicht so ländlich-still aussah

wie heute. Je weiter sie kamen, um so lebhafter wurde es. Schließlich umflutete ein dichtes Gewimmel von Fußgängern, Karren und Reitern unsere Pilger, so daß die verschüchterte Maya sich dicht an ihren Vater hielt.

Durch das Gewimmel hindurch, alles gleich Türmen überragend, schritten leise-bedächtig geschmückte Elephanten. Bunte Triumphbogen schauten über die Straßen, die auf beiden Seiten mit hohen Häusern besetzt waren. Ueberall sah man Dagobas in den verschiedensten Größen, Predigthallen, Buddha-Bilder, auf deren Sockeln eine Last von Blumen lagerte. Die Pilger waren herzlich froh, als sie endlich auf jenem großen Platz vor dem Kloster zum heiligen Bo-Baum anlangten, auf dem die Pilger zu rasten und zu übernachten pflegten.

Anuradhapura war damals eine der größten Städte der Welt und durch seine Riesen-Denkmäler das Wunder des Ostens. Alle Könige der Sonnen-Dynastie, von König Tissa ab, hatten gewetteifert, ihre Hauptstadt groß und schön zu machen. Nicht nur das Riesige, sondern auch das Feine und Kostbare vereinigten sich hier, aber alles, alles nur im Dienste dieser Religion, die trotz ihrer Nüchternheit das Wunder vollbrachte, die Herzen zu selbstloser Opferfreudigkeit zu begeistern. Manche von denen, die hier, namenlos, Dagobas und Predigthallen gestiftet hatten, mochten daheim kärglich leben, ja Not leiden, aber täg-

lich gestärkt und gesättigt von dem Gedanken an ihr gutes Werk.

So war damals Anuradhapura.

Als die Pilger gebadet und sich rein gekleidet hatten, begannen sie ihren Rundgang. Der Anfang wurde mit dem heiligsten der Dagobas, dem Ruanweli gemacht.

Der Ruanweli-Dagoba ist heute nicht viel mehr als ein berghoher Schutthaufen, damals aber war er das mächtigste Denkmal der Hauptstadt, der Riese unter allen diesen Riesen. Ueber 400 Fuß hoch erhob sich der massive, glockenförmige Bau in die Luft, der mächtige Leib glänzend von seinem weißen, marmorartigen Belag. Auf breiten Steintreppen stieg man zu der viereckigen Plattform hoch, die fast immer von Anbetenden gefüllt war und auf der bei festlichen Gelegenheiten Züge von Elephanten, herrlich geschmückt, einherstolzierten.

Heute war das Gewimmel besonders stark. Maya fürchtete sich, wenn die Elephanten ihr zu nahe kamen. Wagiswera beruhigte sie: „Es sind fromme Tiere. Sie kennen die Lehre und wissen, was böse ist."

Vom Ruanweli ging es dann weiter zum kleinen Thuparama-Dagoba, dann zu den beiden anderen Riesen-Dagobas, dem Abhayagiri und dem Djetawanarama. Auch jenes große, aus einem Stück gehauene Steinbild des Buddha wurde nicht vergessen, das jetzt freilich zwischen Trümmern im

Djungel steht, an dem man aber heute noch, trotz der Verstümmelungen, die Erhabenheit der Züge erkennt.

Nachdem man dann noch den Ehernen Palast bestaunt hatte, in welchem Tausende von Mönchen, wie in einem großen Bienenkorb hausten, wurde der Schluß mit dem heiligen Bo-Baum gemacht.

Wie alles Blut zum Herzen, so schien alles religiöse Leben zu diesem einen Punkt hinzudrängen. Das Gewimmel hier war unbeschreiblich. Bis weit hinaus erstreckte sich eine lange Reihe von Kaufläden, in welchen Opferblumen und Eßwaren feilgeboten wurden. Am Eingangstor zum Klosterhof staute sich die Menge so, daß der Schulmeister und seine Tochter eingeklemmt standen und Maya ängstlich ihres Vaters Hand festhielt. So schoben sie sich langsam mit der Menge in den Klosterhof hinein.

Hier weitete sich das Gedränge etwas, aber nur um eine um so bewegtere Form anzunehmen. Immer wieder stiegen Sadhu-Rufe in die flimmernde Luft, gleich den Rauchwolken aus einem großen Feuer. Dazwischen die grelle Musik der Tempeltänzer, die mit seltsamen Sprüngen Schaulustige anzulocken versuchten. Familien, Verwandte, ganze Dorfgemeinden schreiten unter weißen aufgespannten Tüchern der Treppe zu, die zum heiligen Baum hinaufführt. Am Eingang dieser Treppe steht ein Mensch mit einer großen

Flasche wohlriechenden Wassers, mit der er die Opfergaben der Vorbeigehenden besprengt. Die von oben her leer zurückkommen, berühren andachtsvoll, mit zusammengelegten Händen, die Opfergaben der Hinaufgehenden. Alles atmet hier prunklose, aber tiefe Religiosität, an der nur ein Stand nicht teilzunehmen scheint: die Mönchschaft.

Allerdings hat sie heute den schwersten Tag des Jahres, soweit er äußeren Pflichten gewidmet ist. Mit Annahme der ihnen bestimmten Gaben, mit Hinwegräumen zu hoch angewachsener Massen von Blumen und Fähnchen und vor allem mit immer wieder neuem Hersagen der Zufluchtsformel sind sie während der Festzeit Tag und Nacht tätig, so daß wohl manchem von ihnen die Muskeln der Glieder und die Kraft der Stimme versagt.

Wagiswera und seine Tochter, einander fest an der Hand haltend, arbeiteten sich langsam die steinernen Stufen hoch, die zum Mauerkranz führten, in dessen Schutz der heilige Baum stand. Wo gerade sie auf der Plattform Platz fanden, knieten sie nieder. Ihnen gegenüber leierte ein Mönch in mittleren Jahren, vor Ermattung halb auf der Mauer liegend, mit heiserer Stimme sein: „Zum Buddha nehme ich die Zuflucht" — zum wievielten Mal schon heute. Maya raunte ihrem Vater leise zu: „Der Arme, wie müde er ist!" Der Schulmeister war weniger zum Mitleid geneigt; denn

ähnliches hatte er in seiner Mönchszeit selber durchgemacht. Er lugte umher, ob nicht irgendwo ein Blatt des heiligen Baumes zu erhaschen wäre; aber ebensogut hätte er nach herrenlosen Diamanten Umschau halten können.

Da an wirkliche Andacht in diesem Treiben nicht zu denken war, so verließen der Schulmeister und seine Tochter bald diesen Ort und begaben sich zum Lagerplatz zurück.

Neben dem Ochsenkarren, an den sie sich angeschlossen hatten, fanden sie den fremden Mönch sitzen. Er hockte kreuzbeinig auf einer Matte, die irgend ein frommes Herz für ihn ausgebreitet hatte, in Nachdenken versunken, achtlos allem gegenüber, was um ihn her vorging.

Mittlerweile war die Sonne untergegangen und immer mehr Lagerfeuer flammten auf, die die ohnehin schwüle Luft durch ihren Rauch fast unerträglich machten. Es wurden von allen Seiten die Vorbereitungen zum Abendmahl getroffen. Als Maya für sich und ihren Vater das Mahl bereitet hatte, nahm der seine volle Schale, und bot sie unter ehrfurchtsvoller Begrüßung dem Mönch an. Der nahm das Dargebotene schweigend in Empfang und die beiden anderen behalfen sich mit der übrigen Hälfte.

Als das Mahl beendet und die Nacht hereingebrochen war, begann das Erzählen. In Gruppen um die Lagerfeuer hockend, sprach man gedämpf-

ten Tones, so daß es wie das Murmeln einer fernen Quelle über der dunklen Fläche lag.

Aber dieses Murmeln wurde schwächer, je weiter die Nacht vorschritt. Die Zahl der Schläfer, die in weiße Kattuntücher gehüllt, gleich Bündeln auf dem Boden lagen, wurde größer. Die Lagerfeuer sanken zusammen, verschwanden vor der glänzenden Helle des Mondes, der sich hinter der ragenden Masse des Ehernen Palastes hochgearbeitet hatte und nun alles mit seinem Licht übergoß. Es war die Vollmondnacht, Uposatha im Wesak-Monat.

Wagiswera und der fremde Mönch schienen ringsum die einzig noch wachenden zu sein. Da nunmehr der Lagerplatz fast taghell erleuchtet war, so konnte der Schulmeister deutlich die Züge des vor ihm Sitzenden erkennen. Er hatte die Augen nicht mehr gesenkt, sondern blickte wie in Gedanken versunken in die Ferne.

Nun war unser Schulmeister redseliger Natur und konnte es nicht vertragen, lange schweigend neben einem anderen zu sitzen. Zwar hätte er nie gewagt, einen selbstvertieften Mönch zu stören; da er aber nun sah, daß der andere weltwach war, so hielt es ihn nicht länger und er begann ein Gespräch:

„Verzeihe, Herr, wenn ich frage. Aber warum übernachtest du nicht im Kloster bei den Mönchen? Lang wird die Nacht auf harter Erde."

„Weil ich das Gelöbnis getan habe, solange ich auf der Wallfahrt bin, keine Nacht unter einem Dache zu ruhen."

„Groß ist der Lohn des Entsagens. Hat deine Wallfahrt bald ein Ende?"

„Morgen in Mihintale."

„So lebst du in Mihintale", rief Wagiswera lebhaft und begann dann von seiner Tochter zu erzählen, daß sie dort auch in den Orden eintreten wolle.

„Wohl ihr!" sprach der Mönch, „Menschen sind unrein. Reinheit ist nur im Mönchsleben." Dabei warf er dem Mädchen, das in ihr Kattuntuch gehüllt, schlafend auf der Erde lag, einen gleichgültigen Blick zu.

Nun erzählte Wagiswera weiter, weshalb sie jetzt gerade kämen; vom Tode seiner Frau; wie er selber in Mihintale auch als Mönch gelebt habe, aber durch die Liebe aus diesem Ort vertrieben worden sei, an dem er jahrelang so friedlich-still wie in den Brahma-Welten gelebt habe.

Der Mönch nickte nachdenklich, als ob er für das, was der Schulmeister ihm erzählt hatte, tiefes Verständnis habe. Nach einem Weilchen, sei es nun, weil er dachte, „Vertrauen ist Vertrauen wert", oder weil die stille Nachtstunde ihn dazu geneigt machte, oder weil es gerade einer jener Augenblicke war, in denen das Herz verlangt, sich auszusprechen — genug, nach kurzem Schweigen begann er:

„Weil du auch Mönch gewesen bist und weil du mir deine Geschichte erzählt hast, so will ich dir meine auch erzählen. Diese Mondnacht läßt ohnehin viel alte Erinnerungen in mir hochsteigen.

Daß ich nicht ein Eingeborener eurer Insel bin, siehst du. Ich heiße Uthamao und bin ein Birmane aus Arakan. Meine Vaterstadt ist Pagan am Irawaddi-Fluß, ein Ort gleich Anuradhapura, berühmt durch die Zahl, Größe und Heiligkeit seiner Denkmäler. Denn auch wir glauben an das Wort des Buddha und halten dasselbe für die größte Kostbarkeit der Welt,

Meine Eltern, die zu den ersten Familien des Landes gehörten, starben früh und ich selber kam noch als junger Mensch in den Dienst und in die Umgebung des Königs. Scheinbar in höchstem Glanze lebend, fühlte ich doch bald, daß dieser Glanz nichts war als ein übertünchtes Elend. In unserem Lande ist keiner der Großen sich auch nur einen Tag seines Lebens sicher. Bei dem beständigen Argwohn des Königs nimmt das Blutvergießen kaum ein Ende und wer heute noch in höchster Gunst sich sonnt, muß vielleicht schon morgen unter den Händen des Henkers leiden. Bedenkt, daß bei uns „auf königliche Weise befragen“ so viel wie foltern ist. Bedenkt, wenn nur eine Tür im Palast knarrt, so ist das für den König ein Zeichen drohender Revolution und mancher edle Mann hat schon die Achtlosigkeit des Türwärters mit seinem Kopf bezahlen müssen.

Das gemeine Volk freilich ist sicher. Und manchmal, wenn die Bauern sich vor mir, dem Mächtigen, zur Erde warfen, überkam mich ein grimmiger Neid. Dann dachte ich wohl: Lebe arm und unbekannt, aber zufrieden und sicher!

Indessen von jeher war mein Herz der Lust und den weltlichen Vergnügungen zugewandt. Und wie ein Elephant, der in einen Schlingpflanzen-Sumpf geraten ist, nur immer tiefer in den Schlamm gerät, je mehr er sich abarbeitet oder wie der Affe, dessen eine Hand in der Schlinge gefangen ist, dadurch, daß er sie mit der anderen Hand freimachen will, auch mit dieser in die Schlinge gerät, so geriet auch ich immer tiefer in die Lüste, je mehr ich danach strebte, mich von ihnen frei zu machen.

Da trat etwas ein, was geeignet schien, mich für immer an dieses glänzende Lotterleben fest-zuschmieden: ich verliebte mich. Nicht als ob ich mich vorher noch nie verliebt hätte, aber dieses mal liebte ich, liebte mit einer Heftigkeit und Auf-richtigkeit, deren ich mich selber kaum noch für fähig gehalten hätte; denn trotzdem ich damals kaum das zwanzigste Lebensjahr überschritten hatte, hatte ich doch schon in bezug auf alles Schlechte die Erfahrenheit des Alters.

Das Mädchen, die ich liebte, war gleichfalls aus vornehmem Stande und von so außerordentlicher Schönheit, daß die Eltern ihr einen Namen gaben, der in eurer Sprache „Augenweide“ heißt. Wenn

nun Besucher kamen und fragten: „Wie heißt eure Tochter“ und die Eltern den Namen nannten, so lernte das Mädchen schon als Kind, wie schön sie sei.

Aufgewachsen war sie an einem kleinen Ort in der Provinz. Da wurde durch Zufall ihr Vater gleichfalls an den Hof gezogen und so kam sie nach Pagan.

Es dauerte nicht lange, so war sie von einem Schwarm von Verehrern umgeben und das war ihre höchste Wonne. Du mußt wissen, daß die Frauen bei uns zwar ebenso keusch oder unkeusch sind wie die euren, aber mit dem männlichen Geschlecht in freier Weise verkehren. Im ganzen Osten sind unsere Frauen wegen ihrer Klugheit berühmt und tatsächlich sehen sie bei ihrer Wahl nicht nur auf Vermögen und Gestalt des Bewerbers, sondern auch auf seinen Witz; denn es paßt ihnen nicht, ihr lebenlang einem Dummkopf zu gehorchen.

Es besteht in unserem Lande die Sitte, daß die Mädchen abends zu bestimmten Stunden bei Lampenlicht und unter Aufsicht einer älteren Person ihre Bewerber auf der Veranda empfangen. Du kannst dir denken, daß ich mich einstellte, so oft das Licht anzeigte, daß bei meiner Geliebten Empfangsabend sei. Manch muntere Rede und Gegenrede flog da hin und her; denn wenn es mir auch an Tugend und Einfalt fehlte, so doch nicht an Schlagfertigkeit und Witz.

So halfen nicht nur ihre Vorzüge des Körpers, sondern fast noch mehr die des Geistes, mich in Fesseln zu schlagen. Wenn ich jetzt an jene Zeit zurückdenke, so muß ich sagen: Wunderbar ist doch die Macht der Liebe! Sie machte mich besser und gab mir einen Teil meiner Jugendeinfalt zurück. Denn während sonst Weibertreue nur ein Gegenstand des Spottes und Liebe eine Komödie für mich gewesen war, die den Komödianten aufs ernsthafteste beschäftigt, solange er darin ist, über die er nachher aber selber lacht, so wurde jetzt, wie durch Zauberei, alles anders. Die Liebe füllte mich so völlig aus, daß ich nicht mehr fähig war, über sie hinaus zu denken. Für Spott und Verachtung war kein Platz mehr und Weibertreue war ein Gegenstand frommer Andacht für mich geworden. Heute freilich weiß ich, wann allein ein Weib treu ist: wenn sie keine Gelegenheit zur Untreue hat, entweder, weil sie zu häßlich ist, oder weil die Umstände es nicht erlauben."

Der Schulmeister machte eine Bewegung, als ob er den Sprecher unterbrechen wollte, aber er schwieg. Der andere fuhr fort:

„Meinem Busenfreund konnte meine Liebe nicht verborgen bleiben. Dieser Mensch war aus niederem Stande, aber voll von den seltensten Vorzügen und Fähigkeiten. Willig gestand ich mir selber ein, daß er mich in allem überträfe, ausgenommen in der Sinnlichkeit. Aber es könnte

sein, daß er mich nur in der Fähigkeit übertraf, seine Sinnlichkeit zu verbergen.

Sehr bald war ich entschlossen, meiner Gelieb-ten einen Heiratsantrag zu machen. Nun ist es Sitte bei den Birmanen, daß der Liebende sich einen Brautbitter erwählt. Da meine Eltern tot waren, so bat ich meinen Freund, mir diesen Dienst zu erweisen.

Der tat bedenklich und sprach: ‚Das Mädchen, das du erwählt hast, ist süß wie Honigseim. Alle Fliegen kommen und wollen daran naschen.‘ Ich antwortete lachend: ‚Das laß gut sein, Lieber! Ich führe einen scharfen Wedel. Ueberdies braucht ein Mann, der einen treuen Freund besitzt, die Ver-führer nicht zu fürchten.‘ Der aber machte weitere Ausflüchte, die mir ungereimt vorkamen, so daß ich endlich zornig sagte: ‚Du scheinst die Ehre, die ich dir zugedacht habe, sehr gering anzuschla-gen.‘ Darauf erwiderte er: ‚Nun gut, so werde ich noch heute hingehen und für dich bitten.‘

Am Abend brachte mein Freund das Ja-Wort. Da nirgends Hindernisse waren, so fand die Hoch-zeit sehr bald statt und ich verlebte nun eine Zeit seliger Sklaverei. Das einzige, was weniger mein Glück als das Glück meiner Frau trübte, war die Tatsache, daß unsere Ehe nach zweijähriger Dauer immer noch kinderlos geblieben war.

Nun geschah es, daß in der Stadt Pegu ein Dagon, wie wir die Dagobas nennen, eingeweiht werden sollte, für welchen der König einen kost-

baren Schirm gestiftet hatte. Da unser König selber aus Furcht nie seinen Palast verläßt, mußte ein Gesandter ernannt werden, der den Schirm mit den nötigen Feierlichkeiten überführte. Die Wahl fiel auf mich und widerwillig trat ich die Reise an; denn die Liebe zu meinem Weibe war immer noch so frisch, daß selbst diese Trennung von wenigen Tagen mir unerträglich schien.

In Pegu waren meine Gedanken weniger bei der frommen Handlung, als bei meinem Weibe. In ungebührlicher Hast beschleunigte ich die Feierlichkeit, verließ noch am Abend, einen ganzen Tag früher als vorgesehen war, die Stadt und trieb die Ruderer zur höchsten Eile an.

An der Einmündung des Pegu-Flusses in den Iravaddi, wo die Wasserfläche sich meerartig ausdehnt, wütete ein heftiger Südsturm. Die Ruderer weigerten sich, in den Hauptstrom einzubiegen, aber durch Drohungen zwang ich sie. Segel wurden aufgespannt und unter Lebensgefahr, aber in unglaublich kurzer Zeit flogen wir den Iravaddi hinauf.

Schon am zweiten Abend, nachdem ich Pegu verlassen hatte, kam ich in Pagan wieder an. Die Dunkelheit war bereits hereingebrochen. Mein Haus lag dicht am Ufer. Ohne von jemandem bemerkt zu sein, stieg ich aus; fast laufend legte ich den kurzen Weg zurück, trat ein und ging durch die leeren Zimmer geradenwegs in das Schlafgemach meiner Frau. Es war die erste Trennung

in unserer Ehe gewesen und beständig hatte ich mich an dem Gedanken vergnügt: ‚Was wird sie wohl gerade tun, wenn ich eintrete?"

Bei diesen Worten beugte sich der Sprecher mit seinem Gesicht ganz nahe zum Schulmeister hinüber und sah ihm boshaft lächelnd in die Augen:

„Rate einmal, Freund, was sie gerade tat?" sagte er mit häßlichem Auflachen.

Der Schulmeister schwieg betreten.

„Nun, sie lag in den Armen eines anderen. Im Grunde genommen, was ist verwunderliches dabei? Es war Nacht, ich war nicht da und sie ein Weib. Ist das nicht genug, um alles zu erklären? Das einzige, was ich mir bei diesem Erlebnis auch heute noch nicht recht erklären kann, ist das Ende, fügte er, jetzt wieder nachdenklich-grüblerisch hinzu. Denn dieses Ende bestand darin, daß daraus die schönste Liebesnacht meines Lebens wurde."

„Ei, ei!" rief der überraschte Schulmeister.

Der Mönch lachte belustigt, ob über sich oder über den andern, war nicht zu erkennen. „Ich wollte sie natürlich töten. Welcher Mann in solcher Lage will sein Weib nicht töten? Als ich ihr aber sagte, sie solle sich zum Sterben bereit machen, meinte sie, das wäre nicht nötig; denn zum Sterben sei sie immer bereit.

Das schlug mir sozusagen die Waffe aus der Hand. Es war mir ja gar nicht um die Strafe, sondern um die Rache zu tun. Ich wollte das Ent-

„Aber gibt es nicht auch Weiber, die es nur der Form nach sind und die im übrigen nichts weibliches an sich haben, vielleicht weil sie in früherem Leben Männer gewesen sind?“ (Er dachte dabei an seine Tochter.)

„Ich weiß es nicht“, erwiderte der Mönch fast mürrisch. „Aber was kümmerts mich. Ich sage: Los vom Weibe; denn es ist dem Manne giftig.“

Er spritzte wieder heftig den Betelsaft aus und blickte ein Weilchen prüfend in die Nacht. Dann fuhr er fort:

„Jedenfalls weiß ich jetzt, daß das, was mich zu meinem Weibe hingezogen hatte, nicht Liebe gewesen war, sondern Sinnlichkeit. Ein Mann, der wirklich liebt, kann derartiges nicht tun. Aber wie schwer sind Liebe und Sinnlichkeit zu trennen! Freund, ich sage euch, Liebe nennen wir es und Sinnlichkeit ist es. Und wenn es überhaupt etwas auf der Welt gibt, das wert ist, Liebe zu heißen, so ist es die Geduld.“

Wagiswera nickte nachdenklich. „Ihr mögt recht haben, Ehrwürdiger. Aber mich reizt es, eure Geschichte weiter zu hören.“

Der Mönch lachte wieder boshaft: „Als ich am nächsten Morgen erwachte, war der Tag schon angebrochen. Mein erster Blick fiel auf das Weib neben mir. Sie lag schlafend, ein Lächeln auf den Lippen, gleich der atmenden Unschuld. Plötzlich drang die Erinnerung an alles, was ich gestern erlebt hatte, wie etwas ganz unerträgliches auf

mich ein. Ich fühlte ein Weh am Herzen, als ob es springen sollte. Ein Weilchen lag ich regungslos, wagte kaum zu atmen; mir war, als ob jeder Atemzug meine Schmach vergrößern müßte. O Schmach und Schande! dachte ich. Ein schwaches Weib wollte ich morden, weil sie der Sinnlichkeit nachgegeben hatte und ich selber bin dreimal mehr Sklave der Sinnenlust.

Jetzt begannen meine Gedanken mir völlig unerträglich zu werden. Ich mußte entrinnen, um jeden Preis und sollte es durch gewaltsame Beendigung des Lebens sein. Leise erhob ich mich, legte mein Gewand um und verließ mein Weib, mein Haus, mein bisheriges Leben.

Ohne zu wissen wie, stand ich wieder am Ufer. Ein Boot lag gerade zur Abfahrt nach der Küste bereit. Wie ein gehetztes Tier stürzte ich hinein und erst, als wir auf dem Strome schwammen, kam etwas Ruhe über mich.

Am Mittag des nächsten Tages erreichten wir die Küste. Mein Entschluß war inzwischen gefaßt. Ich wollte nach Lanka gehen und dort in den Orden eintreten. So wollte ich versuchen, dem alten Leben zu entrinnen und mir ein neues zu schaffen.

Nun mangelte es mir aber völlig an Geld, als ich an der Küste ankam. Denn in der Hast des Abschiedes hatte ich nichts mit mir genommen und das letzte, was ich bei mir trug, hatte ich dem Bootsmann gegeben. Da trat die Versuchung an

mich heran: Geh' nach Hause zurück! Da ist alles in Fülle. Diesmal aber widerstand ich mannhaft. So bat ich den Eigentümer eines chinesischen Schiffes, welches gerade absegeln wollte, flehentlich, mich für freie Ueberfahrt als Schiffsknecht anzunehmen. „Was willst du in Lanka?" fragte der Mann, der zum Glück gleichfalls die drei Kostbarkeiten verehrte. „In den Orden des Buddha treten", antwortete ich. „Nun so komm mit. Kannst du ein gutes Werk tun, so kann ich's auch."

So lebte ich als Schiffsknecht mehrere Wochen lang; denn wir hatten widrige Winde. Aber ich schöpfte Trost aus diesem rauhen Leben und faßte wieder Zutrauen zu mir selber, weil ich so ganz und entschlossen mit allem früheren gebrochen hatte. Als wir endlich diese Insel erreicht hatten, bettelte ich mich nach Mihintale durch, wo ich in den Orden aufgenommen wurde."

„Und Ruhe fand", ergänzte der Schulmeister salbungsvoll, aber mit der Absicht, den anderen auszuhorchen.

Der antwortete lange nicht. Endlich sagte er leise:

„Bruder, der Erhabene spricht: Wenn des Lüsternen Lust, des Hassenden Haß, des Irrenden Irre allein durch das Mönchsleben gehoben würde, so müßten ja Eltern und Verwandte zu jedem Kinde sprechen: Komm, Knabe, sei Kuttenträger und glücklich! Aber du hast es ja selber

erfahren: man gelangt noch nicht auf die Höhe dadurch, daß ein anderer die Leiter baut.

Bruder, wie kommt es nur, fuhr er fast klagend fort, ich strebe, ringe ohne Unterlaß so viele Jahre. Ich erkenne die Wahrheit der Lehre ganz. Ich erkenne das Leiden alles Lebens und doch, ich kann das Unkraut der Welt nicht ganz in meinem Herzen ausrotten. Immer bleibt ein Samenkorn zurück, das aufs neue keimt. Ich kann das Feuer der Lust nicht ganz in meinem Herzen zum Erlöschen bringen. Immer bleibt ein Fünkchen zurück, das wieder auflodert, sobald sich neuer Brennstoff bietet. Bruder, wie kommt das nur!"

„Das ist die Macht bösen Kammas, Bruder, die dich hindert, jene Wonne zu erkennen, die jenseits der Wünsche, jenseits des Schlechten liegt. Des Menschen Herz neigt zur Lust. Wie kann er der Lust widerstehen, wenn er jenseits ihrer nichts besseres sieht. Du führst jenes Leben, von dem der Erhabene sagt, daß es gegenwärtiges Weh und künftiges Wohl bringt. Unter Schmerzen und Qualen kämpfst du mit der Lust. Habe Geduld, Bruder, habe Ausdauer! Wer tief genug gräbt, wird am Ende doch auf Wasser kommen."

„Ja, ja, so sprechen alle Alten. Ich übe strenge Selbstzucht. Wenn Schlaffheit mich befallen will, so nehme ich den Napf und wandre. Laien und Nonnen hören mich am liebsten predigen, aber wie weit stehe ich hinter jenen Stillen, Wunschlosen!"

„Bruder“, rief Wagiswera fast warnend, „sie haben gekämpft und gelitten in früheren Leben, als du noch achtlos warest. Was waren des Erhabenen letzte Worte, ehe er in Parinibbana einging? Ringet unnachlässig!“

„Dank dir, Bruder! Ich sehe, deine Herzenstrübungen sind längst entflohen!“

„Nicht doch, Bruder! Sprich nicht so! Des Menschen Herz ist ein Ding mit vielerlei Winkeln, aber wenn nur Demut da ist und Geduld, so wird ja auch die Frucht nicht ausbleiben. Fühlst du nicht schon die Morgenluft?“

„Wachen ist besser als Schlafen“, erwiderte der Mönch eintönig.

Wagiswera erhob sich vorsichtig, um seine Tochter nicht zu wecken und hielt prüfend Umschau. Im Lager der Pilger war noch alles tot. Der Mond war hinter die ungeheure Glocke des Ruanweli-Dagoba getreten. Eine leichte Kühle durchwehte die Luft und ein fahler Schimmer am Osthimmel kündete die Stelle an, wo bald der tägliche Kampf zwischen Licht und Finsternis ausgefochten werden sollte.

Der Schulmeister ließ sich wieder nieder. Der Mönch vor ihm schien in Meditation versunken und ihn nicht mehr zu beachten. So wartete er still, bis die Glocken in den Gebethäusern der Dagobas ertönten.

Damit erwachte alles zum Leben. In ihre weißen Nachttücher gehüllt, glitten die Gestalten der Pil-

ger wie Gespenster hin und her. Jetzt flammte die Morgenröte hoch und in ihrem Licht verschwanden die Täuschungen. Die Sonne war noch nicht lange aufgegangen, als das ganze Lager schon zum Weitermarsch nach Mihintale bereit war.

Heutzutage ist die Straße zwischen Anuradhapura und Mihintale gar still und es kann wohl einer, wenn es nicht gerade die Zeit der Wallfahrten ist, den ganzen Weg machen, ohne nur ein lebendes Wesen zu treffen. In den Zeiten, in welchen diese Geschichte spielt, war das ganz anders. Die Straße von der Hauptstadt nach Mihintale war die heilige Straße Ceylons. Stets herrschte hier frommes Leben. Zu beiden Seiten standen in Mengen Buddha-Bilder und kleine Dagobas, durch den frommen Sinn der Laien errichtet. Dazwischen überdachte Hallen und jene kleinen Schuppen, in welchen Tonkrüge voll frischen Wassers zum Gebrauch für durstige Wanderer aufgestellt waren. Ueberdies waren stets Leute, teils dazu angestellt, teils freiwillig, damit beschäftigt, die Straße reinlich und in gutem Zustande zu erhalten.

Rüstig schritten unsere beiden Wanderer in einem langen Pilgerstrom vorwärts. In das häufig hochsteigende Sadhu-Rufen stimmten sie freilich nicht mit ein. Beide waren wohl zu sehr mit ihren Gedanken beschäftigt. Maya war nur von einem Gedanken erfüllt: die Aufnahme in den Orden, die ihr als Lebensziel winkte. Wagiswera war mit

seinen Gedanken noch bei der Erzählung des Mönches. Der selber war am Morgen verschwunden, ohne sich vom Schulmeister verabschiedet zu haben.

Einige Stunden mochten sie gewandert sein, da erblickten sie, nicht gar fern, das Ziel ihrer Reise, den Mihintale-Berg, den heiligen. Als steiler Fels erhob er sich jäh aus der weiten Ebene. Jene, den Mahasaya-Dagoba tragende Spitze, die dem von Norden Kommenden so prächtig entgegenwinkt, war freilich von hier aus nicht zu sehen. Trotzdem fühlte sich Maya durch den Anblick mächtig erhoben. Wagiswera war gerührt; die Tränen waren ihm nahe. Er dachte an die längst, längst vergangene Zeit, wo er an diesem stillen Orte gelebt und gewirkt hatte. Was alles hatte er seit jener Zeit erlebt! Er wandte den Kopf zu seiner Tochter hin, als ob er etwas sagen wollte. Die aber schritt, das blitzende Auge voll auf den Berggipfel gerichtet, so in sich geschlossen dahin, daß der Schulmeister das Schweigen nicht zu brechen wagte. Es überkam ihn wie Scheu und Ehrfurcht vor seiner Tochter; dazwischen dieses neue Glücksgefühl, diese neue Hoffnung: meine Tochter wird meine Laufbahn fortsetzen und sie beenden, rühmlicher als ich es getan habe.

Als die beiden das Dorf betraten, machte Maya erstaunte Augen und der Schulmeister lächelte befriedigt. Er kannte das aus früheren Zeiten. Hunderte von Ochsenkarren standen in langen

Reihen; neben jedem derselben ein kleines Lagerfeuer; denn es nahte die Zeit der Hauptmahlzeit. Käufer drängten sich vor den Läden in den Straßen. Der kleine runde See, über den der Monsunwind gar kühlend wehte, war voll von Badenden und Lotus-Pflückenden. An einem Ufer badeten die Männer, am gegenüberliegenden die Frauen. Hier nahm ein Mädchen, möglichst den Schutz des Karrens suchend, sittsam und zutraulich ihre Sonntagstoilette vor. Dort saß ein einzelner Mensch und las laut aus einem religiösen Buch, unbekümmert, ob andere ihm zuhörten oder nicht. Hier Mädchengelächter, dort ernsthaftes Gespräch, in der Ferne wieder Sadhu-Rufen neu Ankommender.

Ueberall sah man die gelbgekleideten, kahlköpfigen Mönchsgestalten, gleich farbigen Blumen innerhalb dieser weißgekleideten Menge; denn auf diese Wallfahrten nimmt ein jedes Dorf seine Mönche mit. Wer sollte sie auch füttern, wenn die Bewohner auf der Pilgerfahrt sind? So war alles hier zu sehen und zu hören, nur eines nicht: Zank und Streit.

Nachdem Wagiswera und seine Tochter gleichfalls gebadet und sich durch Speise und Trank erquickt hatten, traten sie am Nachmittag den Aufstieg an.

Mit frommem Schauder betrat Wagiswera die mächtigen Steinstufen, die sich vor ihm im Schatten des Walddickichts verloren. Wie oft war er

hier auf- und abgewandelt, im gelben Gewand, die Almosenschale auf dem Rücken. Wie oft hatte er diese köstliche Stille genossen, diesen kühlen Schatten, der nur hin und wieder vom Spiel der Sonnenstrahlen durchbrochen wurde. Wie im Traum erschien ihm alles, wie etwas in früherem Leben Erlebtes.

Heute freilich war hier von Ruhe nichts zu spüren. Wie zwei Ameisenströme sich aneinander vorbeischieben, so schoben zwei Pilgerströme, ein aufsteigender und ein absteigender sich aneinander vorbei. Mit seinen nackten Füßen schritt der Menschenstrom unhörbar über die Steinstufen, auch lautes Gespräch und Gelächter war nicht zu hören, aber immer wieder erhoben sich Sadhu-Rufe aus der Stille. Leichtfüßig stieg die Jugend hoch, mühsam aber unverdrossen das graue Alter. Manch runzliges Mütterchen benutzte den wunderlichen Talipot-Regenschirm als Stütze beim Hinaufklimmen. Kranke wurden von ihren Angehörigen sorgsam gestützt, kleine Kinder von ihren Eltern auf den Armen getragen und gar lustig war es anzusehen, wenn sie in das allgemeine Sadhu-Rufen mit einstimmten.

Wagiswera und seine Tochter achteten auf alles dieses wenig; der Schulmeister, weil er dieses Treiben kannte und Maya, weil sie ganz mit sich beschäftigt war. Sie schritt aufwärts, das Auge fest auf den Boden geheftet; nur hin und wieder hob sie den Blick zum Gipfel des Berges, von dem jetzt

voll der Mahasaya-Dagoba herabwinkte. Wie sie jetzt Stufe für Stufe hochschritt, so wollte sie im Orden Stufe für Stufe in Wissen und Wandel erklimmen, jenem Gipfel zu, der ihren Gedanken entgegen leuchtete, wie ihren Augen jetzt der Dagoba.

Etwa auf halberHöhe weitet sich der Berg muldenförmig aus. Hier stehen um einen lieblichen kleinen Cocus-Hain herum die zum Kloster gehörigen Gebäude. Dieser Hain war durchwogt von Pilgerscharen, die sich um einen leuchtend weißen Dagoba drängten. In verschwenderischen Massen wurde Räucherwerk in bronzenen Becken verbrannt, so daß die Flamme ständig hoch aufloderte und der windgeschützte Hain ganz von heiligen Düften erfüllt war.

Auch Wagiswera und seine Tochter drängten sich zum Dagoba durch und verrichteten ihre Andacht. Denn es gilt nicht für recht, am Mahasaya-Dagoba anzubeten, ehe man hier angebetet hat. Aber sobald sie ihre kurze Andacht verrichtet hatten, stiegen sie aufwärts, die steile, in den Fels gehauene Treppe hinan, die zu jener Spitze führt, auf welcher der edle Mahasaya-Dagoba thront, gleich einem König, der weit in seine Lande schaut.

Wie auf einer Himmelsleiter stiegen hier die Anbetenden hinauf und hinunter, die schneeweißen, faltigen Gewänder vom Winde aufgebauscht und gar seltsam sich abhebend vom schwarzen Felsgestein.

Als die beiden oben auf der freien Fläche, die den Dagoba umgibt, angekommen waren, umbrauste sie ein sturmartiger Monsum, so daß Maya ihr Gewand dicht an sich zog. Alles drängte sich, so gut es ging, auf der windgeschützten Ostseite zusammen. Hier lagen Berge von Blumen aufgehäuft; daneben Haufen von Reis auf trockenen Palmblättern, große Stücke ungefärbten Kattuns, durch daraufgelegte Steine vor dem Fortwehen geschützt. Davor aber knieten in frommer Andacht die Anbetenden, die Stirn mit den aneinander gelegten Händen tief zum steinernen Boden gesenkt.

Wagiswera und Maya fanden auf der windgeschützten Seite keinen Platz mehr zum Niederknien. Der Schulmeister wollte warten, bis ein Plätzchen für sie frei werde, aber Maya sagte entschlossen: „Hier ist Platz genug!" Damit kniete sie im vollen Sturmwind nieder und Wagiswera folgte, wenn auch etwas widerwillig. Er konnte es nicht vertragen, von diesem kühlen Monsun durchweht zu werden. Er wußte das. Er hatte es schon als junger Mensch nicht vertragen; aber er wagte nicht, seiner Tochter zu widersprechen.

Glühende Wünsche rangen sich aus Mayas stammelndem Herzen: „Ach, daß mir doch bald jenes höchste, übersinnliche, heilige Wissen, jene letzte Wissensklarheit zuteil werden möchte! Ach, daß ich doch bald zur Triebvernichtung kommen, aus dem Samsara, dem anfangslosen Wandern von Geburt zu Geburt ausscheiden möchte! Ach, daß

ich doch diese ganze Leidensmasse, die seit Anfangslosigkeiten im Drange der Lust sich immer wieder verkörpert hat, zur restlosen Auflösung bringen möchte!“ Sie hätte am liebsten ihren Körper wie ein lästiges Kleid abgeworfen. Sie wußte nur, daß er ein Gefäß des Leidens ist, aber sie bedachte nicht, daß er auch das Gefäß ist, fähig, den süßen Trank der Erlösung zu fassen.

Wagiswera hatte längst sein Gebet beendet, aber Maya kniete noch immer, tief vornübergebückt, und ihr Vater, trotzdem ihm die Knie auf dem harten Stein schmerzten, blieb liegen, um sie nicht zu stören. Der Wind zauste an ihren schwarzen Haaren, zerrte an ihren Kleidern, aber sie schien nichts zu fühlen. Sie lag bewegungslos; man hätte sie für eine Schlafende halten können. Endlich hielt es Wagiswera nicht länger aus. Er erhob sich, Maya blickte auf, tat einen tiefen Seufzer, wie einer der aus einer Verzückung zu sich kommt und erhob sich gleichfalls, aber ihr Auge hatte einen Schein, als ob es noch keinen Menschen sähe.

Beide machten nun den ehrfurchtsvollen Rundgang um den Dagoba, die Rechtsumwandlung. Denn der Dagoba ist Sinnbild der Lehre und die Lehre ist Sinnbild des Buddha. Beide hatten weder Auge noch Sinn für das, was diese eigenartige Landschaft in nie gesehener Schönheit ihnen darbot. Sie sahen nicht dieses unendliche Grün des Urwaldes, das wie ein Meer sich rings um sie dehnte. Sie sahen nicht diese einsamen

Bergkuppen, die gleich Inseln aus diesem Laub=meer sich erhoben, ganz eingetaucht in ein duf=tiges Violett. Sie sahen nicht diese lieblichen, silberglänzenden Seen, die gleich lebendigen Augen aus dieser gewaltigen Eintönigkeit hervor=blickten. Nur als die Stelle kam, wo man bei der Umwandlung auf Anuradhapura und seine berge=gleichen Dagobas hinabblickte, blieben beide stehen. Staunend rief Maya aus: „Wie sie glän=zen!" Zu jener Zeit waren nämlich jene Dagobas mit einem weißen, marmorartigen Belag bedeckt, der in der Sonne wie Silber glänzte.

„Das ist der Ruanweli=Dagoba", sagte Wagis=wera, auf den höchsten der Riesen zeigend. „Das ist der Djetavanarama= und das der Abhayagiri=Dagoba."

„Wie sie glänzen!" wiederholte Maya. „Wie die Lehre selber."

„Ja, wie die Lehre selber."

Ohne Widerspruch war Maya in den Orden auf=genommen worden. Am nächsten Tage war Wagiswera nach Hause zurückgekehrt. Beide hatten in jener stillen, zeremoniellen Weise von einander Abschied genommen, wie es den Sitten des Ostens entspricht. Fast ehrfurchtsvoll hatte sich der Schulmeister vor seiner Tochter verneigt; er ehrte schon die künftige, religiöse Hoheit in ihr. Maya ihrerseits hatte ihn ohne Schmerz scheiden

sehen. Die letzte Fessel schien ihr hiermit zu fallen. Im tiefsten Herzen war die Liebe ihrer Familie eine Last für sie gewesen; wie freilich jedem anderen auch, der nach dem Höchsten, d. h. nach Befreiung strebt. Aber wehe dem, der hier versagt! Ihn wird nichts treffen als die Strafe für seine Lieblosigkeit.

Nun werden die Novizen beim Eintritt einem älteren Ordensmitglied zugeteilt, für dessen körperliche Bedürfnisse sie zu sorgen haben, während dieser Aeltere für des Jungen geistige Bedürfnisse sorgt, ihm Vater und Lehrer zugleich ist.

Entsprechend dieser Vorschrift wurde Maya der Nonne Dhammapati zugewiesen, die man gemeinhin „die Königsnonne" nannte. Diese Nonne gehörte, wenn auch nicht zu den ältesten, so doch zu den erfahrensten des Klosters. Selten wohl hatte das Leben einem Menschen soviel Gelegenheit zum Lernen, d. h. zum Leiden geboten, wie dieser Frau. Sie war eine Schwester des vorigen Königs Dhatu-Sena. Als dessen Sohn Kassapa nach gräßlichem Vatermord sich selbst auf den Thron gesetzt hatte, da begann jenes fürchterliche Morden, dem auch ihr Gatte und ihre Kinder zum Opfer fielen. So stand sie einsam da, einem Baum vergleichbar, rings um welchen alle anderen Stämme abgeholzt sind. Um in so schutzloser Lage nicht von den Stürmen zerzaust oder gar umgerissen zu werden, hatte sie sich hinter Klostermauern geflüchtet und im Frie-

den dieser Stätte hatte sie es dahin gebracht, daß sie den finsteren Wüterich, der damals von Angst und Gewissenbissen gequält, auf dem steilen Fels von Sigiri hauste, in ihren Sammlungen mit der gleichen Liebe umfaßte, wie alle anderen Lebewesen auch.

Sie bewohnte ihre kleine Zelle, gleich allen anderen Nonnen; aber sie hatte die Vergünstigung, daß sie zu bestimmten Monaten des Jahres eine jener Höhlen am Ostabhang beziehen durfte. Hier lebte sie dann in völliger Abgeschiedenheit. Ob sie sich dort in die Bilder der Vergangenheit vertiefte, oder ob ihr Geist dort in der Kraft des Samadhi in jenes Reich der Gestaltlosigkeiten sich verlor, zu denen das Denken wie auf einer Leiter hochklimmt, das wußte niemand. Aber das wußte man, daß sie ständig die Bhavanas übte und alle hatten eine hohe Meinung von der Ernsthaftigkeit ihres Strebens.

Wie es ihre Pflicht war, reinigte Maya am ersten Tage die Zelle der Aelteren, holte frisches Wasser, stellte Mundstäbchen hin und tat die übrigen Arbeiten, die ihr Amt mit sich brachte. Aber sie fühlte, daß ihr die innere Freudigkeit hierbei fehlte und sie fühlte außerdem, daß die andere diesen ihren Mangel an innerer Freudigkeit merkte. Als sie dieser hohen, mageren Gestalt zum ersten Mal ins Auge gesehen hatte, wußte sie unmittelbar: Diese Ehrwürdige erkennt die Gedanken der anderen.

Als Maya nun ihre Tagesarbeit verrichtet hatte, ging die Nonne Dhammapati daran, und verrichtete, als ob nichts getan wäre, alles noch einmal. Maya sah das mit höchstem Befremden. Es überkam sie ein Gefühl von Auflehnung, ja Uebelwollen der anderen gegenüber. Sie war nicht gewohnt sich zu beugen und hier fühlte sie, daß sie einem Wesen gegenüberstand, vor dem sie sich beugen mußte.

Als am zweiten Tage das gleiche Spiel sich wiederholte, da überkam sie offener Trotz und sie unterließ am dritten Tag ihre Dienstleistungen ganz. An diesem Tage verrichtete aber auch die Königsnonne diese Arbeiten nicht, so daß Maya nicht wußte, woran sie war und den Tag in der allerunbehaglichsten Stimmung zubrachte.

Als sie am Abend verdrießlich und ungesammelten Sinnes in ihrer Zelle saß, trat plötzlich die Königsnonne ein. Erschrocken fuhr Maya auf. Die aber sprach milde: „Bemüh' dich nicht, Schwester! Hier ist ein Sitz bereit." Damit ließ sie sich auf dem von Maya verlassenen Stuhl nieder und diese nahm neben ihr, auf einem niedrigeren Sitz Platz.

Nachdem sie ein Weilchen schweigend dagesessen hatte, redete sie die neben ihr sitzende Maya folgendermaßen an:

„Was meinst du wohl Schwester, zu welchem Zweck der Erhabene die Lehre gezeigt hat?"

„Zur Durchschauung des Leidens, Ehrwürdige."

„Sadhu, sadhu, Schwester! Zur Durchschauung des Leidens hat der Erhabene die Lehre gezeigt. Und wie, Schwester, kommt man zur Durchschauung des Leidens?"

„Durch rechtes Wissen und durch rechten Wandel, Ehrwürdige."

„Sadhu, sadhu, Schwester! Durch rechtes Wissen und durch rechten Wandel kommt man zur Durchschauung des Leidens. Und was, Schwester, ist rechtes Wissen?"

„Das Wissen von den vier Edlen Wahrheiten ist rechtes Wissen, Ehrwürdige."

„Sadhu, sadhu, Schwester! Das Wissen von den vier Edlen Wahrheiten ist rechtes Wissen. Und was, Schwester, ist rechter Wandel?"

„Die fünf Sila's beobachten, Ehrwürdige, ist rechter Wandel. Im Essen Maß halten ist rechter Wandel. Der Wachheit sich widmen ist rechter Wandel. Das Tor der Sinne wohl behütet halten ist rechter Wandel."

„Sadhu, sadhu, Schwester. Das alles ist rechter Wandel. Aber wohl nicht das allein. Geduld und Langmut, Schwester, auch das ist rechter Wandel." Sie neigte sich dabei ein wenig zu der Jungen hinunter. Der schoß das Blut ins Gesicht. Liebreich fuhr die Aeltere fort:

„Darum heißt es ja, ‚Geduld und Langmut höchste Buße sind'. Meinst du wohl, Schwester,

daß du heute geduldig und langmütig gewesen bist?"

„Das nicht, Ehrwürdige."

„Meinst du wohl, Schwester, daß du so das Gebot des Lehrers erfüllt hast?"

„Das nicht, Ehrwürdige."

„So hast du dich ja, Schwester, so zu üben: Geduldig will ich sein! Langmütig will ich bleiben! Freilich, Schwester, ist ja das Lehren leichter als das Leben. Uns allen fehlt es ja an Geduld und Langmut. So haben wir eben uns alle so zu üben: Geduldig will ich sein, langmütig will ich bleiben."

Da fiel Maya vor der Aelteren auf die Knie und neigte sich tief zur Erde. Die aber fuhr liebkosend über das schwarze Haar der vor ihr Liegenden und fortan herrschte zwischen beiden ein inniges Einvernehmen, wie es sich zwischen Menschen ziemt, die gemeinsam einem so hohen Ziel nachstreben.

Des öfteren hatte Maya mit der Königsnonne Gespräche über die Lehre. „Was sind wir, Ehrwürdige?" fragte sie eines Tages.

„Unser Wirken. Daher hat der Erhabene gelehrt: Das Ergreifen der Außenwelt in seinen fünf Werdeformen, das, ihr Mönche, wird Persönlichkeit genannt. Nur Wirken ist da, Schwester; keiner der da wirkt. Wie bei der Flamme nur Brennen da ist und keiner, der da brennt.

„Was aber, Ehrwürdige, ist denn das in mir, was Ich-Selbst sagt?"

„Das ist eben der Wahn, Schwester. Ihn hat der Buddha gehoben und deswegen heißt er der Erwachte."

„Wenn kein Ich-Selbst da ist, wer hat mich denn geschaffen, Ehrwürdige?"

„Der Lebensdurst, Schwester, der hier und da sich ergötzende, der immer wieder neues Dasein schaffende."

„Wer aber schafft den Lebensdurst, Ehrwürdige?"

„Das Nichtwissen, Schwester, schafft den Lebensdurst."

„Was ist das für ein Nichtwissen, Ehrwürdige?"

„Das Nichtwissen von den vier Edlen Wahrheiten, Schwester, das ist Nichtwissen."

„Wenn kein Ich-Selbst da ist, Ehrwürdige, wer ist es dann, der recht tut und belohnt wird und wer ist es, der unrecht tut und bestraft wird?"

„Wäre ein Tuer da, Schwester, so wäre ja ein Reinheitswandel nicht möglich und die Lehre eitel. Es ist aber kein Tuer da, sondern nur das Wirken. Wirken aber lohnt und straft sich selber."

„Und das Ziel, Ehrwürdige?"

„Das Ziel, Schwester, ist das Ende."

„Das Ende wessen, Ehrwürdige?"

„Das Ende, Schwester, von Lust, von Haß, von Wahn."

„Und was bedeutet das, Ehrwürdige?"

„Das, Schwester, bedeutet das Verlöschen."

„Gib mir einen Vergleich, Ehrwürdige."

„Wie die Flamme, Schwester, die kein Oel mehr bekommt, verlöscht, so verlöscht der, bei dem Lust, Haß und Wahn gehoben sind. Denn das bedenke wohl, Schwester: Lust, Haß und Wahn sind unsere Nahrung, wie das Oel der Flamme Nahrung ist."

Maya schwieg nachdenklich. Dann: „Und der Anfang, Ehrwürdige?"

„Einen Anfang der von Nichtwissen umfangenen Wesen, den gibt es nicht. Ohne Anfang ist der Samsara."

Maya schwieg wieder. Dann: „Und Gott?"

Jetzt war die Reihe zu schweigen an der anderen. Sinnend saß sie da, als ob sie Maya's Frage gar nicht gehört habe. Dann begann sie langsam, nachdenkilch und wie von einem neuen Gegenstand sprechend:

„Da gibt es, Schwester, unbedachte, unwissende Wesen; die grübeln über den Anfang des Anfanges und über das Ende des Endes und verfangen sich dabei in ihrer eigenen Torheit. So höre, Schwester, wie in den Menschen der Unverstand steigen und alles überschwemmen kann, gleich dem angeschwollenen Strom, der Steine und Schlamm auf das Ackerland wirft: Zu einer Zeit, als ich noch nicht in der friedreichen Ruhe dieses Ordens lebte, kam eines Tages an den Hof des Königs Dhatu-Sena ein Mann, der weiter gereist war als sonst ein

Mensch in diesem Eiland von Lanka. Der erzählte vor dem König und dem ganzen Hofe gar wunderbare Sachen, Abenteuer und Erlebnisse, so daß wir alle aufs höchste staunten. Da er aber ein kluger Mann war und wußte, daß man das Beste stets bis zuletzt aufspart, so schloß er mit einer Erzählung, die ich jetzt dir, Schwester, wiedererzählen werde. Wie weit ich damit deine Frage „Und Gott?“ beantworte, das magst du bei dir selber ausmachen. Der Mann erzählte folgendes: ‚Fern im Westen, o König, da wohnt ein großes, hellfarbiges Volk, dessen Religion das ausgemacht wunderlichste ist, was menschlicher Geist überhaupt imstande ist, auszuklügeln. Sie glauben nämlich an einen ewigen Gott, der dieses ganze Weltall aus Nichts geschaffen hat und nun über dasselbe Wacht hält, etwa wie der Hirt über seine Herde. Und wie der Hirt wohl dieses oder jenes Tier liebkost oder züchtigt; das eine auf fette Weide treibt, ein anderes auf mageren Steingrund, so geht dieser Gott mit seinem Weltall um, den einen strafend, den anderen lohnend. Nun aber kommt das erstaunlichste: Weil diese Welt, trotzdem sie von diesem Gott selber geschaffen sein soll, doch gleich mit der Erbsünde behaftet, sozusagen in die Welt gekommen sein soll, so hat er es für nötig gehalten, seinen eigenen Sohn in diese Welt zu schicken, damit er durch seinen Opfertod die gesamte Sünde der Menschheit aufsauge, etwa wie ein Schwamm das Wasser auf einer Platte aufsaugt, obgleich es ja dann viel ein-

facher für ihn gewesen wäre, von vornherein eine sündlose Welt zu schaffen'.

„So erzählte dieser Mensch. Da sprach der König lebhaft: ‚Freund, die Singhalesen hören gern Märchen, nur müssen sie nicht so töricht sein wie dieses. Auch in einem Märchen mag wohl Sinn und Wahrheit liegen; aber ich frage, wo soll hier Sinn, wo soll hier Wahrheit sein?' Der Mann aber erwiderte: ‚Wie werde ich es wagen, dich, o König, meinen Herrn und Gebieter zu belügen!' Und er verschwur sich hoch und teuer, daß alles was er gesagt habe, wahr sei; führte auch eine solche Menge von den religiösen Gebräuchen dieser hellfarbigen Menschen an, daß wir ihm, wenn auch widerstrebend, glauben mußten. König Dhatu-Sena aber sprach nachdenklich: ‚Wie tief in Unwissenheit verstrickt sind doch die Wesen! Wie notwendig, wie schwer ist doch das Werk des Erhabenen! Da seht ihr, fuhr er zu uns allen gewendet fort, wie Unwissenheit zum Laster führen kann. Wie kann in einer Welt Sittlichkeit herrschen, in der alles was getan und gelassen wird, auf einen anderen gewälzt werden kann. Denn wenn dieser Gott das ganze Weltall aus Nichts geschaffen hat, so ist doch auch sein Werk alles was darin geschieht. Noch mehr zur Unsittlichkeit aber scheint mir jener Gedanke zu führen, daß dem Menschen seine Taten sollten vergeben werden können; etwa als wenn ich, der König über dieses ganze Eiland, zu einem Verbrecher

spräche: ‚Mensch, zwar hättest du diese oder jene Strafe verdient; aber mein Herz ist heute fröhlich, darum geh' für diesmal deiner Wege'. Sittlichkeit kann nur da sein, wo jedes Wirken sich selber zum Lohn, sich selber zur Strafe ausreift. Ist dieses, wird jenes; ist dieses nicht, wird jenes nicht. Unterlaß' die Tat, so wird die Folge unterbleiben. Das gibt wahre Sittlichkeit. Dank dem Lehrer, der uns das gute Gesetz gezeigt hat'.

„So sprach der König noch lange zu uns. Wahrlich, Schwester, ohne Anfang ist der Samsara. Nicht von Gott geschaffen, sondern durch ihr eigenes Wirken sind die Wesen; durch ihr eigenes Wirken sind sie so wie sie sind; durch ihr eigenes Wirken sind sie sich selber Lohner und Strafer."

Nun war Maya infolge der väterlichen Erziehung gebildeter als die meisten Nonnen. Sie konnte nicht nur lesen und schreiben, sondern war auch des Pali mächtig. Und da sie von Natur hochmütig war, so begann sie bald etwas wie Verachtung zu fühlen gegenüber jenen anderen Nonnen, welche in dieser geistlosen Weise ihre Gebete herleierten, ohne deren Sinn zu verstehen.

Die anderen Nonnen aber merkten ebensobald, daß Maya sich besser dünkte als sie und begannen auf eine Gelegenheit zu warten, wo sie sich an ihr rächen könnten. Auch erbosten sie sich darüber, daß Maya einen Lebenswandel führte,

strenger als sie, ja strenger als ihn die Ordens-regeln erheischten. Sie schlief nur den mittleren Teil der Nacht. Sie aß nur einmal am Tag und nur erbettelte Nahrung. Aber merkwürdigerweise verlor ihr Körper dabei nichts von seiner jugend-lichen Schönheit.

Als das Probejahr um war, wurde Maya in den Orden aufgenommen und so dem Einfluß der Königsnonne entzogen.

Nun begab es sich eines Nachts, daß der Mönch Uthamao einen Traum hatte. Ihm träumte, er ginge am Ufer eines großen Wassers spazieren; da tauchte plötzlich aus den Fluten ein großer blanker Pflug auf, der von einem Stier und einem Kalb ge-zogen wurde. Schritt für Schritt und doch mit sausender Geschwindigkeit, wie es dem Mönch schien, kam dieses Gespann auf ihn zu. Voll Ent-setzen ergriff er die Flucht, in den tiefen Gruben des Weges hinstürzend und in atemloser Hast sich wieder aufrichtend. Zur Linken drohte das un-heimlich dunkle Wasser, das sich weiß-schäumig am Ufer brach; zur Rechten aber dehnte sich ein friedlich-schönes Gelände voll rieselnder Quellen und grünender Matten, über welche im Winde spielende Baumwipfel ihre Schatten warfen. Er aber, in wahnsinniger Hast, arbeitete sich auf jenem fürchterlichen Wege weiter, seinen stillen Verfolger hinter sich. Endlich war etwas Unbe-stimmtes vor ihm. Plötzlich sah er, daß es eine auf einem Sockel thronende steinerne Gestalt war,

nach Art der Buddhas sitzend. Der Kopf aber war lebendig und lachte ihn höhnisch an. Mit einem Satz schwang er sich auf den Sockel. Da war plötzlich das Bild zu einem Weib geworden, das ihn vom Sockel herab dem Gespann vor die Füße warf.

Mit einem Schreck, in Schweiß gebadet, erwachte Uthamao. Jene heitere, ihrer selbst bewußte Ruhe, mit der die Jünger des Buddha ihr Tagewerk des Denkens und der Selbstzucht beginnen sollen, war dahin. Vergebens versuchte er, in sich selbst sich vertiefend, über das Ich hinaus sich zu erheben. Ein dumpfes Unbehagen zog ihn immer wieder hinunter zum Erdigen.

So beendete er, nachdem es hell geworden war, diese unbefriedigende Vertiefung und trat hinaus ins Freie, um die aufgehende Sonne zu betrachten. Der Himmel glühte schon bis zum Zenith hinauf wie in einer sanften, aber doch starken Erwartung. Feine Federwölkchen standen regungslos, gleichsam des täglichen und doch immer wieder unerhörten Schauspiels harrend. Und jetzt tauchte in heldenmäßiger Kraft und Schönheit, fast hochspringend, die Sonne aus dem Waldmeer hoch, im ersten Augenblick geschmolzenem Silber gleichend, aber dann sofort alles mit ihrer Strahlenfülle übergießend.

Der Mönch schloß das geblendete Auge. Fast täglich stand er hier, um dieses Schauspiel zu betrachten, weil es ihm half, sich über sich selber zu

erheben. Aber heute hatte auch die Pracht des neu sich gebärenden Tages ihm nichts zu sagen. Er wandte sich zurück zu seiner Zelle, nahm ein Bündel jener beschriebenen Palmblattstreifen, aus denen hier die Bücher bestehen und machte sich auf den Weg zur Predigthalle, wo er die jungen Mönche unterrichten mußte.

Nun ist es Pflicht des Bhikkhu, daß er gesenkten Auges, nicht rechts noch links blickend, seinen Weg geht, damit nichts durch das Tor seiner Sinne trete, was ihm den gesicherten Gleichmut stören könnte. Wie aber in einem Hause, in welchem dem Herrn ein Unglück zugestoßen ist, die Dienerschaft in Unordnung und ohne Aufsicht ist, so waren heute die Sinne des Mönches nicht durch Denken bewacht. So geschah es, daß er schon von weitem die Nonne Maya auf sich zukommen sah, freilich ohne sie zu erkennen; denn er hatte sie in jener Nacht, als er mit ihrem Vater sprach, nur flüchtig angeschaut.

Als er die Hinkende erblickte, durchfuhr es ihn wie im Schreck: Weh mir! dachte er, das ist mein Traum! Da kommt das hinkende Stier-Kalb-Gespann.

Wäre nun sein Geist in jener gesammelten Ruhe gewesen, wie sie für den Jünger des Buddha sich schickt, so wäre er, die Gedanken fest auf das Leiden und die Unerfreulichkeit der Welt gerichtet, still seines Weges gegangen. So aber dachte er, halb zornig, halb ängstlich: „Ich will aus-

weichen" und bog schnell in einen Seitenweg ein. Dabei entglitt ihm, ohne daß er es merkte, ein Palmblatt-Streifen.

Maya sah es von weitem, ging schnell hinzu, hob den Streifen auf und dem Mönch nacheilend rief sie, so laut als es die Sitte zuließ, hinter ihm: „Herr!"

Uthamao hörte den schnellen Schritt der Hinkenden hinter sich. Ihm war zumut, als wenn das nächtliche Gespann ihm wieder auf den Fersen wäre. Ohne sich umzublicken ging er weiter, so schnell es seine Mönchsgewänder erlaubten. Da rief es wieder hinter ihm: „Herr!" Jetzt drehte sich der Mönch um und auf's Höchste aufgebracht und verwirrt rief er dem Mädchen zu: „Was willst du?!"

Damit hatte er zwei Verfehlungen begangen. Denn erstens ist gleichmäßige Gelassenheit Pflicht des Buddha-Jüngers und zweitens durfte er eine Nonne nicht in dieser formlosen Weise anreden, ohne das Wort „Schwester" zu gebrauchen.

Er warf dem tief vor ihm sich verneigenden Mädchen einen feindlichen Blick zu. Als sie ihm aber den verlorenen Buchstreifen überreichte, da überkam ihn Scham und Verdruß über sich selber. Es wäre nicht gegen die Sitte gewesen, das Verlorene schweigend anzunehmen und schweigend weiterzugehen, aber jetzt fühlte er plötzlich das Bedürfnis, seine harten Worte von vorhin wieder gut zu machen. So sagte er: „Dank, Schwester!"

und versuchte sie freundlich anzublicken. Dabei kam ihm plötzlich die Erinnerung an jene Nacht in Anuradhapura.

„Bist du nicht des Wagiswera Tochter?"

„Ja, Herr."

„Seit wann hinkst du, Schwester?"

„Seit ich drei Jahre alt bin."

„Und wie das?"

„Als ich auf der Bank schlief, leckte ein Stier mir das Gesicht und im Erwachen stürzte ich vor Schreck zur Erde."

„Heil dir, Schwester! Das bringt Segen."

Erfreut, ahnungslos hob Maya den gesenkten Blick. Aber es war als ob sie mit dem Heben der Lider eine schützende Hülle von ihrem Herzen gezogen hätte. Wie am Kalawewa das Wasser in die Kanäle stürzt, wenn die Schleusen gehoben werden; wie der Regen in das Haus dringt, wenn das Dach undicht geworden ist, so drang jetzt etwas Neues, Unerlebtes in Maya's Herz, als ihr Blick an der starken Gestalt des Mönches hochglitt und sich in seinem Feuerauge verfing. Es war mehr Schmerz als Seligkeit und so heftig drang es in sie ein, daß sie leise aufstöhnend mit der Hand zum Herzen fuhr. Es war geschehen. Jenes Unerklärliche, Zauberhafte, das die Menschen „Liebe" nennen, und das sie bisher nicht gekannt, ja verachtet hatte, war plötzlich, wie ein Feind, über sie hereingebrochen und wie wohl eine schwingende Saite eine andere zum Mitschwingen

bringt, so begann es plötzlich auch im Herzen des Mönches zu tönen. In verständnisvollem Erschrecken sahen beide sich einen Augenblick an, dann wandte Uthamao sich schweigend und ging weiter, innerlich mehr ergrimmt als beseeligt. „Weh mir," dachte er, „welche neuen Leiden drohen mir da wieder. Weh' mir! Wie unmöglich ist es, dem Geschick zu entfliehen." Er wußte nur zu gut, daß die Liebe ein Lied mit süßer Melodie, aber traurigem Text ist.

So der Mönch. Anders die arme Maya, die in Liebessachen ganz Neuling war. Wie berauscht kehrte sie in ihre Zelle zurück, wie in einem Zustand von Vergiftung. Wie manche Krankheiten in einem ganz gesunden Körper heftiger auftreten als in einem kränklichen, so ging es mit der Liebeskrankheit in Maya's bisher so liebefestem Herz. Mit solcher Wut stürzte sich dieses Neue auf sie, daß es vom Seelischen aufs Körperliche übergriff. Matt, zerschlagen, krank, warf sie sich auf ihr Lager und nahm den ganzen Tag nicht Speise und Trank zu sich.

Da dachte die Nonne, welche die Nebenzelle bewohnte: „Diese unsere Schwester ist zwar hochfahrend und dünkt sich besser als wir; aber der Erhabene hat gesagt: ‚Ihr habt nicht Vater, nicht Mutter; so seid euch selber Vater und Mutter'. Also will ich hingehen und sie pflegen, bis es mit ihrer Krankheit wieder besser wird. Ich denke, sie übt sich zu streng in den Uebungen."

So holte sie frisches Wasser und kühlte die Stirn der Fiebernden, die alles ruhig mit sich geschehen ließ. Die Königsnonne aber weilte gerade abgeschieden in ihrer Felsengrotte.

Zur Nacht entschlummerte die Kranke ein wenig und die Natur gab der Schlafenden die Erleichterung, die sie der Wachenden versagt hatte. Aus den geschlossenen Lidern drangen Tränen und aus den sich öffnenden Lippen kamen zärtliche Liebesworte, auch der Name des Geliebten. Da merkte die pflegende Nonne, daß es die Liebeskrankheit war, die im Blut der anderen brannte; denn sie selber war eine Veteranin der Liebe und war in den Orden des Buddha getreten aus Uebersättigung und aus Klugheit. Freiwillig hatte sie die Lust verlassen, ehe sie selber von der Lust verlassen worden war.

So dachte sie bei sich, scheinbar mitleidig, in Wahrheit aber neidisch und schadenfroh: „Unsere arme Schwester ist dem Liebeszauber verfallen."

Auch noch am nächsten Tage lag Maya krank, ohne Speise zu sich zu nehmen; nur Wasser trank sie. Auch redete sie kein Wort. Als es nun zum Abend ging, sprach die andere Nonne zu ihr: „Vielleicht dürfte es dir gut tun, Schwester, das Wort des Meisters zu hören, damit du bald wieder von deiner Krankheit genesen mögest." So sprach sie in scheinbarer Mildherzigkeit; in Wahrheit aber stand ihr Sinn nur darauf, die Kupplerin zu spielen und sich an dem Ergebnis zu freuen.

Maya antwortete nichts.

Die Andere ließ sich nicht abschrecken: „Welchen Mönch soll ich dir holen, Schwester, daß er dir die Lehre predige und du Ruhe findest?“

Maya schwieg beharrlich.

„So will ich den fremden Mönch bitten. Ihn hören wir am liebsten.“

Damit begab sie sich geraden Wegs zur Zelle Uthamao's. Nachdem sie sich ehrfurchtsvoll vor dem Mönch verneigt hatte, wie die Sitte es von der Nonne dem Mönch gegenüber verlangt, sprach sie:

„Die Nonne Maya, Herr, ist krank, schwerkrank. Möge doch der Ehrwürdige sich zur Zelle jener Nonne begeben, von Mitleid bewogen und ihr die Lehre zeigen.“

Der Mönch erblaßte ein wenig. Seine erste Regung war die, die Aufforderung abzulehnen. Aber in seiner Verwirrung fiel ihm kein schicklicher Grund ein. So schwieg er. Da nun Schweigen als Zeichen der Annahme einer Einladung gilt, so wurde es von der Nonne auch in diesem Sinne gedeutet. Sie begrüßte aufs neue den Mönch ehrfurchtsvoll und entfernte sich.

Von seinen Empfindungen hin- und hergerissen, blieb Uthamao lange in seiner Zelle sitzen. Sein erstes Gefühl war das der Empörung; Empörung über sich selber, noch mehr aber Empörung über die Kühnheit der Nonne, die sich nicht scheute, ihn zu sich in ihre Zelle rufen zu lassen. In diese

Empörung aber schlich sich allmählich die Sinnlichkeit ein. Was er in den Jahren seines Mönchslebens gewaltsam unterdrückt hatte, das schwoll jetzt in ihm hoch. Nach aller Anstrengung war es ihm nicht geglückt, der Lust die Wurzel abzugraben. Mit dem fahlgelben Gewand behangen war er freilich; aber das Herz darunter war nicht kühl geworden, nicht triebfrei geworden, nicht ausgeglüht.

So kehrte im Widerstreit der Empfindungen immer der eine Gedanke wieder: „Sie hat mich rufen lassen." Vor seinem sinnlichen Auge gaukelte die jugendlich-straffe Gestalt des Mädchens, ihre reine, dunkle Haut, ihr blitzendes Auge. Aber zu feige, um sich seine eigene Sinnlichkeit einzugestehen, belog er sich selber, um sich vor sich selber zu rechtfertigen, daß er dem Lockruf Maya's folge. „Ich will ihr das predigen, was der ehrwürdige Ananda der liebeskranken Nonne predigte." Damit nahm er Mantel und Almosenschale und machte sich auf den Weg.

Maya lag immer noch unbeweglich auf ihrem Bett. Sie war völlig in ihre Nonnen-Gewandung eingehüllt, nur ein Fuß bis zum Knöchel sah aus der Umhüllung hervor. Entgegen aller Sitte erhob sie sich nicht beim Eintritt des Mönches; machte auch keinen Versuch, sich hochzurichten. So nahm Uthamao auf einem Sitz Platz und begann seine Predigt. Dabei hielt er die Augen auf den nackten Fuß gerichtet, der seine schon halb-bekämpfte

Sinnlichkeit aufs neue erregte. Aber seinem Vorsatz getreu begann er:

„Durch Nahrung entstanden, Schwester, ist dieser Körper; durch Nahrung besteht er. Die Nahrung ist aufzugeben. Durch Lebensdurst entstanden, Schwester, ist dieser Körper; durch Lebensdurst besteht er. Der Lebensdurst ist aufzugeben. Durch Ich-Dünkel entstanden, Schwester, ist dieser Körper; durch Ich-Dünkel besteht er. Der Ich-Dünkel ist aufzugeben. Durch Geschlechtswerk entstanden, Schwester, ist dieser Körper; durch Geschlechtswerk besteht er. Das Geschlechtswerk ist aufzugeben und Vernichtung des Dammes ist das Geschlechtswerk vom Erhabenen genannt worden."

Da merkte Maya, daß er ihr das predigte, was vor Zeiten der ehrwürdige Ananda der verliebten Nonne gepredigt hatte.

Nun war in dieser langen Zeit, während draußen die Sonne zweimal auf- und untergegangen war, auch in ihrem Herzen manches auf- und untergegangen. Durch das Fasten war allmählich die Fiebergluth von ihr gewichen und sie begann klarer zu denken. Ihr ganzes Leben war mit des Buddha Lehre zu sehr durchtränkt, als daß jetzt alles mit einem Mal hätte weggewischt werden können. Sie begann, sich alle die Aussprüche des Buddha zu wiederholen, in denen er so eindringlich vor den sinnlichen Lüsten, insonderheit vor der geschlechtlichen Liebe gewarnt hatte. „Nicht

kenne ich, ihr Mönche, irgend etwas, das den Sinn des Mannes so gefangen hält wie das Weib; nicht kenne ich, ihr Mönche, irgend etwas, das den Sinn des Weibes so gefangen hält wie der Mann," so hatte der Erhabene gelehrt. Wer aber gefangen ist, wie kann der vorwärts streben? Das kann nur der Freie. Ihr war, als ob sie die Fesseln fühlte, die dieses Neue, Unerhörte um sie geschlungen hatte. Sie fühlte die Unwürdigkeit dieses Zustandes, aber immer wieder verfiel sie dem neuen Zauber.

Langsam stiegen auch ältere Bilder in ihr auf: ihre Mutter. Hatte sie der guten, treuen nicht die Liebe versagt, aus Furcht vor den Gefahren dieser Liebe! Hatte diese Treueste sich nicht mit dem kahlen Pflichtteil begnügen müssen! Sie dachte an jenen Augenblick, als sie vor dem Bett der Sterbenden auf den Knien gelegen hatte, das Herz voll von brennendem Weh und unerschütterlichem Entschluß. Wo war jetzt dieser Entschluß geblieben! Wie war es nur möglich, daß in einem einzigen Augenblick ein Mensch den anderen so vergiften konnte. Was tun, wenn nicht einmal die Klostermauern Schutz gaben! So flatterte ihr Geist ängstlich hin und her, wie der Vogel im Käfig vor der hineingreifenden Hand, der er doch nicht entfliehen kann.

So viel freilich stand immer wieder bei ihr fest: Gekämpft mußte werden. Denn alles stand auf dem Spiel, nicht nur dieses Leben, sondern auch

die endlose Reihe der folgenden. Mit Grauen dachte sie an den Sturz, der ihr aus diesem Nachgeben drohte. In welche Tiefen der Wiedergeburt konnte sie hiermit geschleudert werden! Als die andere Nonne ihr den Vorschlag machte, den fremden Mönch holen zu lassen, hatte sie freilich nicht die Kraft gehabt, sich zu wehren, aber jetzt, als Uthamao eintrat, war sie zum Kampf, zum Kampf bis aufs äußerste gegen die Liebe, d. h. gegen sich selber, entschlossen.

Ihre natürliche Klugheit sagte ihr: „Jetzt halte dich still! Jetzt zieh' alle deine Sinne in dich ein, wie die Schildkröte ihre Glieder einzieht, wenn Gefahr droht. Jetzt tauche in die kühlen Tiefen des Denkens, wie die Schildkröte ins tiefe Wasser taucht, wenn der Schakal am Ufer lauert." So blieb sie regungslos liegen, die Gedanken fest, klar, bewußt auf Ein- und Ausatmung gerichtet. So wollte sie liegen bleiben, bis der Mönch sich wieder entfernt hatte.

Doch sie hatte andere Worte erwartet. Was sie da hörte, das war ja die Strafpredigt, die der ehrwürdige Ananda der verliebten Nonne gehalten hatte. Das paßte nicht auf sie. Mächtig bäumte sich ihr Stolz. Es war nicht die Demut in ihr, die ihr sagen konnte: „Bleibe ruhig! Dein Vergehen ist ohnehin groß genug." Aber sie wußte, dieser Mann war nicht der reine, heilige Ananda; er hatte also auch kein Recht, in dieser Weise zu predigen. Sie hatte in jener Nacht nicht geschlafen, sondern

seiner Lebensgeschichte gelauscht. Wie konnte dieser Weltling es wagen, so zu ihr zu reden! So streckte sie, ihren festen Vorsatz vergessend, eine Hand dem Mönche abwehrend entgegen und sagte durch ihre Umhüllung hindurch: „Nicht doch so, Herr! Nicht doch so, Herr!"

Der Mönch verstand die Worte nicht; er sah nur die sich ihm entgegenstreckende Hand und da Sinnlichkeit in ihm war, so deutete er diese sich ihm entgegenstreckende Hand gemäß seiner Sinnlichkeit. Schnell hinzutretend ergriff er sie mit seinen beiden Händen und küßte sie. Gierig neigte er sich über den Leib des Mädchens, mit seinen Lippen die ihren suchend. Sie fühlte das Gewicht des Mannes; sie empfand seinen Atem. In jähem Erschrecken, ja in einer Art von Ekel, stieß sie ihn von sich. Die Hülle abwerfend sprang sie auf. „Du bist rasend und ich bin rasend!" rief sie ihm zu. In einem Augenblick hatten Schwäche und Krankheit sie verlassen. Fast drohend stand sie vor dem Mann, der den Blick nicht zu ihr zu erheben wagte.

Aber jetzt geschah etwas Unerwartetes, ja Unerklärliches. Ein Tränenstrom brach plötzlich aus ihren Augen, sie stürzte dem Mönch zu Füßen und umklammerte schluchzend seine Knie.

Der stand einen Augenblick fassungslos. Dann beugte er sich hinab und sie leise, fast ehrfurchtsvoll liebkosend, nahm er sie in seine Arme. So

kam es zu einem jener seltenen Augenblicke, in welchem zwei Mißklänge, aus der sich in sich selber überschlagenden Schärfe ihres Mißklanges heraus, zu höchstem, überweltlichem Wohlklang sich fügen, dem freilich, wie allem höchstem in der Welt, nur die Dauer eines Augenblicks beschieden sein kann. So öffnet sich wohl zur Regenzeit die Wolkenbank und läßt für einen Augenblick in überweltlicher Höhe und Reinheit den blauen Himmel durchschauen.

„O Guter", sprach endlich Maya, „wir haben uns viel böses getan, so wollen wir uns von nun an um so mehr liebes tun. Morgen verlassen wir diesen Orden des Erhabenen und morgen noch gehen wir zu meinem Vater nach Kalawewa." Ihre Augen leuchteten in reinem Glücksgefühl und auch den Mönch überkam ein eigenes Behagen. In seiner Zelle wieder angelangt, spielte er mit den auf- und niedertauchenden Gedanken seiner Phantasie wie mit einer goldenen Kugel und gar lieblich erschien ihm die Aussicht, an der Seite dieses schönen und gesunden Mädchens als fleißiger Ackerbauer ein friedlich-stilles Leben zu führen.

Nun hatte jene die Nebenzelle bewohnende Nonne eine Weile, nachdem der Mönch bei Maya eingetreten war, gedacht: „Ich will doch sehen, ob meine kranke Schwester keine Wünsche hat?" In Wahrheit freilich hatte sie gehofft, beide zu überraschen. Und so war es geschehen. Gerade in dem Augenblick, als der Mönch sich über die

Kranke beugte, hatte sie die Tür geöffnet und so-
gleich wieder geschlossen.

„Weh!" sprach sie in scheinheiligem Mitleid zu sich, „unsere arme Schweser ist dem Liebeszauber verfallen. Ich möchte es ihr wohl gönnen, daß sie sich der Liebe erfreut, denn sie ist jung, aber um Unheil für den Orden zu verhüten, muß ich es doch wohl dem Abt melden."

So war sie stehenden Fußes zum Vorsteher des Klosters gegangen und hatte gesagt: „Herr, mit meinen Augen habe ich gesehen, daß der Mönch Uthamao und die Nonne Maya die Gebote der Keuschheit verletzt haben." — „Gut, Schwester," hatte der Greis geantwortet und weiter nichts.

Am nächsten Morgen in aller Frühe, als Uthamao seine auch heute sehr ungenügende Gedenkensruhe beendet hatte, erschien ein Mönch und sprach:

„Bruder Uthamao, der Orden verlangt dich."

„Gut, Bruder! Ich komme."

Erschrocken begab er sich zur Versammlungshalle, das Herz voll unbehaglicher Gedanken.

Hier fand er alle älteren Mönche vereinigt. In zwei Reihen saßen sie einander gegenüber, der Abt am Ende, auf einem Quersitz, halb hinter einem papiernen Wandschirm verborgen. Es lag etwas Eindrucksvolles in dieser Ansammlung kahlgeschorener, gelbgewandeter Männer, die mit ernsten Gesichtern auf ihren niederen Sitzen hock-

ten, ein jeder in Wissen und Wandel eine Ver-
körperung der Lehre selber.

Sich tief zur Erde neigend trat Uthamao ein.

„Bruder Uthamao," begann der Abt, „die und die Nonne kam gestern abend zu mir und sprach: ‚Mit meinen Augen habe ich gesehen, wie der Mönch Uthamao und die Nonne Maya das Gebot der Keuschheit verletzt haben'. Es dürfte ange-
zeigt sein, daß du, Bruder, dich darüber äußerst."

Der stand da, mit fahlem Gesicht. Endlich sprach er:

„Herr, die Sachlage ist eine derartige, daß es mir vergönnt sein möge, meine Aeußerung dar-
über zu unterlassen."

„So frage ich wieder, Bruder: Ist es wahr, daß du die Gebote der Keuschheit verletzt hast?"

„Herr, die Sachlage ist eine derartige, daß es mir vergönnt sein möge, meine Aeußerung dar-
über zu unterlassen."

„So frage ich wieder, Bruder: Ist es wahr, daß du die Gebote der Keuschheit verletzt hast?"

„Ja, Herr!"

Dann schwieg er. Er sprach nicht die übliche Bitte um Verzeihung aus: „Ein Vergehen hat mich überkommen, wie einen Toren, wie einen Wirren, wie einen Unklugen. Möge, o Herr, der Orden mein Vergehen als Vergehen aufnehmen, zur künf-
tigen Meidung"; sei es, daß der Trotz ihm den Mund schloß, sei es, daß er ohnehin die Absicht hatte, den Orden zu verlassen und ins weltliche

Leben zurückzukehren. Denn Verletzung der Gebote der Keuschheit macht das weitere Verbleiben im Orden unmöglich. So sagte denn der Abt:

„Bruder Uthamao, du kennst die Satzungen, die in diesem Orden herrschen. So dürfte es denn angezeigt sein, daß du, Bruder, dieses Kleid und die Almosenschale ablegst und wieder weltliche Kleider anziehst."

„Gut, Herr!" Und sich wieder tief zur Erde verneigend, verließ der Mönch den Saal.

Dann erschien ein Mönch bei Maya und sprach: „Schwester Maya, der Orden wünscht dich."

Der Abt befragte sie mit den gleichen Worten wie den Mönch. Ihr war zumute, wie einem der da meint, eine grüne Ranke zu greifen und statt dessen eine Schlange faßt, die sich wendet und ihn in die Hand beißt. So hatte sie nach dem goldenreinen Glück der Liebe gegriffen und jetzt war alles wie durch einen bösen Zauber verwandelt. Anstatt daß sie selber freiwillig um Austritt bat, stand sie jetzt vor dieser Mönchsgemeinschaft, die ihr das ehrwürdigste auf der Welt war, als Angeklagte, angeklagt des schlimmsten Verbrechens, dessen ein Ordensmitglied angeklagt werden konnte. Aber was konnte sie anderes tun als sich schuldig bekennen! Hatte der Mönch sie nicht geküßt! Hatte sie nicht in seinen Armen gelegen! Wie war es möglich, vor dieser ehrwürdigen Versammlung zu sagen: „Ich bin unschuldig." So antwortete sie denn auf die Frage des Abtes ohne

weiteres: „Herr, die gewisse Nonne hat recht gesehen."

Daraufhin wurde ihr das gleiche Urteil verkündet wie dem Mönch.

In ihre Zelle zurückgekehrt nahm sie sogleich den Wechsel der Kleidung vor. Es war ihr peinvoll, auch nur eine Stunde länger hier zu bleiben als nötig war. Sie wußte, daß sie von allen als unrein gemieden werden würde.

Zufällig geschah es, daß gerade an diesem Morgen die Königsnonne aus ihrer Felsenhöhle zurückkehrte und von dem Vorgefallenen hörte. Sogleich begab sie sich in die Zelle der Sünderin und ließ sich still auf den dargebotenen Sitz nieder. Nach einem Weilchen:

„Du verläßt jetzt, Schwester, diesen Orden des Erhabenen."

Maya nickte stumm. Die andere, die die Fähigkeit hatte, im Herzen der armen Sünderin zu lesen, fuhr fort:

„Schwester, verzweifle nicht! Auch so kannst du Zuflucht suchen beim Wort des Buddha. Auch im weltlichen Leben mag einer wohl weiterstreben nach Hohem. Hat der Erhabene nicht selber gesagt: „Wer, wenn er auch ein weltliches Gewand trägt, die Tugenden befolgt, die ich lehre, der ist in Wahrheit ein Brahmana, ein Samana, ein Bhikkhu." Also ringe weiter, Schwester! Standhaftigkeit ist unser Schutz, ernsthafte Ausdauer unsere Hoffnung. Durch sie wandeln wir böses

Geschick in gutes." Und in einer Anwandlung unmönchischer Zärtlichkeit die Arme um den Hals des Mädchens legend und ihre kalte Wange liebkosend, sagte sie: „So sei denn glücklich, meine Tochter!"

Da fielen der Sünderin die Worte ein, welche die sterbende Mutter zu ihr gesprochen hatte. Ihr war, als ob ein Blitzstrahl plötzlich ihr Inneres erhellte. Wie der Wanderer im Hochgebirge, wenn plötzlich die Nebel unter ihm zerreißen, die Gegend erkennt aus der er hochgestiegen ist und weiß: „Dort liegt dieser Ort und dort jener und so erkenne ich jetzt gleichzeitig die Lage beider," so war es auch Maya, als ob sich ihr plötzlich ein Rückblick auf ihr ganzes Leben auftat. Aber schnell wie der Blitz verschwand dieses Gesicht, ohne Frucht getragen zu haben. Es war noch zu viel Hochmut in ihr.

Nicht lange nachdem die Königsnonne die Zelle verlassen hatte, schritt Maya mit ihrem Bündelchen im Arm still über den Klosterhof, auf dem alles Leben erstorben schien.

Draußen, da wo die abwärts führende Treppe beginnt, stand ein Mann in weltlicher Kleidung. Ohne die Augen zu heben, wußte sie, daß es Uthamao war. Auch er hob die Augen nicht und schweigend begannen beide den Abstieg. Sie sahen nicht die Dagoba's von Anuradhapura, die in den Strahlen der Morgensonne glänzten wie Silber. Sie sahen nicht die fernen Bergrücken, die

wie violette Inseln im blaugrünen Laubmeer schwammen. Sie sahen nur ihre Schande, wie einer, der in die Sonne gesehen hat, blind wird gegen alles andere.

Als sie ein Weilchen abwärts gestiegen waren, kamen sie in den Schatten des Laubganges, der sie mit behaglicher Kühle umfing. Hier schwangen Affenherden sich durch die Aeste, kreischend vor Vergnügen. Tauben girrten im dunklen Laube, und ähnlich einem rieselnden Quell spielten die das Blattwerk durchdringenden Sonnenstrahlen auf den steinernen Stufen. So schön und friedlich war der Ort, den sie verließen.

Gleich am Fuße des heiligen Berges stößt man auf die große Landstraße.

„Dies da ist der Weg nach Kalawewa," sprach der Mönch, nach Süden zeigend. Es war das erste Wort, das beide miteinander wechselten.

„Was soll's mit Kalawewa!" antwortete Maya. „Denkst du, ich kann meinem Vater vor die Augen treten, jetzt, wo ich wegen Unzucht aus dem Orden gestoßen bin?"

„Du hast nicht die Unzucht begangen, die der Buddha meint."

Fast feindselig sah sie ihn an: „Bist du auch solch ein wortklauberischer Asket? ‚Seid mir Erben im Geist, nicht Erben im Fleisch!' hat der Erhabene gesagt. Konnte ich vor jene Versammlung treten und lauteren Herzens sagen: Ich bin unschuldig?"

Der Mönch schwieg.

Dann fuhr sie sanfter fort: „Ich habe keinen Vater mehr. Ich habe nichts auf der Welt als dich allein."

Der Mönch schwieg immer noch und wie die sich öffnende Perlmuschel, wenn sie unsanft berührt wird, sich wieder schließt und ihren Schatz in sich verbirgt, so verbarg auch Mayas Herz, vom Schweigen des Mönches unsanft berührt, den Schatz ihrer Liebe in sich selber.

Ein Weilchen standen sie nun unschlüssig auf der großen Straße; aber wie ein Schiff auch bei gänzlicher Windstille treibt, so trieben die beiden schließlich in der Richtung auf die Hauptstadt zu.

Als sie nicht mehr fern von der Stadt waren, wurden sie von einem Trupp Ochsentreiber überholt; denn sie gingen sehr langsam, wie eben Menschen gehen, die in Gedanken versunken sind. Einer der Treiber war ein Mensch mit losem Maulwerk, einer von jenen Gesellen, die da meinen, überall unentbehrlich zu sein, in Wahrheit aber nichts als Verwirrung und Unheil anrichten.

Dieser Mensch hatte am selben Morgen im Auftrag eines reichen Laienanhängers eine Ladung Reis und Früchte an das Kloster in Mihintale abgeliefert. Dabei hatte er die Neuigkeit gehört, daß ein birmanischer Mönch und eine hinkende Nonne die Gebote der Keuschheit verletzt hätten und aus dem Orden gestoßen wären.

Als er jetzt die beiden auf der Straße sah, erkannte er sie sofort und rief laut: „Ei, da seid ihr ja! Seht doch an! Da füttert man diese faulen Bäuche jahraus jahrein und denkt, sie werden in der Stille gute Werke anhäufen, die uns allen zu gute kommen.“ In Wahrheit hatte er freilich seit Jahr und Tag keinem Mönch auch nur einen Löffel Reis gegeben, ja oft genug hatte er dem um Almosen Stehenden nicht einmal gesagt: „Herr, sei so gut und begib dich zum nächsten Hause.“

Dann fuhr er fort: „Ich sage euch, lebten wir in den Zeiten Duttha Gaminis, ihr alle beide wäret lebendig eingegraben worden. Aber heute! Weh' uns, wie nimmt die Zuchtlosigkeit aller Orten überhand!“ Und dicht an Maya herantretend, schrie er erbost: „Warte nur, du hinkende geile Hexe.“

Da empörte sich das Ritterlichkeitsgefühl des Birmanen. Wie ein Schmiedehammer traf seine Faust den Schmähenden, so daß er heulend zusammenbrach. Sofort fielen aber ein halbes Dutzend anderer Karrenführer über Uthamao her. Im Nu lag er auf der Erde und die Wütenden hätten ihm vielleicht auf der Stelle den Garaus gemacht, wenn nicht Maya sich schreiend über ihn geworfen und ihn mit ihren Gliedern umklammert hätte. Aber schließlich wäre es doch wohl ihnen beiden schlecht gegangen, wenn nicht zum Glück in diesem Augenblick ein Trupp königlicher Söld-

ner mit einem Elefanten die Straße entlang gekommen wäre.

„Was gibt's da!" rief der Anführer.

Alles schrie durcheinander.

„Wollt ihr wohl auseinander, ihr Gesindel! Oder soll ich euch den Elefanten schicken."

Auf ein Zeichen seines Treibers schwang das Tier drohend den Rüssel und die Rotte zerstob nach allen Seiten. Uthamao und Maya waren klug genug, einen Seitenweg einzuschlagen, auf dem sie die Ochsentreiber bald aus dem Gesicht verloren.

Dieser Seitenweg führte nicht geraden Weges zur Hauptstadt, sondern zu König Tissa's See, dem Tissawewa. Das ist einer der lieblichsten Seen Ceylons. Nirgends so schön wie hier geht der starke, kühlende Wind durch die mächtigen Laubbäume und wirft auf der klaren Wasserfläche glitzernde Schuppen auf. Und wenn drüben über dem anderen Ufer die Sonne still und groß zur Rüste geht, so fragt sich wohl manch edles Herz: Was ist doch der ganze Tand dieser Welt, Lust, Gold und Ruhm, gegen ein Leben des Friedens und der Ruhe!

Immer noch schweigend, ließen sich die beiden am Ufer nieder. Nach einer Weile kam eine Schar von Mönchen des Weges. Sittsam hintereinander schreitend, gesenkten Blickes, lautlos gingen sie an den beiden vorüber. Das waren

die Mönche aus dem nahen Felsenkloster von Isurumuni.

Jeder der beiden fühlte, was in diesem Augenblick im Herzen des anderen vorging. Da ergriff der Mönch in plötzlicher Erregung die schmale Hand des Mädchens und drückte sie leise, als ob er ihr Trost zusprechen wollte; als ob er sagen wollte: „Haben wir auch das Glück des Mönchtums verloren, so können wir doch wohl aus uns selber heraus uns ein neues Glück aufbauen."

Das Mädchen verstand und lächelte ihn dankbar an. Wieder sandte die Sonne der Liebe einen lichten Strahl durch das dunkle Gewölk ihres Mißgeschickes.

So saßen sie eine Weile Hand in Hand, in stiller Seligkeit. Dann sprach der Mönch: „Liebe, laß uns gehen, der Tag neigt sich."

Sie erhoben sich, ohne daß einer des anderen Hand fahren ließ und schritten den Pfad entlang. Der war aber stellenweise so schmal, daß sie nicht nebeneinander gehen konnten. Trotzdem ließen sie in scherzendem Eigensinn einander nicht los. Das Mädchen schritt voran und zog den Mann gleichsam nach sich. Dabei aber wandte sie oft das Gesicht rückwärts und nickte ihm lächelnd zu. Sie war schön wie eine Göttin.

Erst in der Nähe des Stadttores gaben sie ihr Spiel auf. Mit dem Betreten der Straßen kam es wie eine neue Beklemmung über beide. Der Gegensatz zwischen der stillen Klosterzelle und diesem

bunten Gewimmel war zu groß. Außerdem meldete sich jetzt ein neuer, grimmiger Feind ihrer Liebe: der Hunger. Von Anfangslosigkeit her hat zwischen beiden grimmige Feindschaft bestanden. Das kommt daher, weil sie so nahe miteinander verwandt sind. Sie hassen sich wie Wolf und Hund.

Mit knurrendem Magen wanderten die beiden die Reihe der Verkaufsstände entlang, wo weiße Brote, duftende Reiskuchen und viele andere schöne Dinge aufgehäuft waren. Geld hatte keiner von beiden und zu betteln schämten sie sich, vor den Menschen sowohl wie einer vor dem andern. Ueberdies würde ihnen wohl niemand etwas gegeben haben. Denn so ist der Singhalese. Dem religiösen Bettler gibt er im Uebermaß; der andere mag auf offener Straße verhungern.

So durchwanderten sie die ganze Stadt, außerdem bedrückt durch den Gedanken, daß irgend ein Dörfler aus Mihintale sie hier sehen und erkennen könnte. Schließlich gerieten sie in die Vorstadt am Djetawanarama-Dagoba. Hier hatten die volkreichen Straßen ein Ende. Vereinzelt lagen ärmliche Hütten in kleinen Gärtchen. Vielleicht wären die beiden immer weiter und zum andern Tor wieder hinausgegangen, wenn man sie nicht an einer der letzten Hütten angehalten hätte.

Vor der Tür dieser Hütte saß auf dem Bänkchen ein Weib, auffällig geputzt und geschminkt, so daß über ihr Gewerbe kein Zweifel sein

konnte. Die rief den beiden munter zu: „Noch so spät zum Tor hinaus?“ Es begann nämlich schon zu dunkeln.

Wahrscheinlich hatte sie eine Antwort erwartet, eben so leicht hingeworfen, wie ihre eigene Frage. Da das aber der erste Laut war, der zu den beiden in der menschenwimmelnden Einöde war gesprochen worden, so blieben sie überrascht stehen. So mußte die Kurtisane wohl oder übel ihr Gespräch fortsetzen. Und da sie offenbar gutmütiger Natur war, so sagte sie: „Tretet doch näher, meine Lieben! Gewiß seid ihr Fremde?“

Die beiden antworteten nicht, ließen sich aber erschöpft auf der Bank vor dem Hause nieder. Die Kurtisane begann nun, sie neugierig zu betrachten.

„Wohin wollt ihr noch so spät?“

„Wir wissen es nicht“, antwortete Uthamao, während Maya starr vor sich hinschaute. Beim Anblick des Djetvanarama-Dagobas war ihr eingefallen, daß sie heute an all diesen heiligen Plätzen vorbeigegangen war, ohne auch nur einmal anzubeten, ja ohne das Bedürfnis des Anbetens empfunden zu haben.

„Ihr wißt es nicht?“ rief das Weib lachend. „Geh' doch! Du beliebst zu scherzen.“

„Nein, Liebe! Wir beide sind müde Wanderer, die nicht wissen, wo sie zur Nacht ihr Haupt hinlegen sollen.“

„Seid ihr Mann und Frau?“ fragte die Kurtisane dreist.

„Nein, Liebe“, antwortete Uthamao etwas gepreßt.

„Ich könnte euch wohl beide nächtigen, aber da ihr nicht Mann und Weib seid, so würde das gegen die gute Sitte sein. Ich bin nämlich“, fuhr sie ohne Scheu fort, „diese Nacht auswärts bei einem reichen Liebhaber. Nun, so geh' du zum Djetawanarama. Da wirst du leicht einen Winkel zum Schlafen finden und du, Schwester, magst hierbleiben, falls es dir so gefällt.“

Beide sahen sich etwas unschlüssig an. Dann sagte der Birmane:

„Folgst du auch der Lehre des Buddha?“

„Ich verehre die drei Kostbarkeiten als das höchste auf der Welt. Seid ohne Sorge! Ich kenne die gute Tat und ich kenne die schlechte Tat und ich weiß, daß wie das Wirken so der Lohn ist. Auch in meinem Stande mag wohl Ehrbarkeit und Wahrhaftigkeit geübt werden.“

Diese Person war etwa dreißig Jahre alt, von schönen Formen und hatte ein offenes Auge. Ihr Gesicht aber war schwer zu erkennen, weil sie zu sehr bemalt und geschminkt war.

Als Uthamao ihre Worte hörte, faßte er Vertrauen. So redete er dem Mädchen zu, hierzubleiben, er wolle am Dagoba sich ein Nachtlager suchen und morgen in aller Frühe zurückkehren.

Maya war zu erschöpft, um Einwendungen zu machen. So ging er eilig zur Stadt zurück, entschlossen, jetzt das zu tun, wovor er in des Mädchens Gegenwart sich geschämt hatte: zu betteln. Daß Maya von ihrer Wirtin zu essen bekommen würde, daran zweifelte er nicht.

Er kam bald an einer Hütte vorbei, vor welcher die Familie beim Scheine der Cocusfunzel ihr Abendbrot verzehrte. Still, wie er es als Mönch gewohnt war, stellte er sich abseits und wartete auf eine Gabe. Aber niemand beachtete ihn; er trug ja nicht mehr das gelbe Gewand, das wie durch Zauber alle Hände öffnet. Beim zweiten und dritten Versuch wurde er sogar barsch fortgeschickt und als er den vierten Versuch machen wollte, sprang ihm ein Hund mit solcher Wut entgegen, daß er es vorzog, seine Absicht aufzugeben.

Nun war er freilich aus seiner Mönchszeit an langes Fasten gewöhnt; aber es ist ein großer Unterschied, ob man eine Entbehrung sich freiwillig auferlegt, im Dienste einer höheren Idee, oder ob man ihr gewaltsam unterworfen wird. Heute erschien ihm der Hunger unerträglich, weil er widerwillig fastete und weil sein Denken nur auf Weltliches gerichtet war. Seit Jahren nur an innere Kämpfe gewöhnt, erschien ihm jetzt dieser Kampf um die nackte Notdurft des Lebens gemein und unwürdig. Die Reue über das, was er getan hatte, peinigte ihn mit dem Hunger um die Wette.



Immer wieder tauchte das Bild des ruhig-sicheren Mönchlebens vor seinem geistigen Auge auf. Wie leicht hatte sich dort alles abgespielt und wie schwierig war jetzt alles geworden, wo er nicht nur für sich, sondern auch für ein zweites Wesen zu sorgen hatte.

Bei diesem Gedanken überfiel ihn eine völlige Mutlosigkeit, ja Verzweiflung. Nie in seinem Leben hatte er sich dieser, für andere alltäglichsten Notwendigkeit gegenübergesehen. War es notwendig gewesen, daß es dahin hatte kommen müssen? Gleich einem kalten Wasserstrahl ergossen sich diese Ueberlegungen auf die ohnehin nur matt züngelnde Flamme seiner Liebe und wie ein ausgegossenes Feuer stinkenden Qualm entsendet, so meldete sich jetzt in seinem Herzen das Gemeine, das seit unvordenklichen Zeiten in diesem Wesen gelebt hatte und ihm schon damals, als es noch Upasunda hieß, zum Unheil gereicht hatte. Erst leise, dann immer stärker regte sich der Gedanke in ihm: „Wie wohl wäre mir, wenn ich wieder allein wäre! Wie wohl wäre mir, wenn ich wieder in Mihintale in meiner stillen Zelle säße und die Welt an mir vorbeilaufen ließe!“ Und da zu allem schlechten die Lüge hinzukommt, so log er sich selber vor, daß dieses Flüchten vor der Liebe ein Wirken im Sinne der Lehre und der großen Entsagungstat des Buddha, der ja auch Weib und Kind verlassen habe, vergleichbar sei.

So erging es ihm wie der im Wasser schwimmenden Flasche, die, von den Wellen geschaukelt, erst hin und wieder, sozusagen nippend, einen Schluck Wasser aufnimmt, dann aber schnell und schneller trinkt und schließlich gurgelnd untersinkt. Der Gedanke, das Mädchen zu verlassen, nach Mihintale zurückzukehren und hier durch eine passende Darstellung des Vorganges und durch die Bitte um Verzeihung seine Wiederaufnahme in den Orden zu bewirken, wuchs in ihm mit hinreißender Heftigkeit. Alles, seine Schändlichkeit gegen das Mädchen, die nächtliche Stunde, den weiten Weg vergessend, sprang er von der Stelle, an der er sich gerade niedergelassen hatte, auf und machte sich auf den Weg, gleich als fürchte er, daß es am Morgen schon zu spät sein oder daß ihm dann die Kraft zur Ausführung dieses Entschlusses vielleicht verloren gehen könne.

So durchwanderte er wieder die nächtliche Stadt, zum Osttor zurück, durch das er bei Tage hereingekommen war. Das Tor war bereits verschlossen. Um so hitziger wurde sein Verlangen. Er ging die Stadtmauer entlang, um eine Stelle zu suchen, wo er übersteigen könnte. Immer aufs neue wiederholte er sich: „Ich muß, ich muß nach Mihintale zurück!“ An einer abgelegenen Stelle, wo Steine und Schutt herabgestürzt waren, glaubte er es wagen zu können. Dabei wurde er aber von einem der wachhabenden Söldner bemerkt und

festgehalten. Der hielt ihn für einen Dieb, schleifte ihn mit sich zum Wachthaus und ließ ihm vorsichtshalber auf der Stelle ein Dutzend Hiebe aufzählen. Als Uthamo schreiend beteuerte, daß er unschuldig sei, meinte man lachend: „Das kannst du morgen immer noch beweisen." Damit sperrte man ihn in eine dunkle Zelle, wo er mit seinen Gedanken und seinem schmerzenden Rücken die Nacht über allein blieb.

Nunmehr hatte er jeden inneren Halt verloren. Völlig verzweifelt rief er einmal über das andere: „Hätte ich doch nie in meinem Leben ein Weib gesehen! Dreimal verflucht sei jedes Weibsgesicht! Wahrhaftig, lieber in einen offenen Krokodilrachen rennen, als sich von einem Weib umgarnen lassen!" Voller Wut schlug er sich vor die Stirn, gegen die Brust und tobte, als ob er von Sinnen gekommen wäre. So wurde es auch hier klar, daß, wenn selbst der Götterkönig Regen herabsendet, doch aus unfruchtbarem Boden nichts geboren wird. Fast zehn Jahre hatte er im Orden des Erhabenen gestanden, aber fruchtlos war der Regen der Lehre über den Staubboden seines Herzens hinweggeflossen.

Unterdessen war Maya in jener Hütte gastfrei aufgenommen worden. Unter allerlei Plaudereien hatte das fremde Weib eine Abendmahlzeit hergerichtet. „Ich bin froh, Liebe, daß du gekommen bist; ich habe so selten Gäste. — Sei nicht böse, Liebe, daß ich deinen Freund fortgeschickt habe;

aber wenn man ein solches Gewerbe treibt wie ich, so muß man doppelt auf Ehrbarkeit halten, damit es einen nicht hinunter reißt!"

Diese Worte drangen Maya bis ins Herz. Stand diese Dirne nicht höher wie sie, die Nonne, des Wagiswera Tochter? Es wurde ihr weh und traurig zu Mut. Und jetzt endlich löste sich das eiserne Band, das seit heute früh ihr Herz umklammert hatte. Weinend umschlang sie den Hals der anderen und rief: „Wie gut du bist!"

„Nicht doch, Kind, nicht doch! Ich tue ja nichts als der Lehre des Lehrers folgen. Alle Tage danke ich ihm, daß er uns den Pfad gezeigt hat."

„Du bist besser als ich", rief Maya laut weinend.

„Kind, Kind, laß das Urteilen! Ich tue, was gut für mich ist. Was ist dabei großes!"

Damit nahm sie ihr Obergewand und machte sich zum Weggehen bereit. Nachdem sie noch Maya ermahnt hatte, die Tür gut zu verschließen, verließ sie die Hütte.

Maya hatte nun ihre Lebensgeister durch Speise und Trank erquickt und begann im Geist die Ereignisse des Tages zu verarbeiten, aber launisch wie ein Kind ruhte ihr Gedächtnis nur auf einem: als sie am Tissa-See gesessen und er ihre Hand ergriffen hatte und sie dann Hand in Hand den schmalen Pfad entlang gewandert waren. Sie lächelte glückselig vor sich hin. Ihr war so wohlig zu Mut in dieser kleinen, sauberen Hütte, die nichts enthielt als ein Ruhebett, zwei niedrige Sitze, einen

Kasten und in der Ecke an der Wand ein tönernes Buddha-Bild, auf dessen Sockel jetzt die Lampe brannte. In der Hütte ihrer Eltern hatte es ungefähr ebenso ausgesehen.

In dieser behaglichen Anspruchslosigkeit sah sie den Hinweis auf ein künftiges Glück. Sie blickte auf die Hand, mit der sie ihn geführt hatte. So wollte sie ihn durchs Leben führen, ihn, den Suchenden, Ringenden. Ihr Leben wollte sie ihm widmen, um ihn den Verlust des Mönchsstandes mit seinen erhabenen Zielen vergessen zu machen. Daß sie selber den gleichen, ja schwereren Verlust erlitten hatte, daran dachte sie nicht mehr. Die Gedanken der Liebe hatten sie völlig in Besitz genommen. „Ach", dachte sie, „wenn er jetzt hier wäre, jetzt an meiner Seite säße!" Sie lächelte, wie wohl ein Kind im Traum lächelt.

Doch jetzt! Wahrhaftig, es pochte, leise. Sicherlich, er war es! Das Herz stand ihr einen Augenblick still vor Erregung, um dann mit desto ungestümerer Kraft seine Blutwellen bis in den Hals zu jagen, so daß es ihr Luft und Atem benahm. Sie lauschte. Sie meinte, vor Tosen des Blutes in den Ohren nichts hören zu können. Doch jetzt klopfte es wieder, lauter. Es klang wie eine Forderung. „Mach' nicht auf!" warnte die Stimme in ihr. „Es ist nicht sittsam, wenn ihr beide hier zusammen seid", hatte die Kurtisane gesagt. Aber ihn jetzt wegschicken? Undenkbar! Ihr war, als

ob sich Arme vor ihr öffneten, in die sie widerstandslos hineinsank.

Schnell, aber mit zitternden Knien schritt sie zur Tür und schob den Riegel zurück. Vor ihr im Lichtschein der Oellampe stand ein fremder Mann von fast schwarzer Hautfarbe, in ein schneeweißes Gewand gekleidet und so hochgewachsen, daß die Tür der Hütte zu klein für ihn erschien.

Enttäuscht und erschrocken wollte Maya die Tür wieder schließen, aber eine Armbewegung des Fremden machte ihr es unmöglich. Belustigt sah er auf sie nieder.

„Wo ist die Hausfrau? Ich bin hier freundlicheren Empfang gewöhnt."

„Die Hausfrau ist außerhalb."

„Und du vertrittst inzwischen ihre Stelle." Damit trat er ein und schloß die Tür hinter sich.

Erschrocken wich Maya zurück. „Ich bin nicht so eine."

„Mein süßer Nachtlotus, was du bist, das sehe ich ja." Er trat lachend auf sie zu und versuchte sie in seine Arme zu schließen.

Dieser Mensch war ein Tamilen-Kaufmann aus Jaffna und ein alter Liebhaber der Kurtisane, die er zu besuchen pflegte, so oft er in Geschäften in Anuradhapura weilte. Er war kein Wüstling, sondern ehrenhaft in seinem Leben wie in seinem Geschäft; aber an Orten wie diesen war er gewohnt, alle Scham beiseite zu werfen, weil er sie hier für unschicklich hielt.

Maya war, als er auf sie zutrat, entsetzt zurück-gewichen. Ihr blieb vor Schreck die Stimme in der Kehle stecken; sie konnte nicht einmal schreien. Widerstandslos ließ sie sich greifen, wie ein von Knaben in eine Sackgasse gehetztes Tier. Aber als er sie nun wie ein Kind hochhob, um sie zum Ruhebett zu tragen, da überkam sie, trotz ihres Entsetzens, wieder jener Ekel vor dem Manne, den sie schon einmal empfunden hatte, damals als der Mönch Uthamao sich über sie beugte.

Mit diesem Ekel wich die Lähmung von ihr. Ihre Widerstandskraft erwachte. „Laß los!" schrie sie. Dabei arbeitete sie mit den Armen gegen ihn, wie ein des Schwimmens Unkundiger, wenn er ins Wasser fällt und in Gefahr ist zu ertrinken.

Der Tamile lachte belustigt. Er hielt das alles für jugendliche Schüchternheit, die gebrochen wer-den mußte. Er ließ sich mit seiner Beute auf dem Rande des Ruhebettes nieder. Da die Kraft seiner einen Hand genügte, um sie zu halten, so ver-suchte er, mit der anderen sie zu liebkosen. Sie wehrte sich verzweifelt. Plötzlich stieß sie auf etwas Kaltes, das ihre Finger unwillkürlich um-krampften. Es war der silberne Griff des Dolch-messers, das der Fremde im Gürtel trug. Ohne zu wissen wie, hatte sie die blanke Klinge in der Hand und stieß blindlings auf die nackte Brust zu. Weit aufgerissenen Auges starrte der sie einen Augenblick an, dann lief ein Zittern durch seine Glieder, der sie umschlingende Arm erschlaffte

und schwer stürzte der mächtige Leib zur Erde, Maya im Falle mit sich reißend.

Die sprang wie der Blitz vom Boden auf. Der Mann vor ihr lag regungslos. Aus der Wunde in der Herzgegend sickerte spärliches Blut. „Er ist tot“, sagte sie ruhig, fast sinnend. Alles Entsetzen war verflogen, sie fühlte nur eine unwiderstehliche Neigung, nachzudenken. Es hatte sich wie ein Nebel über ihr Denken gelagert. Diesen Nebel mußte sie zerstreuen. Sie mußte zur Klarheit kommen, vor allen Dingen, um jeden Preis. Nichts war wichtiger als das. Sie fühlte, wenn ihr das nicht gelang, daß dann der Wahnsinn mit ihr spielen würde.

Eine plötzliche Angst überkam sie; nicht die Angst vor dem, was sie getan hatte, — der tote Körper vor ihr rührte sie nicht; was war schließlich natürlicher, als daß ein Mensch stirbt — es war eine neue ‚unheimliche Angst, die einzige Angst, die das Leben ihr noch gelassen zu haben schien: eben die Angst vor dem Wahnsinn, die Angst vor sich selber. Wie etwas riesenhaftes stand plötzlich die Buddha-Lehre vor ihr, wie etwas unersetzlich wertvolles. Alles, ihr Leben, der Inhalt, das Herz ihres Lebens drohte verloren zu gehen in der Wesenlosigkeit des Wahnsinns. Alles dulden, nur dieses eine nicht! Was hätte dann das Leben und vor allem, was hätte dann das Sterben noch für Wert! Hilfe! schrie es in ihr. Hier mußte Hilfe kommen, sofort, sonst war es zu spät.

Erschöpft von diesem schrecklichen inneren Reiben und Ringen ließ sie sich auf einen der Sitze nieder, die Finger krampfthaft ineinander verschlungen, den Blick starr geradeaus gerichtet. Diese Angst kam wellenförmig. Immer wieder fühlte sie, daß der Wahnsinn die Krallen nach ihr ausstreckte. Jetzt einen Halt haben im wirbelnden Kreisen der Gedanken. Die Fäden, die bisher sie mit der Außenwelt verbunden und ihr Halt gegeben hatten, schienen plötzlich abgerissen und der grauenhafte Sturz in das Unsagbare unvermeidlich zu sein. Hilfe! schrie es immer wieder in ihr. Ihr fiel plötzlich der Gott ein, an den jene hellen Völker im Westen glaubten, der allmächtig sein sollte. War er allmächtig, so mußte er sie auch vor dem Wahnsinn retten können. Damit er das täte, mußte sie zu ihm beten. Aber wie das machen? „Und wenn ich auch bete, kann das etwas von dem ungeschehen machen, was ich getan habe? Ist nicht alles, was ich jetzt erleide, Folge meines eigenen Wirkens? Was soll da der Gott!"

Im Augenblick war ihr klar: das war nicht die Tür, die aus dem Kerker zur Freiheit führte. Hier bedurfte es wohl anderer Hilfe.

Indem fiel ihr Blick auf das Lämpchen vor dem Buddhabild. Ihr Blick verfing sich in seinem flackernden Licht, haftete, sog sich fest und jetzt geschah das, worum sie so lange vergeblich sich gemüht hatte: sie verfiel dem Samadhi, der Vertiefung in sich selber.

Damit schnellte sie unmittelbar in den Gedanken der Unbeständigkeit und der Nichtselbstheit ein. Was sie früher nur mit dem Verstande begriffen hatte, das erlebte sie jetzt leibhaftig. Das Denken, sich auf sich selber einstellend, kam in sich selber zur Ruhe, in stillen Wellen auf und ab wogend, wie die reife Saat im Abendwind. Vorbei war nun alle Angst; der Halt war gefunden, die Sicherheit errungen. Jetzt wußte sie: „Alle Furcht, aller Schrecken, alles Entsetzen, sie sind nur da, wo ein Ich-Selbst. Fällt das Ich-Selbst, wie soll es da noch Furcht und Schrecken und Entsetzen geben. Wie ein zu Tode gehetztes Tier habe ich die Pforte gesucht, die aus dem Kerker zur Freiheit führt. Jetzt sind die Kerkermauern selber vernichtet und ich stehe frei."

Damit schnellte ihr Geist in das erste Jhana. Schnell bis zum vierten Jhana hochsteigend, betrat sie die vier Unendlichkeiten und auch diese überschreitend, berührte sie den Nirodha.

In diesem Zustand von Wahrnehmungs-Empfindungs-Vernichtung saß sie Stunde für Stunde, alles Leben im Innersten glühend zusammengedrängt; nach außen hin tot, wie von einer erstarrten Kruste umgeben. Der Morgen nahte. Das leblose Auge hing immer noch an dem Flämmchen vor dem Buddha-Bild. Jetzt erlosch das nach kurzem Aufflackern und mit einem Seufzer kehrte das Mädchen, aus dem Nirodha rückläufig die Unend-

lichkeiten und die Jhanas durchlaufend, zum weltlichen Wachsein zurück.

Eben jetzt trat auch die Kurtisane wieder ein. Ruhig ging Maya auf sie zu: „Liebe, ich habe diesen Mann gemordet. Ruf' die Häscher."

Das Weib blickte einen Augenblick verständnislos; dann erkannte sie den auf der Erde Daliegenden. Seine regelmäßigen Züge hatten im Tode eine Strenge angenommen, als forderten sie Strafe für die an ihm begangene Missetat. Laut aufschreiend wollte sie davonlaufen. Da sie aber klug genug war, um auf der Stelle zu begreifen, wie alles geschehen sei, so kehrte sie, schon vor der Tür, noch einmal um und rief der anderen zu: „Schwester flieh! Dort dicht am Dagoba geht es ins Freie!"

„Sorg' dich nicht um mich, Liebe! Ich bin ja schon im Freien!"

Nun traf es sich, als Maya gefesselt zum Gerichtshaus geführt wurde, daß Uthamao auch gerade dort war, um verhört zu werden. Das Mädchen sah ihn nicht; denn sie sah keine Menschen mehr. Er aber sah sie und war aufs heftigste erschrocken. Bis Mittag hielt man ihn in Haft, dann verabfolgte man ihm noch einmal ein Dutzend Hiebe und ließ ihn laufen, weil man nichts gegen ihn vorbringen konnte.

Aber auch mit Maya machte man kurzen Prozeß. Zwar hielt man sie für geistig umnachtet; denn wer in sich selber leuchtend geworden ist, erscheint

nach außen dunkel. Aber weil damals noch nicht dic Sitte herrschte, Verbrecher ins Irrenhaus zu bringen, statt an den Galgen, so hieb man ihr beide Hände ab, steckte die Stümpfe in siedendes Oel, um das Blut zu stillen und band sie auf dem Richtplatz an den Marterpfahl, damit sie dort den Tod erwarte.

Mittlerweile war Uthamao, so schnell sein schmerzender Rücken es erlaubte, zum Hause der Kurtisane zurückgekehrt. „Verehrte", begann er nach höflicher Begrüßung, „erzähle doch nur, wie alles mit dem Mädchen geschehen ist, die ich gestern Abend bei dir nächtigen ließ."

Die Kurtisane, die fürchtete, daß er ihr Vorwürfe machen wolle, antwortete kurz: „Sie hat einen Mann ermordet und ist heute früh von den Häschern abgeführt worden. Auch den Leichnam haben sie abgeholt. Ich habe viel Arbeit gehabt, meine Hütte wieder rein zu machen."

„Mutter!" rief Uthamao, wie die Birmanen sagen, wenn sie aufs höchste erstaunt und erschrocken sind. Alter Gewohnheit nach sagte er das auf Birmanisch.

Das Weib, das sich bisher mit einer Arbeit zu schaffen gemacht und ihn wenig beachtet hatte, fuhr herum und sah ihm scharf ins Gesicht. Plötzlich sagte sie:

„Hör' zu Freund! Ich will dir etwas zu raten geben."

Befremdet sah der sie an. Sie aber fuhr unbekümmert fort:

„Es ist Komödie und doch nicht zum Lachen. Was ist das?“

„Wenn's nicht das Leben ist, so weiß ich es nicht.“

„Geraten! Doch das war leicht genug. So hör' weiter!“ Und dicht an ihn herantretend, sagte sie auf Birmanisch:

„Sind Mann und Weib und kennen sich nicht.“

„Mutter!“ rief Uthamao wieder in höchstem Staunen. „Mutter! Bist du's?!“

„Freilich bin ich's. Aber das will wenig sagen. Denn ich bin ich und du bist du. Aber ich kenne einen, der heißt Herr Uthamao und ich kenne eine, der dieser Herr Uthamo einst diesen Ring zum Geschenk gab.“ Damit hielt sie ihm den Ring entgegen, den er ihr als Brautgeschenk gegeben hatte.

Da begann Uthamo vor unmäßiger Freude zu lachen und zu weinen. Innig schlossen sie einander in die Arme und feierten das zärtlichste Wiedersehen.

„Die Schminke hat's gemacht, daß ich dich nicht früher erkannt habe,“ rief Uthamao einmal über das andere.

„Dein kahlgeschorener Schädel hat's gemacht, daß ich dich nicht früher erkannt habe. Ueberdies dämmerte es ja gestern abend schon, als ihr ankamt.“

„So erzähle doch nur, wie alles mit dir geschehen ist!"

„Was ist da viel zu erzählen," meinte sie munter. „Als ich an jenem Morgen erwachte und dich nicht neben mir fand, durchsuchte ich angstvoll das ganze Haus; aber du bliebst verschwunden. Und je länger ich suchte, um so klarer wurde mir, daß du der warst, den ich allein und über alles liebte. Im Laufe des Tages erfuhr ich, daß du in ein nach der Küste bestimmtes Fahrzeug gestiegen seist.

Kurz entschlossen fuhr ich dir nach und hätte dich auch wohl noch erreicht, wenn das Boot nicht unterwegs durch die Ungeschicklichkeit der Ruderer von schwimmenden Baumstämmen beschädigt worden wäre. Dadurch verloren wir einen ganzen Tag.

Als ich an der Küste ankam, hörte ich, daß du auf dem Fahrzeug eines chinesischen Kaufmanns nach Lanka gegangen seist. Da ich genügend mit Geld versehen war und das Hausleben in Pagan ohne dich mir unerträglich schien, so wartete ich die nächste Gelegenheit ab und kam glücklich auf diesem Eiland an.

Hier aber verlor ich deine Spur. Damit, daß ich suchend im Lande umherzog, verbrauchte ich mein Geld. Denn ich suchte dich überall, nur nicht im Kloster."

Etwas verlegen blickte Uthamao zu Boden. Sie fuhr fort:

„So mußte ich anfangen, meine Schmucksachen zu verkaufen. Ohrringe, Halskette, Armspangen, eins nach dem anderen ging dahin."

Unwillkürlich warf Uthamao einen Blick auf ihre von Gold strotzenden Arme. Sie erriet den Sinn dieses Blickes wohl, aber unbefangen fuhr sie fort:

„Als alles verkauft war bis auf diesen Ring, von dem ich mich nicht trennen wollte, da war mir gar übel zu Mut. Du weißt, daß in unserem Lande eine Frau oder ein Mädchen sich leicht ernähren kann, indem sie einen Handel anfängt. Hier aber leben die Frauen nur im Hause. So geriet ich schließlich in große Not."

„Weshalb bist du nicht in den Orden getreten?"

„Weil der Orden nicht für mattherzige Landstreicher da ist."

Er verstummte beschämt.

„Als die Not immer größer wurde, dachte ich: Tugend ist ein gar schönes Ding, aber man muß am Leben sein, um sie üben zu können. Ueber ein Jahr lang hatte ich vergeblich gesucht. Nach Hause zurückkehren konnte ich nicht, weil es mir an Mitteln fehlte; darum entschloß ich mich und ergriff das Gewerbe, bei dem du mich jetzt getroffen hast. So lebte ich schlecht und recht, schädigte niemanden, betrog und bestahl niemanden, befleißigte mich nach Kräften der Ehrbarkeit und folgte der Lehre des Buddha. Ueberdies habe

ich meine Liebe zu dir immer im Herzen getragen."

Damit begannen sie wieder, einander zu umarmen und zu liebkosen und dem Manne war wohl wie dem Büffel, wenn er bis zum Hals im Schlamm steckt.

Plötzlich störte das Weib ihn aus seinem Behagen auf durch die Frage:

„Sag' doch, Lieber, was ist das mit dem Mädchen, mit dem du gestern Abend kamst? War sie deine Liebste?"

„Verwünschte Nonne!" dachte Uthamao. „Nicht einmal jetzt läßt sie mich zur Ruhe kommen." Die Wahrheit zu sagen, erschien ihm im Augenblick unmöglich, so log er:

„Dieses Mädchen ist eine Nonne aus dem Kloster von Mihintale, wo ich so lange gelebt habe. Sie verliebte sich unsinnig in mich. Eines Abends schickte sie eine andere Nonne zu mir und ließ mich zu sich bitten, weil sie schwer krank sei. Als ich hinkam, gestand sie mir ihre Leidenschaft und überhäufte mich mit Liebesbezeugungen. Dabei überraschte uns die andere Nonne und meldete es dem Abt. Vor dem Orden befragt, sagte ich: ‚Möge mir gestattet sein, diese Frage nicht zu beantworten.' Daraufhin wurden wir beide aus dem Orden gestoßen und weil sie hilflos war, so wollte ich sie zu ihrem Vater nach Kalawewa zurückbringen."

„Ei, so waret ihr ja ganz auf falschem Wege. Kalawewa liegt dort hinaus."

„So meinst du?" Er machte ein Gesicht, wie ein ertappter Lügner.

Das Weib merkte wohl, daß er log, aber sie dachte: „Schuld gegen Schuld! Mag alles Alte vergeben und vergessen sein."

Indem fiel ihr ein, wie Maya sie umarmt und ihr gesagt hatte: „Du bist besser als ich."

So sagte sie seufzend: „Die Arme, sie ist ein gutes Mädchen. Ihr droht ein leidvolles Ende."

„Sie hat es verdient", meinte Uthamao trotzig. „Sie hat gemordet."

„Sie hat wohl nur ihre Tugend verteidigt."

„Weshalb hat sie den fremden Mann eingelassen."

„Vielleicht hatte sie dich erwartet."

Uthamao schwieg verdrießlich und das Weib dachte: „Was geschehen ist, ist geschehen. Wer kann es ändern! Ein Narr, wer sich die Gegenwart durch Gedanken an die Zukunft verderben läßt. Ueberdies, er ist ein Mann."

So ließen sie es sich beide wohl sein und die Stunden rannen ihnen schnell dahin.

Währenddessen hing jenes Wesen am Marterpfahl. Die Sonne hatte den Zenith erreicht und sich wieder gesenkt. Glühende Strahlen hatte sie herabgesandt und die Arme hatte den doppelten Kampf zu kämpfen: mit den Schmerzen und mit

dem Verschmachten. Aber standhaft gesammelt blieb der Geist, das nach außen erloschene Auge glühend nach innen gerichtet. So hing sie lautlos, regungslos und nur die hin und wieder einsetzenden Ohnmachten machten ihren körperlichen Qualen für eine Weile ein Ende.

Da wurde einem der Söldner auf dem Richtplatz das Herz weich. Er dachte: „Hat denn diese Unselige niemanden in der Welt, der ihr die Lippen netzt?" Es war nämlich Anverwandten und Freunden der Verurteilten erlaubt, diesen bis zum Tode Liebes zu erweisen. Nur den Söldnern war es verboten, sich mit den Verbrechern zu schaffen zu machen. Zufällig aber war dieser Söldner einer von denen, die Maya am Morgen aus dem Hause der Kurtisane abgeholt hatten.

So rief er denn einen gemeinen Mann: „Du Mensch, geh' doch in die und die Hütte und sage den Leuten die du da findest, jene Unselige, die ihr kennt, hängt am Marterpfahl und hat niemanden, der ihr die Lippen netze."

Der Mensch sprach: „Gut, das will ich tun." Da er aber selber Geschäfte hatte, so dachte er: „Erst will ich für mein Eigenes sorgen. Wenn es ihr Kamma ist, daß sie früher Linderung haben soll, so wird es auch ohne mich geschehen."

So wurde es Abend, ehe er zur Hütte kam. Da aber inzwischen so viel Zeit darüber hingegangen war, so entsann er sich nicht mehr genau der

Worte, die der Söldner ihm aufgetragen hatte, sondern sagte, als er in die Hütte eintrat, zu Uthamao gewendet: „Jene Unselige, die du kennst, hängt am Marterpfahl und läßt dich bitten, ihr die Lippen zu netzen.“

Da dachte Uthamao an jenen Abend, an welchem jene Nonne zu ihm gekommen war und ihm gesagt hatte: „Herr, die Nonne Maya ist schwer krank und läßt dich bitten, zu ihr zu kommen.“ Damit hatte sein ganzes Unglück begonnen. Sein schlechtes Herz wurde hart wie Stein. Auch hatte er wohl gefühlt, daß sein Weib seine Lügen vorhin gemerkt hatte und wollte nun zeigen, daß er mit jener nichts zu tun habe. So erwiderte er heftig:

„Genug und übergenug des Unheils hat dieses Weib über mich gebracht. So wahr ich Uthamao heiße! Keinen Finger will ich rühren, um ihr zu helfen.“

Der Mensch entfernte sich stumm. Das Weib aber erschrak; denn sie sah jetzt, daß ihr Mann dem Schlechten ergeben und auf abwärts führender Fährte war.

„So geh' doch, Lieber!“ sprach sie bittend.

„Willst du mich denn völlig ins Verderben bringen“, schrie er heftig.

Da sah sie, daß ihr Bitten vergeblich sein würde. Sie sagte nichts mehr, aber schweigend nahm sie ein wenig Speise und ein Krüglein frischen Wassers und machte sich auf den Weg zum Richtplatz.

Es war mittlerweile Nacht geworden, aber der Mond leuchtete hell. Ihr graute, um so mehr, je näher sie dem Richtplatz kam. Indessen standhaft das Leiden und die Unbeständigkeit alles Lebens sich vorhaltend, schritt sie vorwärts. Am Eingang zum Richtplatz stand ein Bambusgehölz. Schon von ferne hörte sie es in den Zweigen seufzen. Wie Gespenster huschten die feinen Blätter im Mondschein und im Innern des Laubwerkes glühte es von tausend Flämmchen. Freilich hatte sie schon oft genug das Knarren des Bambus im Nachtwind gehört, oft genug die Leuchtkäfer im Laubwerk gesehen, aber jetzt — wie schauerlich!

Ihren Mut zusammennehmend, schritt sie an diesem Ort des Grauens vorbei, aber nur um an einen Ort noch schlimmeren Grauens zu geraten. Die öde, im Mondschein wie tot daliegende Fläche ließ ihr fast das Blut in den Adern erstarren vor Grauen. Nichts konnte schrecklicher sein als dieses Schweigen, das unsagbar Schreckliches zu verheimlichen schien. Aber das Denken standhaft nach innen gerichtet, schritt sie vorwärts, an halbverfallenen Pfählen vorüber, die, wie Opfer suchend, ihre Arme ausstreckten. Denn seit König Kassapa, vom Gewissen über den Vatermord gequält, sich auf den Fels von Sigiri zurückgezogen hatte, herrschten auf dem Richtplatz der Hauptstadt magere Zeiten.

Jetzt sah sie auch den Pfahl, an dem jenes Wesen hing und damit war der Höhepunkt ihres Grauens

überschritten. Gefaßt schritt sie auf die Unglückliche zu. Der Mond schien voll auf das Antlitz, das völlig dem einer Toten glich. „Sie ist wohl schon tot, die Arme“, dachte sie. „Aber doch will ich ihr die Lippen netzen“. Da merkte sie, daß sie ihr Tüchlein vergessen hatte und frommen Sinnes riß sie ein Stück von ihrem feinen Brustlatz, tauchte es ins Wasser und bitterlich weinend netzte sie die schon tot-kalten Lippen.

Da öffnete jenes Wesen noch einmal die Augen und sah auf das Weib vor ihr. Wie ein verlorener Sonnenstrahl huschte es über ihr Gesicht, dann verlosch es.

Die Kurtisane aber ahnte, daß jener die Befreiung zuteil geworden war; denn so sterben nur solche, die sich losgelöst haben. Ihre Tränen trocknend, kniete sie nieder und die schrecklich verstümmelten Glieder und die stille Ruhe auf dem Antlitz der Dahingeschiedenen betrachtend, tauchte sie nachdenklich ihre Fingerspitzen in den Blutpfuhl zu Füßen des Marterholzes und sprach langsam und nachdrücklich: „So wahr das Blut dieser Vollkommenen an meinen Fingern klebt, noch diese Nacht geh' ich ins Kloster für immer.“

Und so geschah es.

Uthamao aber wartete die ganze Nacht hindurch auf sein Weib. Am Morgen lief er wie unsinnig umher und befragte alle Menschen. Endlich

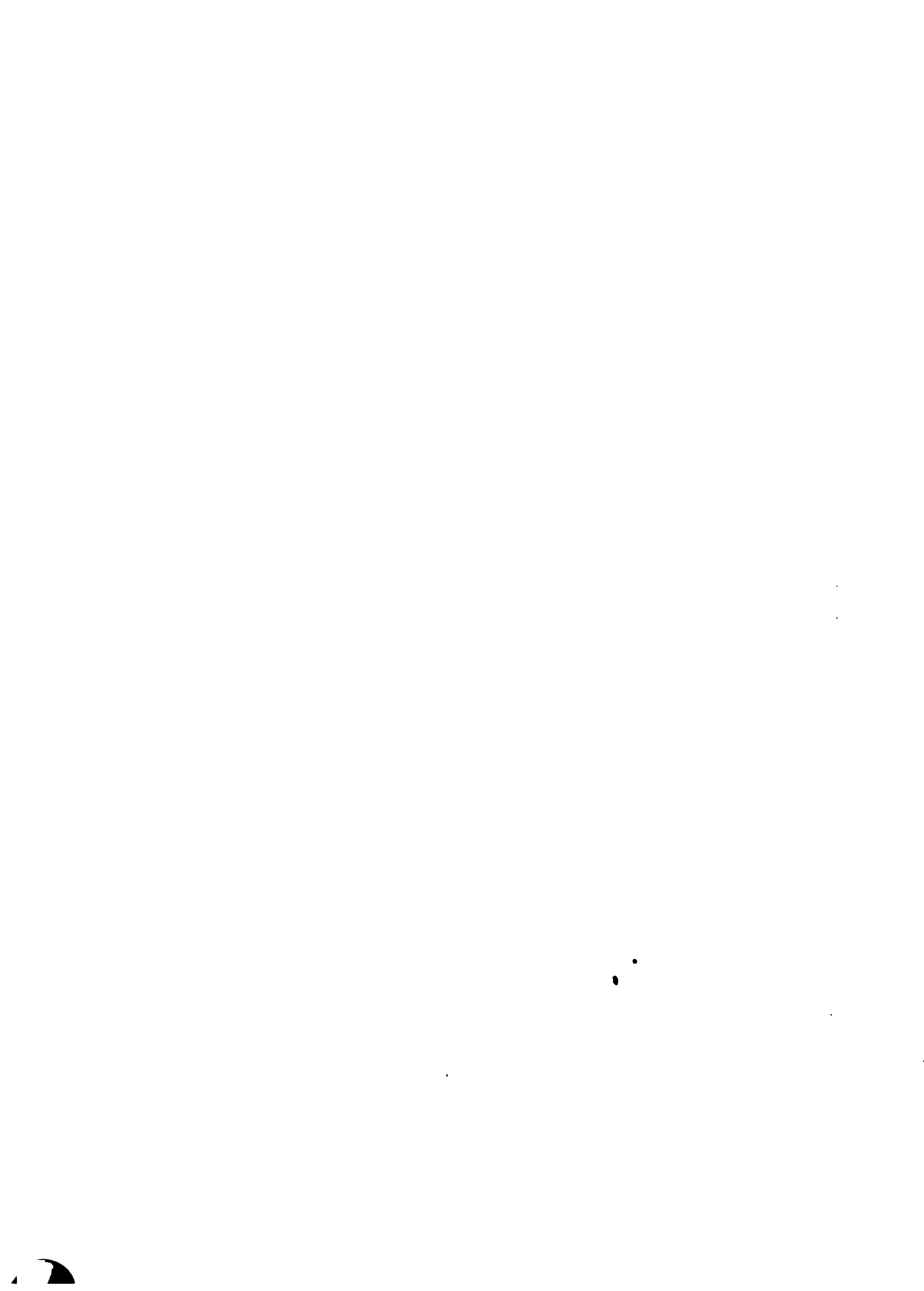
sagte ihm einer: „Die Kurtisane, die du suchst, ist in ein Kloster gegangen für immer."

Da merkte er wohl, daß sein Weib der anderen folge und daß er sie beide verloren habe. Er war aber schon zu schwachherzig und gemein geworden, um aus diesem Verlust den Entschluß zum Guten fassen zu können; vielmehr ergab er sich von nun an ganz einem schlechten Lebenswandel, der immer tiefer abwärts führt. Und als er eines Tages auf offener Straße erhenkt wurde, weil er den Abt eines Klosters in der Trunkenheit halb tot geprügelt hatte, da hatte er, wie es zu erwarten war, üble Wiedergeburt, an einem Ort der Pein.

Als aber Vater Wagiswera hörte, daß seine Tochter wegen Unzucht aus dem Orden ausgestoßen sei und unter den Händen des Henkers geendet habe, da brach ihm das Herz und er tötete sich dadurch, daß er von Stund an weder Speise noch Trank zu sich nahm. Er wußte ja nicht, was in Wahrheit mit seiner Tochter, diesem Wesen, geschehen war.

Ebenso ging es den Dörflern in Kalawewa. Wenn sie später von des Schulmeisters Tochter und ihrem schrecklichen Ende sprachen, so sagten sie meist halb mitleidig, halb schadenfroh: „Sie wollte die Ihana's erreichen und nun hat sie solch ein Ende genommen." Auch diese Menschen wußten ja nicht, was geschehen war. Und was weiß schließlich auch einer vom andern! Worte und Zeichen — das ist alles.

So war nach vielen, vielen Jahrmillionen das was in jenem Wesen, als es noch Sunda hieß, im Gedanken „Eine Qual ist diese Liebe“ aufgeblüht war, in der Nonne Maya und ihrem Sterben zur Reife gekommen. Wunderbar, fürwahr, ist die Kraft der Lehre.



ERLÄUTERUNGEN

ZUM BUCH PUBBENIVASA

Seite 13. Im Kamma dieses Wesens: Kamma (Karma) ist das individuelle Wirken. Es ist nicht ein Weltenrichter, der dem einen einen Mauerstein auf den Kopf fallen läßt und dem anderen Blumen vor die Füße streut; es ist nichts als das Wirken in Gedanken, Worten und Taten und als solches die Inkraft, die das individuelle Dasein aus einer Lebensform in die nächste weiterbrennen läßt. Man vergleiche hierüber die Broschüre „Was ist Buddhismus und was will er."

Seite 14 und 15. Bezüglich der Geschichte Kanzler Sundakari vergl. unsere Uebersetzung der Langen Sammlung, 19. Lehrrede.

Seite 17. Der Atman ist die Einzel-Seele. Seine Identität mit der Welt-Seele, dem Brahman, ist der Kern des indischen Pantheismus, wie er sich in den Upanischads auskristallisiert hat. Alle diese luftigen Idealismen können vor der Wirklichkeitslehre des Buddha nicht bestehen. Freilich ist er, der Buddha, aus der geistigen Atmosphäre des Pantheismus hochgewachsen, aber er hat ihn überkommen.

Seite 19. Brahma-Himmel: auch die Himmel sind in buddhistischer Wirklichkeitslehre nur Ergebnis individuellen Wirkens; ist die Frucht dieses Wirkens erschöpft, so müssen sie mit anderen Daseinsformen vertauscht werden.

S e i t e 20. M o n s u n-W i n d: Ceylon, wie ganz Indien, liegt im Gebiet des Monsun. In unseren Sommermonaten weht der S.-W.-Monsun, in unseren Wintermonaten der N.-O.-Monsun.

S e i t e 21. Die Singhalesen, als Buddhisten, geben sich nie zum Schlächterhandwerk her. Meist sind es Muhamedaner, die diesen Beruf ausüben. Allerdings verschmähen die Singhalesen meist nicht, dem Muhamedaner seine Ware abzukaufen. Hierin scheint ein Mangel an Folgerichtigkeit zu liegen. Vergl. hierzu N e u-B u d d h i s t i s c h e Z e i t s c h r i f t, Sommerheft 1921.

S e i t e 21. W i r w e r d e n i h n l o s k a u f e n: daß Buddhisten Schlachttiere loskaufen, ereignet sich des öfteren.
Ein V i h a r a ist ein buddhistisches Kloster.

S e i t e 29. U p o s a t h a-T a g: Der buddhistische Feiertag fällt auf den Voll- und Neumond. Auch die beiden Zwischenviertel werden gefeiert.
Ein T h e r a ist ein älterer Mönch.

S e i t e 34. Der G l e i c h m u t (die upekha) ist die Frucht buddhistischen Denkens — nicht der Gleichmut des Stoikers, sondern das Ergebnis einer ganz bestimmten Einsicht in das Wesen der Wirklichkeit.

S e i t e 59. K a n d y, der frühere Sitz der letzten Ceylon-Könige, ist die landschaftlich anmutigste Stadt in Ceylon.

S e i t e 61. D a s h a t s i e v o n m i r: Der Mensch stammt nur seinem leiblichen Teil nach von den Eltern ab; seinem geistigen Teil nach stammt er von sich selber ab.

S e i t e 70. Die U p a n i s h a d ' s: sozusagen die Bibel des indischen Pantheismus.

Seite 98. Der Orden des Ignatius Loyola ist der Jesuiten-Orden. Grundsätze wie die seinen können segensreich sein nur da, wo die Klugheit ebenso groß ist wie die Herzensreinheit.

Seite 103. Der Samsara: das Reich und die Reihe der Wiedergeburten, die Welt.

Seite 110. Die Seelenwanderungslehre des Vedanta: sie muß wohl unterschieden werden von der Wiedergeburtenlehre des Buddhismus. Dort Glaube, hier Erlebnis.

Seite 113. Ueber König Mahasudassana vgl. unsere Lange Sammlung, Lehrrede 17.

Seite 131. Die Sankhara's sind die Veranlagungen, Strebungen, Tendenzen, kurz: der Charakter, den das Wesen aus voriger Daseinsform in diese mit hinübernimmt. Sie sind gleichwertig mit Kamma (Wirken).

Seite 142. Der Ihelum (sprich: Djhelum) ist der wichtigste Fluß Kashmirs.

Seite 145. Im Kreisen des Samsara: der Samsara kreist unterbrechungslos, liegt immer in Wehen, aber dieses Kreisen ist kein Kreislauf. Die Flamme frißt immer nur weiter und schließt sich nicht zum Kreislauf.

Seite 159. Der Tissamaharama-Dagoba liegt im Süden Ceylons.

Seite 171. Der Buddha Kassapa ist einer der vier Buddhas, die in diesem „Glücklichen Kappa", in dem wir jetzt leben, erschienen sind. Vergl. hierüber unsere Lange Sammlung, 14. Lehrrede.

Seite 175. Sadhu-Rufe: Das Wort „Sadhu" ist der Heil- und Segens-Ruf der Buddhisten.

Seite 178. Dhatu-Sena: Sein tragisches Schicksal wird am Schluß der Ceylon-Chronik (Mahawamsa) erzählt. Er wurde von seinem jüngeren Sohn Kassapa entthront und gefangen gesetzt. Auf die Frage, wo er seine Kronschätze verborgen habe, schwieg er lange. Als man ihm aber beständig zusetzte, sagte er: „Laßt mich noch einmal im Kalawewa baden; dann will ich den Ort verraten.“ Als er aber gebadet und vom Wasser des Sees getrunken hatte, sagte er (auf den See zeigend): „Das ist der einzige Reichtum, den ich besitze.“ Er wurde darauf lebendig eingemauert und so getötet.

Seite 180. Zu der Stelle über die Frauen vergleiche Mahaparinibbana-Sutta.

Seite 182. Daß Kamma unabänderlich ist: Die Unabänderlichkeit bezieht sich auf das Gewirkte, dessen Folgen abgetragen werden müssen, weil etwas, das geschehen ist, nicht wieder rückgängig gemacht werden kann. Von jedem Jetzt aus mag in rechter Einsicht und in rechtem Entschluß eine Richtungsänderung einsetzen. Aber nur ich selber kann an meinem Schicksal ändern, nicht ein anderer.

Seite 185. Der Dhamma ist die Lehre des Buddha.

Seite 188/89. Nibbana (Nirwana) ist kein Ort der Seligkeit, sondern nichts als der Zustand des Freiseins von allen Trieben, die der Unterhaltung der Lebensflamme dienen. Hören die Triebe auf, geht die Flamme ein.

Seite 191. Die Ihana's (sprich: Djhana) sind das von der Welt ablassende und sich auf sich selber einstellende Denken, das in vier Stufen sich abspielt. Vergl. dazu unsere Lange Sammlung.

Seite 193. Mahinda, König Asoka's Sohn, ist der Apostel des Buddhismus in Ceylon. Er lebte in

Mihintale, ein Fels, acht englische Meilen von Anuradhapura entfernt.

Seite 194. Der Wesak-Monat ist der Geburtsmonat des Buddha, unserem Mai entsprechend.

Seite 197. Der Abhayagiri, der Jetawanarama und der Ruanweli sind die drei großen Dagobas in Anuradhapura. Der Ruanweli ist der älteste und größte der drei (von König Duttha Gamini erbaut), hat aber am meisten gelitten. — Dagobas sind die buddhistischen Reliquienschreine. Sie heißen auch Thupa (Stupa). Der Ruanweli-Dagoba hieß Maha-Thupa (der große Stupa).

Seite 198. Der heilige Bo-Baum besteht heute noch. Er ist ein Ableger des Feigenbaumes in Uruvela, unter welchem Gotama zur Buddha-Einsicht, zur Bodhi gelangt war.

Seite 199. Der Thuparama-Dagoba ist der älteste Dagoba Ceylons, unter König Tissa, etwa 300 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung erbaut. Unter diesem König kam der Apostel Mahinda und damit der Buddhismus nach Ceylon.

Seite 200. Der Eherne Palast (Loha Pasada) war ein neunstöckiges Klostergebäude, gleichfalls von König Duttha-Gamini erbaut.

Seite 201. Die Zufluchtsformel lautet: „Zum Buddha nehme ich die Zuflucht; zur Lehre nehme ich die Zuflucht; zur Mönchsgemeinde nehme ich die Zuflucht.“ Sie ist keine Formel des Glaubens, sondern des Vertrauens.

Seite 202. Ein Blatt des heiligen Bo-Baums: Die Blätter werden als Reliquien mit nach Hause genommen.

Seite 205. Die Erzählung Uthamao's macht keinen Anspruch auf historische Treue.

Seite 223. Leuchtend weißer Dagoba: Der Ambastala-Dagoba, der die Reliquien Mahindas birgt.

Der Mahasaya-Dagoba, von König Tissa erbaut, ist durch seine Lage einer der schönsten Dagobas in Ceylon.

Seite 225. Die Rechtsumwandlung: Wenn man der betreffenden Person oder dem Dagoba die rechte Seite zukehrt. Ein Zeichen der Ehrfurcht.

Seite 228. Die Sammlüngen (bhavana) sind gedankliche Uebungen.

Der Samadhi ist die geistige Vertiefung.

Das Erkennen der Gedanken Anderer ist eine der höheren Fähigkeiten. Aber: man muß sein eigenes Licht ausgelöscht haben, um das Licht im Zimmer des Nachbars zu sehen.

Seite 230. Die fünf Silas: 1. Nicht Leben rauben, 2. Nichtgegebenes nicht nehmen, 3. Keusch leben, 4. Nicht unwahres reden, 5. Keine berauschenden Getränke trinken.

Aus Wissen und Wandel (vijja und carana) besteht die Lehre.

Geduld und Langmut höchste Buße sind: Ein Vers aus dem Dhammapada (184). Vergl. unsere Uebersetzung S. 110.

Seite 231/32. Vergl. hierzu die Broschüre: Was ist der Buddhismus und was will er?

Seite 236. Pali ist die Sprache, in der die buddhistischen Schriften geschrieben sind; verwandt mit dem Sanskrit.

Seite 239. Der Bhikkhu ist der buddhistische Bettelmönch.

Seite 245. Ananda (Ton auf der ersten Silbe) ist der Lieblingsjünger des Buddha. Die betreffende Predigt steht Anguttara-Nikaya, Vierer-Buch Nr. 159.

Seite 254. Samana ist ganz allgemein ein religiöser Büßer. Der Buddha heißt „Samana Gotama". Das Wort hat den Ton auf der ersten Silbe.

Seite 263. Die drei Kostbarkeiten (tiratana) sind: Buddha, Dhamma, Sangha (der Buddha, die Lehre, die Mönchsgemeinde).

Seite 270. Der Nordteil Ceylons mit der Hauptstadt Jaffna wird von Tamilen (aus Süd-Indien stammend) bewohnt. Ob Jaffna schon zu jener Zeit bestand, weiß ich nicht.

Seite 274. Ueber die vier Unendlichkeiten und den Nirodha (d. h. die Wahrnehmungs-Empfindungs-Vernichtung) vergleiche unsere Lange Sammlung.

Maurer & Dimmick, Berlin S O. 16.

